WILHELM LEONHARDT



KREML UND VATIKAN



PFEIFFER VERLAG

Wilhelm Leonhardt

KREML UND VATIKAN

Ein Kampf um die Macht durch fünf Jahrhunderte

Vom falschen Demetrius bis Anastasia.
Der erste Marsch nach Moskau und die heutige Kreuzzugspropaganda.

„Man kann viele Menschen dauernd hinters Licht führen; man kann alle Menschen eine Zeit lang hinters Licht führen; aber man kann nicht alle Menschen dauernd hinters Licht führen!"

(Abraham Lincoln, geb. 1809, ermordet 1865)

Der mit der Geschichte der Beziehungen und Verhältnisse zwischen Kreml und Vatikan und der hin- und herwogenden Machtkämpfe bestens vertraute Verfasser will in diesem Buche offensichtlich machen, mit welcher Zähigkeit der Vatikan immer wieder versucht hat und trotz der derzeitigen fast aussichtslosen Lage für ihn noch versucht, der Glaubensüberzeugung in Rußland eine andere Richtung zu geben. Dabei stellt er auch all die Machenschaften auf beiden Seiten in ein helles Licht, die dazu dienen sollten, das Rad der Geschichte zurückzudrehen und der römisch-katholischen Kirche auch in Rußland wieder zum Siege zu verhelfen.

HANS PFEIFFER VERLAG



WILHELM LEONHARDT

KREML UND VATIKAN

Ein Kampf um die Macht
durch fünf Jahrhunderte

HANS PFEIFFER VERLAG

HANNOVER


Entwurf des Umschlages Günter Bieling, Hannover

Gesamtherstellung: Buchdruckwerkstätten Hannover GmbH

„Die Vollkommenheit einer Historie besteht darin, daß sie allen Parteien und allen Nationen mißfällt; denn dies ist ein Beweis, daß der Verfasser keiner von ihnen schmeichelt oder Schonung widerfahren läßt, und daß er allen das sagt, was die Wahrheit ist."

Pierre Bayle (1647—1706)

Wilhelm Leonhardt

KREML UND VATIKAN

Einleitung

Am 15. Mai 1961 endete vor der 2. Zivilkammer des Hamburger Landgerichts ein merkwürdiger Prozeß. Sein Ergebnis zerstörte die seit Jahrzehnten umlaufende Legende von der lebenden Zarentochter Anastasia, der Tochter des letzten, von den Bolschewisten ermordeten, Zaren Nikolaus II. von Rußland. Ob diese Legende noch einmal erneuert wird, — Legenden sind bekanntlich langlebig — ist zwar unwahrscheinlich aber immerhin möglich. Damals meinte der Berichterstatter des „Münchner Merkur“ vom 16. Mai 1961, es sei mit diesem Ausgang des Prozesses „vielleicht nur der vorletzte Schlußstrich unter ein Thema gezogen, das Drehbuchschreibern wie Autoren von Tatsachenberichten und Romanen einen dankbaren Stoff geliefert hatte“.

Handelte es sich indessen in dem Fall der Anastasia wirklich nur um einen solchen „dankbaren Stoff“ für derartige sensationswütige Schriftsteller, oder sollten mit der Propagierung einer lebenden Zarentochter politische Ziele verfolgt, gar die Wiedererrichtung des durch die russische Revolution von 1917 beseitigten Zarenthrones in Rußland eingeleitet werden?

Um das Auftauchen eines solchen Prätendenten unmöglich zu machen, — wie bei den Habsburgern in Österreich — hatten die Bolschewisten nach dem Rezept des französischen Terroristen Barère (1755—1841) gehandelt. Dieser meinte nämlich: *„Il n'y a que les morts qui ne reviennent pas“* (Nur die Toten kehren nicht zurück). Daher wurden alle Mitglieder der Zarenfamilie Romanow am 16. Juli 1918 im Keller des Hauses Ipatieff zu Jekaterinenburg ermordet. Es ist jenem Exekutionskommando wohl zuzutrauen, daß sich dessen Führer vom Tode a l l e r jener Romanows überzeugte, bevor sie diese Stätte des Grauens verließen.

Die Macht des Zaren war seit der Begründung des Großfürstentums Moskau in Verbindung mit den Lehren der russisch-orthodoxen Kirche zum politischen Dogma des Volkes geworden. „Die-

ser religiöse Gedanke durchdrang sich mit dem monarchistischen so sehr", — schrieb der Historiker Ch. Schiemann — „daß in der Vorstellung der Zeitgenossen sie fast identisch erscheinen. Wer sich gegen den Großfürsten (den Zaren) erhebt, frevelt am Glauben und umgekehrt, wer von den alten Kirchensatzungen abfällt, vergeht sich an der Majestät des Herrschers. Das ist trotz der Tünche, welche die folgenden Jahrhunderte darüber zu decken versuchten, im Wesentlichen auch heute (im Jahre 1886) nicht anders, und d i e E r k e n n t n i s d i e s e r T a t s a c h e i s t e i n e V o r b e d i n g u n g z u m r i c h t i g e n V e r s t ä n d n i s d e r G e s c h i c h t e R u ß l a n d s." [1])

Zweifellos hat die russische Revolution des Jahres 1917 diese Vorstellungen gründlich beseitigt. Es war schwierig genug. Im Jahre 1918 mochten diese Auffassungen zwar noch sehr weit im russischen Volke verbreitet sein, — zumal noch im Jahre 1919 zaristisch eingestellte Truppen gegen die Revolutionsregierung im Felde standen — im Jahre 1958 gehörten solche Planungen jedoch in das Gebiet der Romantik. Aber es gibt und gab stets politische Romantiker!

Immerhin sagte der Vorsitzende der 2. Zivilkammer des Hamburger Landgerichts bei Beginn der Beweisaufnahme zum Anastasia-Prozeß im Jahre 1958: „W e l c h e d u n k l e n K r ä f t e h i e r i m H i n t e r g r u n d w i r k e n, ist noch völlig ungeklärt." („Münchner Merkur" vom 12./13. April 1958). Solche „d u n k l e n K r ä f t e" können nun politischer, religiöser oder okkulter Natur sein. Jedenfalls ist die Fragwürdigkeit jener Anastasia-Propaganda mit diesen Worten einigermaßen gekennzeichnet. Russisch-monarchistische Bestrebungen mochten bald von dieser, bald von jener Seite genährt werden. Dahin sollte vermutlich folgende Bemerkung der Verfasserin des Aufsatzes jenes Münchner Blattes zielen: „Es scheint, daß nicht allein finanzielle Hintergründe, sondern ebenso d y n a s t i s c h e I n t e r e s s e n mitspielen." Und gerade diese dynastischen Interessen wurden vermutlich von jenen „d u n k l e n K r ä f t e n i m H i n t e r g r u n d" gefördert, während die möglichen finanziellen Ergebnisse von denen erwartet wurden, die das große, bei verschiedenen

[1]) „Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert" Berlin 1886, Seite 229.

westeuropäischen Banken deponierte Zarenvermögen unter sich zu teilen beabsichtigten.

Wahrscheinlich ist der damals die Spalten der Weltpresse füllende Fall der falschen Zarentochter Anastasia in unserer schnellebenden Zeit bereits wieder vergessen. Neue politische Skandale haben ihn überlagert. Daher müssen wir uns die Entstehung der Anastasia-Legende kurz vergegenwärtigen. Denn der Fall der falschen Zaren t o c h t e r Anastasia des 20. Jahrhunderts kann und soll uns den Fall des falschen Zaren s o h n e s Demetrius um die Wende des 16. zum 17. Jahrhunderts verständlicher machen. Und der Fall Demetrius könnte — umgekehrt — die Hintergründe des Falles Anastasia bis zu einem gewissen Grade klären. Freilich, die Geschichte wiederholt sich nie; sie liefert aber sehr oft Parallelen, so daß aus der Vergangenheit betrachtet die Gegenwart begreiflicher wird.

Die Ermordung des letzten Zaren Nikolaus II. durch die Bolschewisten wäre an sich in der russischen Geschichte kein besonderes Ereignis. Als ein russischer Würdenträger dem Hannoverschen Gesandten, dem Grafen Münster, die Ermordung des Zaren Paul I. (1801) schilderte und sah, daß sich der Zuhörer darüber entsetzte, sagte der Russe gelassen: „Was wollen Sie, Herr Graf? — Tyrannei, gemäßigt durch Meuchelmord, das ist unsere Magna Charta." [2])

Bekanntlich meinte Bismarck nach dem überraschenden, unerwarteten Tod des Kardinalstaatssekretärs Franchi am 1. August 1878 — dessen Politik widersprach der Konzeption der Jesuiten — jener russischen Auffassung von der „durch Meuchelmord gemäßigten Tyrannei", könnte gegebenenfalls auch einmal im Vatikan gehuldigt werden.

Nach der Anastasia-Legende sollte die nur verwundete Tochter des Zaren — jene Anastasia — durch einen russischen Soldaten Tschaikowski aus dem Mordkeller zu Jekaterinenburg gerettet und in westliche Länder gebracht worden sein. Nach manchen wunderbaren Irrfahrten von Land zu Land und einem Selbstmordversuch in Berlin wurde sie schließlich von ihren Propagan-

[2]) Bernhardi: „Denkwürdigkeiten des russischen Generals d. Inf. K. Fr. Grafen v. Toll", I, 97 Leipzig 1865; Dolgorukow, I, 200/5.

disten, unter dem Namen Anna Anderson in dem Schwarzwalddorf Unterlengenhardt lebend, „entdeckt".

Bereits nach ihrem Selbstmordversuch — die Unbekannte sprang am 17. Februar 1920 in den Berliner Landwehrkanal — „hatten auch die dunklen Mächte schon wieder ihre Hand im Spiel", schrieb der „Münchner Merkur" vom 12./13. April 1958. Leider wurde nicht verraten, welcher Art oder Herkunft diese „dunklen Mächte" waren, die man vielleicht wegen ihrer vermutlichen politischen Ziele „überstaatliche Mächte" nennen könnte, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1920 noch Truppen in Rußland für den Zarismus kämpften, so daß noch immer die Hoffnung auf einen Neo-Zarismus gegeben war.

Jedenfalls wurden mit großem Geldaufwand — woher kam das Geld? — vielerorts, selbst in den USA, Zeugen entdeckt und aufgeboten, um die Identität der Anna Anderson mit der Zarentochter Anastasia Nikolajewna zu bekunden. Anthropologen begutachteten die körperlichen Eigentümlichkeiten, Graphologen verglichen die Handschriften der entdeckten Prätendentin, ehemalige zaristische Offiziere und Hofbeamte erklärten, Anna Anderson sei zweifellos die Großfürstin Anastasia, die legitime Tochter des ehemaligen Zaren Nikolaus II. Sie sei also nicht nur die berechtigte Prätendentin für den Zarenthron, sie sei auch die alleinberechtigte Erbin des umfangreichen Zarenvermögens.

Nun wurde zwar die Anwartschaft auf den Zarenthron mit der zunehmenden Festigung der Sowjetunion nach dem Jahr 1920 immer romantischer und schließlich nichtsbedeutend. Die Aussicht auf die Erbschaft des Zarenvermögens blieb bestehen und wurde um so verlockender, je mehr darüber bekannt wurde. Dieser Erbanspruch veranlaßte die bislang erbberechtigte Herzogin Barbara von Mecklenburg, deren Großmutter eine Schwester der Zarin war, ihre eigenen bereits gesicherten Erbansprüche gegen die der angeblich auferstandenen Zarentochter geltend zu machen. Um hier eine Klärung herbeizuführen, beschritt Anna Anderson — natürlich auf Veranlassung ihrer Hintermänner und Propagandisten — den Weg einer Feststellungsklage. Auf diese Weise kam es dann zu dem umfangreichen Prozeß vor dem Hamburgischen Land-

gericht. Im Verlauf dieses Prozesses wurde die Anastasia-Legende immer mehr durchlöchert und schließlich durch das gesprochene Urteil zerstört. Die Identität der Anna Anderson mit der Anastasia war nicht zu erweisen.

In dem Bericht des „Münchner Merkur" vom 16. Mai 1961 heißt es: „Zarentochter oder Hochstaplerin — diese Frage bewegte seit Jahrzehnten die Gemüter, seit eine Frau namens Anna Anderson die Behauptung aufgestellt hatte, sie sei in Wirklichkeit Anastasia Nikolajewna, die jüngste Tochter Zar Nikolaus II. aus dem Hause Romanow. Gestern wies nun die zweite Zivilkammer des Hamburger Landgerichts nach fast vierjähriger Prozeßdauer die Anerkennungsklage der schwerkrank und zurückgezogen im Schwarzwald lebenden Anna Anderson als ‚unbegründet' zurück . . . Der Gegenanwalt und Rechtsvertreter der Herzogin Barbara von Mecklenburg zerpflückte in einem langen Plädoyer alle Argumente einzeln und zerriß sie dann in Bausch und Bogen noch einmal mit dem Satz: ‚Die Klägerin ist in unseren Augen eine unglückliche, kranke Person, die von der fixen Idee besessen ist, Anastasia zu sein. Das Mitleid ist ihr sicher.'

Mitleid strebte jedoch Anna Anderson wohl weniger an als die Ungültigkeitserklärung des Erbscheines, der 1933 von einem Berliner Gericht der Herzogin von Mecklenburg zugesprochen worden war. Die heute 61jährige hatte das Gericht um die Feststellung ersucht, daß sie als jüngste Tochter des Zaren Alleinerbin ihrer ermordeten Eltern geworden sei."

Das war zwar alles sehr interessant; wichtiger dürfte indessen die Frage gewesen sein, wer jener Anna Anderson die „fixe Idee" beigebracht und so fest eingeredet hat, daß die „unglückliche, kranke Person" davon überzeugt war! Das hat das Gericht leider nicht aufgeklärt. Aber — so heißt es in dem Bericht des Münchner Blattes weiter:

„Landgerichtsrat Backen als Vorsitzender der Zivilkammer betonte, daß das Gericht sich in dreieinhalb Jahren die erdenklichste Mühe gegeben und jede Anstrengung unternommen habe, um den wahren Sachverhalt zu klären. Anna Anderson habe jedoch als Kronzeugin in eigener Sache nur unzureichend zur Verfügung ge-

standen und dem Gericht keinerlei Möglichkeit zur Untersuchung strittiger Identitätsmerkmale gegeben.

Sie habe — mehrfach darauf hingewiesen, daß dieses Verhalten für sie ungünstig sei — eine amtsärztliche Untersuchung abgelehnt, bei der Spuren von Verletzungen festgestellt werden sollten, die Anastasia bei der Exekution der Zarenfamilie erlitten haben müsse. Ebenso habe sie sich geweigert, auch nur einen einzigen Satz russisch zu sprechen. Die beiden positiven Gutachten hätten dem Gericht nicht eingeleuchtet, zumal andere Wissenschaftler in früheren Jahren zu entgegengesetzten Ergebnissen gelangt seien.

Unter die ‚Anastasia-Legende' wurde somit nach vier Jahrzehnten ein Schlußstrich gezogen. Ein, wie eingangs erwähnt, vielleicht nur vorletzter. Denn Anna Anderson steht der Weg in die Berufung beim Oberlandesgericht offen."

Der neue Prozeß hat zwar begonnen, hat aber für uns hier kein Interesse, weil es sich jetzt nur noch um das Zarenvermögen — also um eine ganz banale Geldangelegenheit handelt, in deren Hintergrund keine politischen Aspekte vorhanden sind, sondern nur noch Gewinnsucht erkennbar ist. Inzwischen geistert die Legende noch hier und da umher und erregt romantische Gemüter.

So hatte sich nicht nur im Jahre 1963 in den USA eine zweite „Anastasia" gemeldet, die den Namen Eugenia Smith führte, sondern es ist dort sogar im Jahre 1964 ein „Zarewitsch", ein angeblicher Sohn des Zaren Nikolaus II. aufgetreten. Dieser, ein ehemaliger polnischer Oberst Michael Goliniewski, behauptete Alexei Nikolajewitsch Romanow zu sein, und hatte sich als solcher bereits den Hörern der New Yorker Rundfunkstation WOR vorgestellt. Ja, er behauptete sogar, nicht nur die Zarentochter Anastasia, sondern auch die Zarentöchter Olga und Tatjana seien noch am Leben. Nachdem ein geschäftstüchtiger Verleger bereits einen „Bestseller" mit dem Buch der USA-„Anastasia" herausgebracht hatte, wird er einen zweiten „Bestseller" mit dem Buch des neuentdeckten „Zarewitsch" herausbringen. In diesem Buch wird die Ermordung der Zarenfamilie zu Jekaterinenburg als „historischer Irrtum" bezeichnet! — Man sieht: Legenden sind langlebig.

Nun, ein altes Sprichwort lautet: *„Mundus vult decipi, ergo decipiatur"* (Die Welt will betrogen sein, darum werde sie betrogen). Es gibt also nicht nur zwei Anastasien, — eine in der Bundesrepublik und eine in den USA — sondern in diesem Lande „der unbegrenzten Möglichkeiten" sogar einen Zarewitsch! Aber auch hier geht es doch wohl nur um die Zarenerbschaft, die 200 bis 400 Millionen Dollar betragen soll. Oder — sollte es in dem heutigen Klima der Koexistenz und bei der versuchten Annäherung zwischen Vatikan und Kreml doch noch romantische Politiker geben, die glauben, den Zarenthron in Rußland wieder aufrichten zu können? — ?

Was nun in unseren Tagen nicht gelang, — einen falschen Prätendenten auf den Zarenthron zu bringen — gelang jedoch im 17. Jahrhundert, wenn auch dem falschen Demetrius kein Dauererfolg beschieden war. Bemerkenswert ist dabei, daß in den nach dem Sturz des falschen Zarensohnes Demetrius entstehenden politischen Wirren die Romanows auf den Thron gelangten, deren letzter Zar in dem Mordkeller zu Jekaterinenburg sein Leben verlor. Auch im Falle des Demetrius „hatten dunkle Mächte ihre Hand im Spiel", während sich die finanzielle Gewinnsucht vordergründig so sehr bemerkbar machte, daß die Hintergründe dadurch fast vernebelt wurden. Aus diesem Grunde ist eine geschichtliche Darstellung des Falles Demetrius, gerade mit Hinblick auf den zeitgenössischen Fall der Anastasia, klärend und zeitgemäß. Während nämlich jene „dunklen Mächte im Hintergrund" heute verborgen bleiben, traten sie im 16. Jahrhundert als Zarenmacher ungescheut und zielstrebig hervor. Durch den anfänglichen Erfolg ermutigt, glaubten sie keiner Tarnung mehr zu bedürfen. Aber gerade dieses Hervortreten wurde ein Anlaß zur Entlarvung des Demetrius und zum Scheitern der religiös-politischen Intrige. Hier zeigten sich also die Vertreter jener „dunklen Mächte" ebenso deutlich, wie die Gewinnsüchtigen, so daß der Fall des Demetrius ein geschichtliches Lehr- und Schulbeispiel für derartige Bestrebungen sein kann.

„Cui bono?" — Wem nützte es? — Diese Frage sollten die Untersuchungsrichter nach der Weisung des Cassius Longinus

Ravilla (127 vor u. Ztr.) stets bei der Aufklärung eines Verbrechens stellen. Wer diese Frage auch bei der Untersuchung geschichtlicher Ereignisse stellt, wird leichter zu den Ursachen vorstoßen, als jemand, der nur die Wirkungen betrachtet.

Der Philosoph Hegel sagte bekanntlich einmal, die Geschichte lehre nur, daß sie nichts lehrt. Er wollte damit sagen, daß die für die Völker so schmerzvollen geschichtlichen Erfahrungen unbeachtet bleiben als wären sie überhaupt nie gemacht. Aber schon die einfachen, aus den Erscheinungen des täglichen Lebens gewonnenen Erfahrungen bilden einen kostbaren Schatz, der leider nicht auf die Nachkommen vererbbar ist. Ganz im Gegensatz zu dieser Nichtbeachtung der geschichtlichen Erfahrungen steht die sorgfältige Auswertung der Erfahrungen auf technischen, medizinischen, physikalischen oder chemischen Gebieten. Auf dieser sorgfältigen Beachtung und Verwertung der gemachten Erfahrungen beruht der Fortschritt aller Erfahrungswissenschaften.

In der Geschichte der Völker und Staaten — überhaupt auf dem politischen Gebiet — ist es leider anders. Hier meint jeder von sich aus neu beginnen zu müssen. Es ist eine traurige aber allgemeine, keineswegs neue geschichtliche Erfahrung: die Völker lassen sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren. Somit ist es für die Wissenden ein schmerzlicher, ja herzzerreißender Anblick, Menschen und Völker durch die Jahrhunderte hindurch leiden zu sehen, weil sie die geschichtlichen Erfahrungen nicht beachten, weil die Geschichte nur oberflächlich behandelt, ja sogar zur *„fable convenue“* herabgewürdigt, das heißt, gefälscht überliefert wird. Indessen meinte der schweizerische Professor Johannes Scherr in einer seiner Vorlesungen: „Die echte Geschichtswissenschaft hat nicht allein d i e Aufgabe, die Menschen mit den Tatsachen des Entwicklungsprozesses der Menschheit bekannt zu machen, sondern auch und ebenso d i e, das Unrecht zu brandmarken und das Recht zu verteidigen, die Lüge zu entlarven und die Wahrheit zu verkünden, die verletzte Freiheit zu rächen und die Tyrannei zu bekämpfen. Ihr Amt ist also ein ganz wesentlich sittlich-soziales.“ [8])

[8]) „Letzte Gänge“, 2. Aufl. S. 140, Berlin 1887; „Im Hörsaal“.

Eine unabhängige Erforschung der Geschichte bedeutet, die Kausalketten zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen und diese theoretisch in die Zukunft weiterzuführen, das heißt, Prognosen für Menschen- und Völkerschicksale zu stellen. Daher sagte der chinesische Weise Kong-fu-tse (Confucius) ebenso wahr wie einfach: „E r z ä h l e m i r d i e V e r g a n g e n h e i t u n d i c h w e r d e d i e Z u k u n f t e r k e n n e n.“

Wie wurde der Demetrius-Schwindel möglich?

Ist ein Schwindel aufgeklärt, fragt man stets: wie war denn das nur möglich? — Ein materieller Schwindel, der nur den einzelnen betrifft, ist in den Ursachen und Wirkungen, in den Beweggründen und der Durchführung leicht überschaubar. Bei einem großangelegten politischen Schwindel ist eine solche Überschaubarkeit mehr oder weniger schwierig. Denn dabei wirken manche hintergründige Interessen zusammen, die nicht immer nur materieller Art sind, sondern darüber hinaus eine ideologische oder religiöse Herkunft verraten. In solchen Fällen zeigen sich dann Zusammenhänge wie „Thron und Altar", „Priesterherrschaft und Königsherrschaft" oder noch andere Wirkungen ideologischer Ursachen. Selbstverständlich sind solche ideologischen Motive stets von materieller Gewinnsucht begleitet. Leopold von Ranke hat einmal von der habsburgischen Frömmigkeit gesagt, sie habe „eine egoistische Ader". Das gilt auch für die Ideologen anderer Fakultäten und Richtungen. Ohne einen solchen materiellen Anreiz wäre auch keine Gefolgschaft zu gewinnen, die nun einmal zur Durchführung aller ideologischen Zielsetzungen erforderlich ist. Mit einer Handvoll Idealisten hat noch niemand politische Erfolge erringen können, seien auch solche Idealisten von reinstem und uneigennützigsten Wollen beseelt. Daher behalten auch nach gelungener Revolution jene Nutznießer die Oberhand und mißachten die ethischen Ziele einer solchen. „Denn" — das läßt Schiller einen solchen Politiker sagen — „nur von Nutzen wird die Welt regiert."

Der Demetrius-Schwindel wurde, äußerlich gesehen, durch das Aussterben des bis dahin in Rußland regierenden Geschlechtes der Ruriks ermöglicht. Der letzte Großfürst bzw. Zar aus dem Hause Rurik war der berüchtigte Zar Iwan IV., der sich in der Geschichte den Beinamen „der Schreckliche" verdiente.

Der Historiker Ch. Schiemann hat diesen Zaren folgendermaßen geschildert:

„Das Alltagsleben des fürstlichen Wüterichs war das gleiche lange Jahre hindurch, nur daß mit der Zeit das Bedürfnis nach neuen unerhörten Genüssen und Aufregungen sich steigerte. In wüsten Ausschweifungen, bei denen die Ehre der höchstgestellten Frauen und Jungfrauen nicht geschont wurde, in rohen Menschenjagden, bei denen das Blut in Strömen floß, in Mord und Brand, im Raffinement stets neu erdachter Qualen, denen er durch die teuflische Ironie, welche einen hervorragenden Zug seines Charakters bildet, noch eine besondere Würze gab, vermochte er sich nie zu übersättigen, und wetteifernd suchten seine Spießgesellen sich untereinander zu übertreffen. Was aber dem Treiben den charakteristischen Stempel gab, war die Verbindung mit mönchischem Gepräge und Andachtsübungen, die mit nicht minderem Eifer eingehalten wurden, wie die ihnen vorausgehenden oder nachfolgenden Orgien."

Der geniale Pole Adam Mickiewicz hat von diesem Zaren gesagt: „Iwan der Grausame war unfehlbar der vollendetste Tyrann von allen der Weltgeschichte bekannten. Er vereinigte in sich alle Spielarten oder — besser gesagt — er besaß eine besondere Gabe, eine ungemeine Leichtigkeit, der Reihe nach alle Spielarten der Tyrannei sich anzueignen. Jetzt erschien er frivol und ausgelassen wie Nero, dann wieder finster, stupid und wild wie Caligula. Mitunter zeigte er sich in Miene und Haltung so phlegmatisch-kalt wie Ludwig XI., ein andermal gebrauchte er in seinen Briefen die Redewendungen des Tiberius. In seinen mündlichen und schriftlichen Auslassungen kann man da das weitschweifige und verworrene Hin- und Herreden eines Cromwell, dort den schneidigen, aber überzuckerten Stil eines Robespierre finden."

Ein so gearteter und so handelnder Herrscher war nur in dem derzeitigen Rußland möglich und konnte nur von einem solchen Volke nicht nur verehrt, sondern sogar geliebt werden. Der russische Historiker Karamsin hat zur Kennzeichnung der Seelen- und Geistesverfassung des russischen Volkes und seiner Oberschicht geschrieben:

„Die Geduld von Iwans Untertanen hatte keine Grenzen. Denn sie sahen ja die Herrschaft des Zaren für die Herrschaft Gottes

an und hielten jeglichen Widerspruch für eine Übertretung des göttlichen Gesetzes. Sie gingen zwar dabei zugrunde, aber sie retteten für ihre Nachkommen die Macht Rußlands; denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches."

Man muß indessen hier anerkennen, daß die politischen Maßnahmen Iwans IV. tatsächlich der Vergrößerung Rußlands und der Ausbreitung seiner Macht dienen sollen und auch im großen und ganzen gedient haben. Der Zar verstand dabei selbst den Vatikan zu täuschen, um dessen Hilfe in einer gefährlichen Lage zu erhalten, in die er durch den Krieg mit Polen geraten war. Man kann sagen, daß der russische Imperialismus mit den Bestrebungen Iwans IV. begann und bis zum heutigen Tag mit mehr oder weniger Erfolg wirksam gewesen ist. Ebenso mag Karamsins Charakterisierung des russischen Volkes — *mutatis mutandis* — auch heute noch zutreffen. — Die Ära Stalins bietet manche Beispiele dafür. —

Iwan IV. wurde am 25. August 1530 als der Sohn des Großfürsten Wassili und dessen Gattin Helene geboren. Er war erst drei Jahre alt als sein Vater starb und seine Mutter für ihn die Regentschaft führte. Nach deren plötzlichem Tode — sie wurde vermutlich vergiftet — wurde der Fürst Schuiski Regent. In den ausgebrochenen Streitigkeiten über die Regentschaft gelang es den Brüdern der Helene den nunmehr 13jährigen Zarewitsch Iwan anzustiften, die Familie der Schuiskis am 29. Dezember 1543 des Hochverrats zu bezichtigen. Die Schuiskis wurden verbannt bzw. hingerichtet. Michael Glinski übernahm die Regentschaft, bis sich Iwan am 16. Januar 1547 krönen ließ und dabei den Titel „Zar" annahm. Da Iwan IV. sehr fromm war, las er häufig in der Bibel. Aus der Bibel entnahm er die Auffassung, daß die Untertanen sich unter allen Umständen den Geboten ihrer Herrscher zu fügen hätten und noch manches andere mehr. Diese biblische Erkenntnis steigerte sein Selbstbewußtsein und die Untertanen fügten sich vermeintlichen „göttlichen" Geboten. Die Bibelunkundigen — also die überwältigende Mehrzahl der Christen — werden vermutlich über ein solches Ergebnis einer gründlichen Bibellektüre, wie sie Iwan betrieb, erstaunt, ja entsetzt sein. Nun, der Professor Johannes Scherr hat in seinem Essay „Der Prophet" geschrieben: „Es dürfte überhaupt schwer oder unmöglich sein, eine Schamlosigkeit, Gaunerei, Schurkerei oder Brutalität auszuhecken, für welche sich im ‚Buch der Bücher' nicht ein frommes Vorbild auffinden ließe."

Der lettische Historiker Th. H. Pantenius schrieb dazu:

„Eine lange Reihe kluger, harter Fürsten, die im engsten Bunde mit der Geistlichkeit standen, hatten durch Jahrhunderte über Moskau geherrscht, und es war jedem Russen zur innersten Überzeugung geworden, daß der Wille des Zaren der Wille Gottes sei. Diesem hatte sich der Sterbliche willig zu fügen, gleichviel ob der Zar gnädig oder zornig war. So schwieg und duldete der Russe auch in diesen furchtbaren Jahren.

Wenn der Zar seinen Vater zu Tode quälen ließ oder seine Frau über der Tür seines Hauses oder über seinem Speisetisch aufhängen ließ und ihn zwang, die Leiche der Unglücklichen tagelang an diesem Ort zu lassen, so fügte er sich in Demut; raubte ihm der Fürst die Tochter und gab sie ihm erst wieder, nachdem sie in den Händen der Opritschniki (einer besonderen Truppe) gewesen war, so flüchtete er sie ins Kloster, dachte aber nicht an Rache; schnitt ihm der Zar mit eigener Hand die Ohren ab, so dankte er ihm, daß er ihm wenigstens das Leben gelassen hatte. Der unschuldig Gepfählte betete in seinen Qualen für den Herrscher. Als Iwan seinen Vetter, den Prinzen Wladimir, und dessen Gemahlin zwang, Giftbecher zu leeren, kündigte er den Hofdamen der letzteren großmütig an, daß er ihnen nichts tun würde. Da wiesen diese Frauen und Mädchen seine Gnade zurück, verwünschten ihn ins Gesicht und starben unter den gräßlichsten Leiden. Denn Großmut war Iwan ein ganz fremdes Gefühl."[1])

Während eines Wortwechsels schlug Iwan IV. seinem Sohn und Nachfolger — den Zarewitsch Iwan — derartig mit einem eisernen Stab über den Kopf, daß der Sohn am folgenden Tage, am 9. November 1581, starb. Ein zweiter Sohn, Fedor, war indessen blödsinnig und mußte als Nachfolger ausscheiden. In seiner siebenten Ehe mit der Maria Nagoi ward Iwan indessen noch ein Sohn

[1]) Th. H. Pantenius: „Der falsche Demetrius", Bielefeld und Leipzig 1904, S. 45/6.

geboren, der den Namen Demetrius erhalten hatte. Aber die Legitimität dieses Sohnes war theoretisch zweifelhaft, da er der siebenten Ehe entstammte, welche von der Kirche nicht anerkannt worden war.

Iwan IV. war klug genug, um einzusehen, daß sein Sohn Fedor unfähig war, die Regierung jemals anzutreten. Denn Fedor war nicht allein geistesschwach, er war auch körperlich kränklich. Desto mehr mochte Iwan an den ihm von der Maria Nagoi geborenen Sohn Demetrius (Dmitrij) denken. Er durfte aber das starre mit dem kirchlichen Dogma befestigte Legitimitätsgesetz nicht brechen, durch welches sein Sohn Demetrius als illegitim galt.

Im Jahre 1584 trat bei dem Zaren ein rasch fortschreitender körperlicher Verfall ein. Eine Folge seines ausschweifenden Lebens. Die saumselige Nemesis nahte sich. Am 10. März 1584 machte Iwan IV. sein Testament und bestimmte die Mitglieder eines Reichsrates, der nach seinem Tode die Regierungsgeschäfte für den schwachsinnigen und kränkelnden zukünftigen Zaren Fedor führen sollte. Am 19. März 1584 starb Iwan der Schreckliche plötzlich beim Schachspiel.

Der Historiker Pantenius hat festgestellt:

„Bei dem Hinscheiden dieses Fürsten, für den es weder göttliche Gebote noch Rechte seiner Untertanen gab, waren alle Hilfsquellen seines Reiches erschöpft, war die Bevölkerung Moskaus auf 30 000 Einwohner herabgesunken, waren Nowgorod, Pskow und das flache Land völlig verarmt. Alles, was er einst unter dem Einfluß von Sylvester und Adaschew und ihrer Freunde Gutes geschaffen, hatte er auch mit eigener Hand wieder vernichtet. Und es gab im ganzen Zartum keinen aufrechten Mann mehr, keinen, der nicht jederzeit bereit war, einen falschen Eid zu schwören oder seinen nächsten Freund zu verraten oder jede Schandtat zu begehen, die er voraussichtlich ungestraft begehen konnte. Iwan der Schreckliche hatte eine schreckliche Saat gesät, und sie brachte nach seinem Tode schreckliche Früchte." (a.a.O. S. 50)

Dennoch hatte Iwan dieses Zarentum wie einen *„rocher de bronce"* stabilisiert. In dieser Institution beruhte die sich später ausbreitende Macht Rußlands, auf diesem Fundament konnten

Peter I. und Katharina II. getrost jenen russischen Imperialismus entwickeln, der heute die westeuropäischen Staaten wachsend bedroht und ständig beunruhigt. „Wenn es aber" — so schrieb Ch. Schiemann im Jahre 1886 — „heute unter den russischen Geschichtsschreibern aufgekommen ist, Iwan nicht nur zu entschuldigen, sondern gar zu verherrlichen, so läßt sich daraus nur der Schluß ziehen, daß auch ein neuer Iwan IV. noch Raum auf dem Boden des alten Moskau finden würde." (a.a.O. S. 321)

Wie richtig diese Schlußfolgerung jenes Historikers gewesen ist, hat der Bolschewismus erwiesen. Ob Zar oder Parteichef der KPdSU. ist dabei gleichgültig. Wir brauchen nur an die Jahre 1918 bis 1922 zu erinnern, um eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Razzien der bolschewistischen Tscheka und einer „Opala" der Opritschniki Iwans zu entdecken. Allerdings wurden jene Greuel nicht — wie zur Zeit Iwans — in aller Öffentlichkeit begangen. Man verlegte die Folterungen und Exekutionen in die Kellerräume jener berüchtigten Geheimpolizei. Was darüber bekannt geworden ist, genügt, um den Vergleich zu rechtfertigen. Es ist aber bezeichnend und zeugt von großem Verständnis, daß Schiemanns Meinung auch darin durch die Ereignisse bestätigt wurde, daß „ein neuer Iwan IV. noch Raum a u f d e m B o d e n d e s a l t e n M o s k a u finden würde". Wenn Zar Peter I. (der Große) bei seinen russischen Europäisierungsmaßnahmen die Stadt Petersburg als neue Residenz begründete und sich damit geistig wie örtlich von „dem Boden des alten Moskau" entfernte, verlegten die Bolschewisten ihren Regierungssitz wieder nach Moskau, wo eben noch „Raum für einen neuen Iwan IV. zu finden war". Mag auch die Aufklärung bei der „Entstalinisierung" nur lückenhaft und unwesentlich gewesen sein, aber — daß die Verurteilung, ja Diffamierung jenes roten Diktators Stalin überhaupt erfolgte, beweist, daß in seiner Person „a u f d e m B o d e n d e s a l t e n M o s k a u e i n n e u e r I w a n R a u m g e f u n d e n" hatte.

In seinem lesenswerten Essay „Der grause Zar" (Iwan IV.) stellt sich Johannes Scherr die Frage: „Warum ich dieses grauenhafte Kapitel aus der Geschichte des Zarentums vor den Augen der deutschen Leser und Leserinnen aufgeschlagen habe?" — Und

antwortet: „Damit ein Stück russischer Vergangenheit ein Stück russischer Gegenwart erklären helfe."

Das gilt allerdings nicht nur für die russische Vergangenheit und Gegenwart. Es gibt bei allen Völkern und Staaten „grausenhafte Kapitel" in ihrer Geschichte, der Vatikan nicht ausgenommen! Jedenfalls können solche Darstellungen aus der Vergangenheit überhaupt und überall die Gegenwart erklären helfen. Und diese Hilfe erwarten wir auch durch unsere Darstellung des Demetrius-Schwindels.

Die Grundlage der Demetrius-Legende

In dem nach dem Tode des Zaren Iwan IV. gebildeten Reichsrat begegnet uns als das volkstümlichste Mitglied Nikita Romanow. Ein Name, der später im Verlauf der Geschichte eine entscheidende Bedeutung gewann. Nikita Romanow war der Bruder der Zarin Anastasia, der ersten Gemahlin Iwan IV. Anastasia hatte während ihrer kurzen Ehe mit Iwan einen wohltuenden Einfluß auf den Zaren ausgeübt, so daß seine wilden Leidenschaften gezügelt wurden. Nach Anastasias frühzeitigem Tode begann die wüste Zeit Iwans, die sein geschicktester Truppenführer, der Fürst Andrei Kurbski — dessen überlieferte Erinnerungen brachten wichtige Nachrichten — eine „Feuersbrunst von Grausamkeiten" genannt hat.

Wenn wir hier nicht nur auf den Namen Romanow, sondern auch auf den Namen Anastasia stoßen, so mögen diese Namen eine Art von Gedankenbrücke sein, die jene Zeit mit den im 20. Jahrhundert in unseren Tagen auftauchenden Namen verbindet. Es bedeutet den Aufstieg und das Ende der Romanows.

Das hervorragendste Mitglied des Reichsrates war zweifellos der Fürst Boris Godunow. Dieser Mann war nicht nur besonders klug und politisch weitblickend, er besaß auch einen antreibenden Ehrgeiz. Es ist also verständlich, daß Boris angesichts der bestehenden Lage und des schwachsinnigen Zaren Fedor I. bestrebt war, alles was ihn hinderte zu beseitigen, um selbst den Zarenthron zu besteigen.

Wir können hier auf die verschiedenen Intrigen und Verschwörungen zum Sturz des einen oder anderen Mitgliedes des Reichsrates nicht eingehen. Es sind Erscheinungen, die derartigen Regierungsgremien überall und immer eigentümlich sind. Shakespeare hat solche Zustände in seiner Historie „King Henry VI." meisterhaft geschildert. In Rußland kam es dabei zu Unruhen, ja selbst zu Aufständen der Moskauer Bevölkerung, bei denen man sogar

den Kreml zu stürmen versuchte. Es war ein Gerücht verbreitet worden, der Fürst Bogdan Bjelski — der Partner Iwans IV. bei dessen letztem Schachspiel, — habe den Zaren damals vergiftet und wollte jetzt den Zaren Fedor ebenfalls vergiften.

Boris Godunow benutzte diese Stimmung im Volke, um die Zarin-Witwe Maria Nagoi mit ihrem kleinen Sohn Demetrius und ihren Brüdern nach dem Schlosse Uglitsch zu verbannen, das ihr im Testament Iwans IV. zuerkannt worden war. Dann ging Boris Godunow gegen seine übrigen Gegner vor. Er konnte nun mit dem Schattenzar Fedor, der alles genehmigte was Boris anordnete, schalten und walten. Auf diese Weise wurde Boris tatsächlich allmächtig. Er hatte jetzt Gelegenheit, sich zu einem ausgezeichneten Staatsmann zu entwickeln. Ja, Pantenius meint sogar: „Die vierzehn Jahre, während denen Fedor Zar war, gehörten zu den glücklichsten Rußlands, und Godunows Regiment hätte diesem zum größten Segen gereicht, wenn er der legitime Herrscher des Landes gewesen wäre. Aber das war er ja nicht. Der Zar war von sehr gebrechlicher Gesundheit und konnte jederzeit sterben. Dann aber wurde der Knabe Demetrius Zar und die wirkliche Macht ging auf die Nagois, Godunows Todfeinde, über.

Es mochte nicht nur persönlicher Ehrgeiz sein, der Godunow diese Möglichkeit unerträglich erscheinen ließ. Trat sie ein, so wurde das Land wieder eine Beute der Bojarenfraktionen, denn unter den Nagois und ihrem Anhang befand sich keine einzige hervorragende Persönlichkeit. Alle Keime, die Godunows Staatskunst gepflegt hatte, mußten dann in dem wüsten Treiben untergehen.“ (a.a.O. S. 54)

Godunow dachte zunächst daran, den kleinen Prinzen Demetrius amtlich — das heißt durch die Kirche — für illegitim erklären zu lassen. Da die russische Kirche nur vier nacheinander geschlossene Ehen als gültig anerkannte, war Demetrius — der einer siebenten Ehe entstammte — in den Augen strenggläubiger Russen zweifellos ein Bastard. Aber würde man dieser Auffassung tatsächlich überall Geltung verschaffen können? — Godunow sagte sich vermutlich — wie andere in solchen Fällen — nur die Toten kehren nicht wieder. Er beschloß den kleinen Demetrius aus der Welt zu schaffen.

Schon Johannes Scherr hat in seinem Essay „Der falsche Dimitry“ sehr richtig gesagt, „daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweiflung kaum unterstellt werden können“. Allerdings gibt es dafür — wie stets in solchen Fällen — „amtliche“ Berichte, die aber — wie stets in solchen Fällen — nicht nur widersprechend, sondern offenbar gefälscht worden sind.

Pantenius schreibt über die Ermordung des Demetrius:

„Die Zarin-Witwe lebte in Uglitsch auf fürstlichem Fuß, aber doch immerhin in Verbannung und jedermann wußte, wie feindlich der allmächtige Günstling ihr gesinnt war. Auch werden sie und ihre Brüder sich über die Sachlage wohl keinen Illusionen hingegeben haben. Immerhin war es nicht leicht, dem kleinen Prinzen beizukommen. Wohl gelang es Godunow Anfang 1591 die Bonne des Prinzen, die Bojarin Wolochow und deren Sohn Joseph zu einem Attentat zu verführen, aber dieses — das in einem Vergiftungsversuch bestand — wurde entweder nur scheinbar oder in ganz unzureichender Weise ausgeführt. Andere Mörder wollten sich lange nicht finden lassen, bis sich endlich der Djak Bitjagowski bereit erklärte, den Prinzen zu töten. Ein Befehl des Zaren ernannte ihn zum Intendanten der Zarin-Witwe und gab ihm damit die Möglichkeit, in ihrem Palais aus und einzugehen . . .

Über den Verlauf der Ereignisse lassen sich nur Vermutungen anstellen, denn Boris und seine Helfershelfer haben alles getan, um die Wahrheit zu verhüllen. Wurde der Prinz überhaupt am lichten Tage ermordet, was, wie wir sehen werden, keineswegs sicher ist, so ging es wahrscheinlich (nach der *Ljetopis nestschastii)* so zu: Die Zarin-Witwe hatte sich nach dem Kirchgang ins Palais zurückgezogen, und der kleine Prinz begab sich, begleitet von seiner Bonne Wassilissa, der Witwe des Bojaren Wolochow, und seiner Amme Irene Tutschkow-Schdanow auf den Hof. Da traten Daniel Bitjagowski, Nikita Katschalow und der Sohn der Wolochow, Ossip, an den Prinzen heran. Einer der drei fragte den Prinzen, ob er ein neues Halsgeschmeide umhabe, und hob zugleich das die Kehle des Knaben bedeckende Geschmeide auf. ‚Nein, es ist mein gewöhnlicher Schmuck‘, — antwortete der Prinz. In

diesem Augenblick stieß ihm einer der beiden anderen ein Messer in die Kehle, während der dritte die Amme zu Boden schlug. Dann ergriffen die Mörder die Flucht. Die nicht im Komplott stehende Amme sprang wieder auf und fing den kleinen Prinzen auf, der in ihren Armen verschied. Auf ihre Hilferufe eilten die Zarin und ihr Bruder Andreas herbei und bald füllten die entsetzten Bewohner des Palastes den Hof ...

Der Intendant Bitjagowsky, sein Sohn, sein Neffe Katschalow und der junge Wolochow befanden sich in dem den Hof begrenzenden Intendanturgebäude. Die Wolochow erklärte, der kleine Prinz sei auf ein Messer, mit dem er eben spielte, gefallen und sei so verunglückt, und der herbeieilende Intendant erklärte der Zarin und allen Versammelten, das sei so gewesen. Empört über diese Frechheit, erschlug man zuerst den Intendanten, drang dann in das Intendanturgebäude, in dem sich die Mörder verbarrikadiert hatten, und tötete sie und ihre sechs Diener.

Es konnte Godunow, falls sich alles so zutrug, wohl nichts Willkommeneres geschehen, als daß alle Werkzeuge des Mordes so für alle Zeit still gemacht wurden." (a.a.O. S. 56/57).

Dieser Umstand erleichterte es dem Boris Godunow am 19. Mai 1591 eine besondere Untersuchungskommission nach Uglitsch zu entsenden, die den Auftrag hatte, die Vorgänge amtlich aufzuklären. Über die angestellten Verhöre und Feststellungen dieser Kommission wurden Protokolle angefertigt, die bis heute erhalten geblieben sind. Der Leiter dieser Untersuchungskommission, der Fürst Schuiski — allerdings einer der größten Schurken am damaligen Zarenhofe — erklärte später, am 9. Dezember 1606, diese Protokolle seien ein einziges Lügengewebe.

Die Protokolle „berichten" nun, daß der kleine Demetrius an einer hochgradigen Epilepsie gelitten habe. Er habe schon oft beim Spiel mit anderen Knaben mit einem Messer herumgefuchtelt. Bei seinem letzten Spiel sei er mit dem Messer in der Hand so unglücklich zu Boden gestürzt, daß ihm das eigene Messer die Kehle durchbohrte. Die Zarin-Witwe Maria Nagoi wurde auf diese Weise in den Akten belastet, ihre Aufsichtspflicht als Mutter sträflich versäumt und so den Tod des Zarewitsch indirekt verschuldet zu

haben. Diese konstruierte Schuld wurde der offizielle Vorwand, die Zarin-Witwe in ein entferntes Kloster zu verbannen. Godunow ließ diese Akten dann durch die ihm ergebene Geistlichkeit und die Bojarenversammlung bestätigen. Wegen des Totschlages an den Mördern des Demetrius wurden die Brüder der Zarin-Witwe, die Fürsten Nagoi und die treugebliebene Amme des kleinen Demetrius nach schwerer Folterung zu langer Kerkerhaft verurteilt. Zweihundert Einwohner von Uglitsch wurden wegen ihrer Teilnahme an dem Aufstand gegen den Intendanten hingerichtet und die übrigen nach Sibirien geschickt. Die Zeugen der Mordtat wurden also alle beseitigt. Die Nachkommen Bitjagowskis und die genehm aussagende Zeugin Wolochow erhielten Landgüter.

Am 6. Januar 1598 starb der Schattenzar Fedor Iwanowitsch. Er hatte seine Gattin Irene, die Schwester Godunows, zu seiner Nachfolgerin eingesetzt. Sie wäre dadurch zwar die rechtmäßige Zarin gewesen, trat aber zurück und ging als Nonne in ein Kloster. Vielleicht war dies mit ihrem Bruder abgesprochen, vielleicht dachte sie aber, was die Gattin des englischen Königs Eduard VI. angesichts der Greuel in Shakespeares Drama „King Richard III." sagte: *„Allseeing heaven, what a world is this"* — ‚Allsehender Himmel, welche Welt ist dies!' Es kam denn auch damals in Moskau zu dem gleichen Auftritt wie in dem genannten Shakespeareschen Drama, indem die Geistlichkeit, die Bojaren und das Volk Godunow anflehten, die Zarenkrone anzunehmen, wie man auf Shakespeares Bühne dem Herzog von Gloster die Königskrone anbot. Wie dieser schlug auch Boris die Krone zunächst aus, um einen guten Eindruck zu machen. Dann aber nahm er an, wie Richard Gloster sagt, „weil ihr die Last mir auf den Rücken schnallt". Wie richtig hat der große Dichter die geheimsten Regungen solcher Ehrgeizlinge durchschaut und dargestellt!

Am 1. September 1598 wurde Boris mit allem Zeremoniell in der Uspenski-Kathedrale zum Zaren gekrönt. Er hatte sein Ziel erreicht! Da er der Geistlichkeit in jeder Weise nachgab, erfreute er sich auch ihrer Unterstützung. Er machte sich bei dem Landadel sehr beliebt, indem er die auf den Gütern lebenden Bauern durch ein Gesetz an die Scholle band und damit die Leibeigenschaft des

Bauern in Rußland verankerte. Er ging auf die Wünsche der Kaufmannschaft ein und gewann auch diese wichtige wirtschaftliche Gruppe für sich. Pantenius hat von diesem Zaren geschrieben:

„Boris war sehr bildungsfreundlich, obgleich er selbst nicht einmal zu lesen verstand. Er unterhielt sich gern mit den zahlreichen Ausländern, die in Moskau lebten und trug sich eine Zeitlang mit dem Plan, eine Universität zu gründen. Dieser Plan scheiterte an dem Widerstand der Geistlichkeit, die fürchtete, die Hochschule könnte eine Quelle der Ketzerei werden. Boris entsandte aber wenigstens achtzehn junge Edelleute nach Westeuropa, die sich die dort herrschende Kultur aneignen sollten, und es war nicht seine Schuld, wenn die jungen Moskowiter an der ihnen ungewohnten Freiheit zugrunde gingen und keiner von ihnen nach Rußland zurückkehrte. Er erwies sich ferner den Hanseaten gnädig, förderte zugleich den Handel der Engländer und sicherte die Grenzen des Reiches gegen die Steppen hin durch Festungen. Zugleich vermehrte er die fremden Soldtruppen, von denen er viel hielt.

Wenn nur der Schatten des kleinen Prinzen (Demetrius) nicht immer wieder auf seinen Weg gefallen wäre! Er trübte Boris immer wieder den Blick und machte ihn straucheln. Er traute niemand, und der sonst so Kluge beging aus Mißtrauen eine Torheit nach der anderen. Ein Heer von Spionen durchzog die Straßen und Kaufhallen Moskaus, und gegen wen sie aussagten, der war der Folter und der Knute verfallen. Sie verdarben dem Volk bald alle Freude an dem neuen Zaren. Dazu kam, daß seine Anhänger, die wußten, daß er ihnen ein milder Richter sein würde, sich allerlei Bedrückungen erlaubten. Die zu Leibeigenen gemachten Bauern entliefen in die Wälder und bildeten Räuberbanden oder flohen zu den Kosaken in die südrussischen Steppen, die dadurch zu einer bisher ungeahnten Macht gelangten." (a.a.O. S. 62)

Im Jahre 1600 erfuhr Boris zuerst von dem sich im Volke ausbreitenden Gerücht, daß der Zarewitsch Demetrius noch am Leben sein sollte. Man hätte — so hieß es — damals in Uglitsch einen anderen Knaben getötet, während Demetrius gerettet worden sei. Schon bald trat jener junge Mann, der vorgab, der Zarewitsch Demetrius zu sein, als Prätendent für den Zarenthron hervor.

Wir brauchen uns hier nicht mit den verschiedenen Darstellungen und Schilderungen seiner angeblichen Rettung zu befassen. Keine entspricht den Tatsachen. Es handelt sich dabei nicht um historische Dokumente, sondern um mehr oder weniger abenteuerliche Legenden, wie auch im Fall der falschen Zarentochter Anastasia des 20. Jahrhunderts. Sehr richtig meinte Pantenius:

„Es wäre vom höchsten Interesse, wenn wir genau wüßten, wie er seine Errettung am 15. Mai 1591 selbst dargestellt hat. Aber obgleich er das natürlich unzähligen Personen gegenüber mündlich tun mußte und auch in einer Proklamation an das russische Volk darüber ausführlich berichtete, ist es seinen Gegnern nach seinem Tode gelungen, alle von ihm ausgehenden Darstellungen vollständig zu vernichten. Selbst aus den noch erhaltenen Berichten des päpstlichen Legaten am polnischen Hof, des Grafen Rangoni, ist gerade der Brief aus den Akten entfernt worden, in dem der Legat ausführlich über die Rettung und die Wanderjahre des Prätendenten auf Grund von dessen eigenen Mitteilungen berichtete. So sind wir auf die sehr unzureichenden und lückenhaften Mitteilungen angewiesen, die sich in Schriften der Zeitgenossen finden." (a.a.O. S. 66)

Und da diese Zeitgenossen selbst den Fall nur vom Hörensagen kannten, bzw. auf mündliche Berichte von dritten, vierten oder gar fünften Personen angewiesen waren, ist eben keine historisch einwandfreie Kenntnis aus diesen Darstellungen zu gewinnen. Alles verschwimmt im Nebel der Legende. Auffallend ist jedoch die Entfernung jener Darstellung aus den Berichten des päpstlichen Legaten Rangoni. Wer könnte dessen Akten durchsucht und einen so wichtigen Brief daraus entfernt haben? — Etwa ein Beauftragter des Vatikans oder mit dem Demetrius-Schwindel vertrauter Vertreter? — Dieser merkwürdige Umstand nötigt uns jedenfalls zunächst einmal auf die Hintergründe des Falles näher einzugehen, damit die vordergründigen Ereignisse verständlicher werden. Es handelt sich also — wie beim Fall Anastasia — darum, zu erforschen, „welche dunklen Kräfte hier im Hintergrund wirken", wie es der Vorsitzende der 2. Zivilkammer des Hamburger Landgerichts ausdrückte.

Die „dunklen Mächte im Hintergrund"

In seinem Essay „Der falsche Dimitry" hat Johannes Scherr bereits erkannt: „Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wenn einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zugänglich sein wird. Dort ist die endgültige Lösung der Frage zu suchen."

Wenn wir also eine Lösung der Frage anstreben, müssen wir uns mit der Tätigkeit der Jesuiten in Osteuropa beschäftigen. Nur so können wir die Frage beantworten, ob und warum die Jesuiten bei dem Demetrius-Schwindel beteiligt gewesen sein könnten. Schon vor Scherr hat der Professor Peter Philipp Wolf in seiner verdienstvollen „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten" (Lissabon 1792) geschrieben:

„Einige Jahre nachher (nach der Ermordung des Demetrius) erschien an den Grenzen des Reiches ein Mensch, der sich für den wahren Demetrius ausgab, während unter dem Volke die Sage ging, jener, welchen Boris ermorden ließ, sei unterschoben gewesen. Dieser Mensch wendete sich allererst an die Jesuiten, welche ihm einige Zeit in der katholischen Religion Unterricht gaben, versprach ihnen, diese in Rußland einzuführen, wenn sie ihm behilflich wären, den Usurpator Boris vom Throne zu stürzen, und eröffnete ihnen überhaupt die schmeichelhaftesten Aussichten in diesem weitläufigen mächtigen Reich. Die Jesuiten ermangelten ihrerseits nicht, seine Entwürfe mit Nachdruck zu unterstützen. Das Ansehen, worin sie am polnischen Hofe standen, verschaffte ihnen die beste Gelegenheit hierzu." (1. Band, S. 373)

Zweifellos hatte Professor Wolf im Jahre 1792 noch nicht die Kenntnisse der russischen Geschichte, über die wir heute verfügen. Daher sind seine Darstellungen teilweise überholt. Aber die Beteiligung der Jesuiten an dem Demetrius-Schwindel hat er bereits gewittert. Eine gewisse Vorübung in der Methode, durch einen falschen Prätendenten politischen Einfluß zu gewinnen, hatten die Jesuiten bereits im Jahre 1580 in Portugal abgelegt. Ihr gehorsamer Zögling, der König Sebastiano von Portugal (1557—1578) erlitt auf seinem Kreuzzug gegen die Mauren in Nordafrika am 4. August 1578 eine entscheidende Niederlage bei Kasr el Kebir. Er fand bei diesem — vermutlich von den Jesuiten inspirierten Unternehmen — mit seinem ganzen Heer den Tod. Sein Oheim und Nachfolger war der König Enrique (1578—1580). Mit ihm erlosch das bisherige Königsgeschlecht. Da den Jesuiten die verschiedenen Bewerber um die Krone Portugals nicht genehm waren, veranlaßten sie viermal das Auftreten eines falschen Sebastiano. Alle diese Prätendenten erhoben im Sinne der Jesuiten den Anspruch auf den Thron. Zeitweilig mehr oder weniger erfolgreich fanden sie jedoch alle ein jämmerliches Ende. Drei von ihnen wurden hingerichtet, der vierte starb in lebenslänglicher Einkerkerung. Professor Wolf schrieb dazu:

„Um jedoch auch gegen das Volk, dem der Schmerz, seinen König verloren zu haben, unerträglich war, eine Rolle zu spielen, verbreiteten sie (die Jesuiten) die Sage, daß Sebastian noch wirklich lebe und einst erscheinen werde, seinen verlassenen Thron wieder in Besitz zu nehmen . . . Sie wußten, wie geschickt so ein Mittel sei, der kranken Einbildungskraft eines unterdrückten und abergläubischen Volkes eine ihren Absichten angemessene Richtung zu geben." (a.a.O. S. 348/349)

Wenn auch keine Beweise vorhanden sind, so könnte man doch meinen, daß die Jesuiten auch an der Entstehung bzw. Fortbildung der Demetrius-Legende beteiligt gewesen sind. Jedenfalls könnte man den Fall des Sebastian sehr wohl einen Modellfall zu dem Fall des russischen Demetrius nennen, und es wäre keine allzu gewagte Vermutung, wenn wir nun auch im Fall der Anastasia Jesuiten unter jenen „dunklen Mächten im Hintergrund" zu suchen hätten, von denen der Vorsitzende der 2. Zivilkammer des Hamburger Landgerichts gesprochen hat. Aber Scherr meinte grundsätzlich von derartigen Erscheinungen — „wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwut gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? — Nimmer und

nirgends! — Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? — Zu keiner Zeit und an keinem Ort!" Also — weder bei dem Sebastian-Schwindel in Portugal, noch bei dem Demetrius-Schwindel in Rußland. Und darauf gründeten die Jesuiten ihre politischen Pläne.

Drei äußere Umstände schienen dem Unternehmen des falschen Demetrius bzw. seinen Inspiratoren günstig zu sein. Es bestand eine erbitterte Feindschaft zwischen Russen und Polen. In Rußland herrschte infolge mehrjähriger Mißernten von 1601 bis 1604 eine große Hungersnot, und die Erbitterung der durch den Zaren Boris der Leibeigenschaft ausgelieferten Bauern richtete sich gegen dessen Regierung. Die militärische Überlegenheit Polens und die wirtschaftlich-soziale Lage Rußlands waren also zwei wichtige Faktoren bei dem gewaltsamen Sturz des Zaren Boris durch den von Polen unterstützten falschen Demetrius. Das waren die realen Grundlagen des Unternehmens, durch welches der in Polen herrschende Jesuitenorden hoffte, das, seit der Trennung der Ost- und Westkirche — der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen — so oft vergeblich verfolgte Ziel der Vereinigung zu erreichen oder doch wesentlich zu fördern.

Der polnische König Sigmund III. (1586—1632) stand völlig unter der Leitung des Jesuiten Peter Skarga. Das polnische Volk war bereits zur Hälfte für das Luthertum gewonnen, als die Jesuiten mit der Gegenreformation in diesem Lande begannen. Jesuitenzöglinge besetzten die maßgeblichen Stellen im Senat, in den Bistümern und an den Gerichtshöfen. Die Beamtenschaft wurde mit mehr oder weniger Druck rekatholisiert. Wer nicht katholisch war, wurde nicht zu den Ämtern zugelassen bzw. davon ausgeschlossen. Sehr richtig bemerkte Boehmer-Romundt in seinem Buch „Die Jesuiten" (Leipzig 1904): „Der höhere Unterricht lag so gut wie ganz in der Hand des Ordens. Ignatius war buchstäblich der *praeceptor Poloniae,* Polen das klassische Land der Unterrichtsherrschaft des Ordens im Norden, wie Portugal im Süden." Daher konnte Alexander Brückner berechtigt schreiben: „Unermeßlich viel hing davon ab, wer in erster Linie der Lehrmeister Rußlands werden sollte; ob Rom mit

seinen Kirchenvätern und Jesuiten, mit seinem lateinischen Idiom und seiner Scholastik, oder ob die im Gegensatz zur römisch-habsburgisch-spanischen Welt stehenden modernen Völker, die Engländer, Holländer, die Deutschen, jene Nationen, deren geistiger und politischer Aufschwung in dem Reformations-Zeitalter den Fortschritt auf allen Gebieten für die Menschheit einen frischen Luftzug gegenüber der dumpfen Luft des Mittelalters bedeutete." [1])

Als der Historiker Brückner dies schrieb, schrieb der russische Dichter F. M. Dostojewskij:

„Diese Aufgabe Deutschlands, seine einzige, hat es auch früher schon gegeben, solange es überhaupt ein Deutschland gibt. Das ist sein Protestantentum: nicht allein jene Formel des Protestantismus, die sich zu Zeiten Luthers entwickelte, sondern sein ewiges Protestantentum, sein ewiger Protest, wie er einst einsetzte mit Armin gegen die römische Welt, gegen alles, was Rom und römische Aufgabe war, und später gegen alles, was vom alten Rom aufs neue Rom und auf alle die Völker überging, die Roms Idee, seine Formel und sein Wesen übernahmen, der Protest gegen alles, was dieses Erbe ausmacht." [2])

Bekanntlich hat Nietzsche einmal gesagt, Dostojewskij sei ein Psychologe, von dem er „noch etwas lernen könne". Scherr hat indessen zur gleichen Zeit im gleichen Sinne geschrieben: „Deutschsein heißt protestieren, will sagen, die freie Persönlichkeit entwickeln und das befreite Ich jedem Dogma-Despotismus entgegenstellen." [3])

Dementsprechend meinte Nietzsche: „Ich begreife nicht, wie ein Deutscher je christlich empfinden konnte!"

Aber auch Heinrich Heine dachte dementsprechend. Er schrieb in der französischen Ausgabe seines Buches „Über Deutschland":

„Der Protestantismus war für mich mehr als eine Religion, er war für mich eine Sendung, und seit vierzehn Jahren kämpfe ich für seine Interessen gegen die Ränke der Jesuiten. Später freilich erlosch meine Sympathie für das Dogma, und ich

[1]) „Peter der Große", Berlin 1879, S. 20.
[2]) „Politische Schriften", Mai 1877; Dostojewskij, Sämtl. Werke, 2. Abt., 13. Band, S. 65/70; München 1922.
[3]) „Blätter i. Winde", Leipzig 1875, S. 83.

erklärte offenherzig in meinen Schriften, mein ganzer Protestantismus bestände nur noch in der Tatsache, daß ich als evangelischer Christ in die Kirchenbücher der lutherischen Kirche eingetragen sei." [4])

Jedenfalls sehen wir aus diesen Erörterungen, daß und warum die Frage „wer in erster Linie der Lehrmeister Rußlands werden sollte" — wie es Brückner definierte — für Rom so entscheidend war.

Schon Iwan IV. hatte dieses unverhohlene Bestreben der Jesuiten, Rußland dem römischen Papst zu unterwerfen, durchschaut und für sich nutzbringend ausgebeutet. Als nämlich der Krieg gegen Schweden und Polen (1558—1582) eine für Rußland bedrohliche Wendung nahm, handelte Iwan nach dem Wort unseres Dichters Grabbe, „wo nichts mehr helfen kann, da ruft man Pfaffen!". Der Zar ersuchte den Papst durch seinen Einfluß auf das katholische Polen einen günstigen Frieden für Rußland zu stiften. Der Historiker Ch. Schiemann schrieb zu diesem ungewöhnlichen Fall: „Iwan hoffte, indem er das Haupt der katholischen Kirche herbeirief, günstigere Bedingungen bei Abschluß eines Friedens zu erlangen, von dessen Notwendigkeit die Niederlagen seiner Truppen, die Erschöpfung des Landes, die Unfähigkeit seiner Heerführer ihn überzeugt hatten . . . Nun kannte Iwan sehr wohl den Lieblingsplan Papst Gregors XIII., durch eine Allianz der christlichen Herrscher die Osmanen aus Europa zu drängen; auch wußte er, daß man in Rom nichts sehnlicher wünschte, als eine Union der griechischen (orthodoxen) Kirche mit der katholischen herbeizuführen, wie sie durch das Florentiner Konzil im Prinzip erreicht, aber nicht zur Anerkennung (durch Moskau) gelangt war." (a.a.O. S. 380)

Der Zar hatte sich nicht verrechnet. Papst Gregor XIII. (1572 bis 1585) sah in der zu Rom erscheinenden Gesandtschaft aus Moskau ein ermutigendes Ereignis. Die Wiedergewinnung der durch die Reformation verlorenen Gebiete und Völker machte dank der eifrigen politischen und missionarischen Tätigkeit der Jesuiten — zumal im Osten — gute Fortschritte. Der Gedanke

[4]) Sämtl. Werke, Hamburg 1867, 5. Band, S. 151.

einer Verdrängung der Osmanen aus Europa war der ursprüngliche Plan des Ignatius von Loyola. Er hatte gefordert, eine Flotte von 200 bis 300 Kriegsschiffen zu bauen und auszurüsten, um die Kreuzzüge zu erneuern. Der Plan scheiterte damals an den hohen Kosten und der Weigerung der Kirche und Orden, zu den Kosten beizusteuern. Gewann man den Zaren für sich, so kam man beiden Zielen — der Rekatholisierung Europas und der Vernichtung des Islam — wesentlich näher.

Der Papst beauftragte den Jesuiten Antonio Possevino (1533 bis 1611) mit der Durchführung der Verhandlungen. Possevino war zumal im Norden bekannt und tätig. In Schweden versuchte er den König Johann III. mit Hilfe von dessen katholischer Gemahlin zur Rückkehr zur katholischen Kirche zu bewegen. Possevino trug stets prunkvolle weltliche Kleidung und trat überall als weltlicher Diplomat auf, in dem niemand einen Jesuiten vermutete.

Er vermittelte zunächst den Frieden zwischen Rußland und Polen und begab sich am 14. Februar 1582 nach Moskau, um nun — als Gegenleistung des Zaren — die Vereinigung der orthodoxen Kirche mit der römischen einzuleiten bzw. Zugeständnisse auf missionarischem Gebiet in Rußland und militärische Zusagen für einen Feldzug gegen die Osmanen zu erlangen.

Am 21. Februar 1582 fanden die Verhandlungen vor einer ungewöhnlich großen Versammlung von Bojaren statt. Aber der bereits siegesgewisse Jesuit erlebte eine schwere Enttäuschung. Der Zar spottete über den Papst. Er fand es nämlich lächerlich, daß dem Papst der Fuß geküßt werde und er sich den Bart scheren lasse. Schließlich sagte Iwan, der Papst sei ein Wolf aber kein Hirte, ja man befürchtete sogar, daß der jähzornige Zar mit seinem berüchtigten und gefürchteten Stock mit der eisernen Spitze auf die päpstlichen Gesandten losgehen würde. Schiemann schreibt, daß Iwan „... am 4. März nach einer dritten Audienz Possevino fast gewaltsam in die griechische Kirche zu nötigen suchte. Es gelang dem Jesuiten aber, sich noch im letzten Augenblick frei zu machen, und er meinte damit einer Demütigung entgangen zu sein, die der Zar der lateinischen (römischen) Kirche und ihm persönlich zu-

gedacht hatte . . . Auch protestierte Possevin vor den Bojaren auf das Energischste wegen der Behandlung, die ihm zu Teil geworden. Erreicht war aber damit nichts. In der klaren Erkenntnis, daß seine religiöse Mission völlig mißglückt sei, bat er um seine Entlassung. Am 11. März fand die Abschiedsaudienz statt . . . Der Wunsch, das Ziel erreicht zu sehen, verblendete ihn, er hätte nach all seinen Erfahrungen die Überzeugung heimbringen müssen, daß Moskau und Rom unversöhnliche Gegensätze bleiben würden. Gerade weil, ganz abgesehen auch vom Primat des Papstes, die Äußerlichkeiten des Ritus es waren, die in den Augen aller Moskowiter das entscheidende Moment bildeten, war an eine Versöhnung nicht zu denken." (a.aO. S. 394/395)

Der Mißerfolg Possevinos konnte die Jesuiten aber nicht entmutigen. Possevino hatte Gelegenheit gefunden, sich eingehend über Rußland zu unterrichten. Er hatte indessen eingesehen, daß die Kirchenunion auf friedlichem Wege unmöglich war. Sie konnte nur durch List oder Gewalt herbeigeführt werden. Für eine Gewaltlösung bildete das katholische Polen eine unerläßliche Voraussetzung. Daher verstärkten die Jesuiten ihre Tätigkeit in Polen. Sie erreichten, unterstützt von dem jesuitenhörigen König Sigmund III. die sogenannte „Union von Brest". Hier wurden, unter Teilnahme einiger griechischer Geistlichen, Grundsätze für eine Wiedervereinigung der Kirchen des Westens mit denen des Ostens, erörtert und festgelegt, wie es in unseren Tagen auf dem Konzil des Papstes Johannes XXIII. versucht wurde.

Professor Eduard Winter stellt in seinem Werk „Rußland und das Papsttum" (Berlin 1960) fest: „Die Erforschung der Geschichte der Union von Brest ist sehr erschwert durch die Tatsache, daß in den vatikanischen Archiven die Quellen verloren gegangen sind; jedenfalls wird dies für die entscheidende Zeit von 1593 bis 1608 behauptet." (1. Band, S. 253)

Das ist nun aber gerade jene Zeit, die uns im Zusammenhang mit dem Fall des falschen Demetrius interessiert. Wieder stehen wir vor der Tatsache, daß Dokumente aus der Zeit, in welcher der Plan des Demetrius-Schwindels reifte, aus vatikanischen Archiven verschwunden sind. Es war der Brief des päpstlichen Legaten

Rangoni über das Auftauchen des Prätendenten, der aus den Akten verschwand; jetzt sind es die Schriften über die Union von Brest aus jener kritischen Zeit.[5])

Jene Unionsbeschlüsse wurden indessen von dem Zaren Boris Godunow zurückgewiesen. Schon im Jahre 1594 hatte Papst Clemens VIII. (1592—1605) den Geheimagenten Comuleo nach Moskau entsandt, um mit Boris über die Vereinigung der beiden Kirchen zu beraten. Es war den Jesuiten nicht entgangen, daß Boris Absichten auf den Zarenthron hegte. Man meinte wohl, daß Boris unter diesen Umständen eine römische Unterstützung benötigen würde, wie sie einst Iwan IV. beim Abschluß des Friedens mit Polen benötigt hatte. Aber Boris hatte bereits durch den zum Patriarchen von Moskau erhobenen Erzbischof Hiob die volle Unterstützung der orthodoxen Geistlichkeit und der Ostkirchen gefunden. Daher erklärte er dem päpstlichen Gesandten kurz und bündig: „Moskau ist jetzt das wahre rechtgläubige Rom". Nachdem Boris Godunow dann im Jahre 1598 zum Zaren gekrönt worden war, betete die gesamte russisch-orthodoxe Kirche für ihn „als den einzigen christlichen Herrscher auf Erden". Das war eine entschiedene Absage an den Papst und die römisch-katholische Kirche.

Alle theoretischen Einigungsversuche auf den Konzilien — zum Beispiel auf dem von Florenz im Jahre 1439 — waren, wie auch die Union von Brest, praktisch gescheitert. Der von Papst Julius II. (1503—1513) ausgeschriebene Kreuzzug gegen die „wilden, ketze-

---

[5]) Diese Zurückhaltung bzw. Fälschung von belastenden Dokumenten durch kirchliche Stellen ist bekannt. Leopold v. Ranke wurde bei seinen Forschungen zu seiner „Geschichte der Päpste" die Einsicht in die geheimen und vermutlich belastenden Urkunden nicht gewährt. Heute verfährt man nicht anders. In dem Werk von Hans Müller: „Katholische Kirche und Nationalsozialismus" (München 1963) wird in der Einleitung beklagt und gerügt, daß den Historikern die Einsicht in die Archive erschwert bzw. verwehrt wird. Sehr richtig wird gesagt, es sei notwendig, den Historikern „alle Dokumente zugänglich zu machen". Aber — so heißt es weiter — „dies scheint nicht die gemeinsame Auffassung der kirchlichen Archive zu sein." In einer dann folgenden Schilderung bei der Benutzung eines solchen Archivs durch einen amerikanischen Historiker wird gezeigt, wie man dabei verfährt. Ja, bei den katholischen Veröffentlichungen zu diesem Thema hat man sich sogar — so heißt es — „nicht gescheut, die Dokumente zu ‚r e i n i g e n'. In welchem Sinne bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung". (Einleitung S. XV/XVI). Dennoch muß man hier — um Mißverständnisse zu verhüten — erläutern, daß der euphemistische Ausdruck „r e i n i g e n" von Dokumenten durch das klarere Wort f ä l s c h e n ersetzt werden muß!

rischen und abgefallenen Russen" *(contra ferocissimos Ruthenos hereticos et scismaticos)* war fehlgeschlagen. Die Iwan IV. geleistete Hilfe des Vatikans gegen die Polen wurde nicht durch ein erwartetes Entgegenkommen des Zaren vergolten. Im Gegenteil, die Abneigung der Russen gegen Rom und die römische Kirche hatte sich nur verstärkt. Aber die Jesuiten gaben den Plan, Rußland der römischen Kirche zu unterwerfen, nicht auf. Und „sobald sich diese Aussicht eröffnete, verließ den betreffenden Papst noch jedesmal alle Vernunft", schrieb Pantenius. (a.a.O. S. 48) Diese Vernunft verließ ihn auch als er sich auf den Plan einließ, mit dem falschen Demetrius einen römisch-katholischen Zaren nach Moskau zu führen und einzusetzen. Die Gewalt hatte versagt, die Überredung zur Politik des *„do, ut des"* hatte nichts gefruchtet, jetzt sollte die List leisten, was bislang unerreichbar gewesen war.

Leopold von Ranke hat ganz ähnlich geurteilt. Er schreibt in seinem berühmten Werk „Die römischen Päpste" in dem Abschnitt ‚Die Aussicht auf Rußland' (7. Buch, 1. Kapitel) zu diesen Fehlschlägen: „Um so willkommener war unter diesen Umständen die Aussicht, welche das Auftreten des falschen Demetrius auf das unerwartetste darbot."

Auch Pantenius sagt, die Jesuiten „sahen in dem Auftreten des angeblichen Demetrius eine vorzügliche Gelegenheit, Rußland für den römischen Katholizismus zu gewinnen. Der Prätendent schien durchaus bereit, sich von ihnen überzeugen zu lassen, daß die römische Kirche die alleinseligmachende sei. Wurde er für Rom gewonnen und zog er als Zar in Moskau ein, so konnte der Ansturm gegen die griechische Kirche mit der schönsten Aussicht auf Erfolg beginnen. Gelang es, d i e s e niederzuzwingen, so wurden d i e p r o t e s t a n t i s c h e n G e r m a n e n v o n a l l e n S e i t e n u m k l a m m e r t, und Rom konnte sich die verhaßten Ketzer schlimmstenfalls m i t G e w a l t wieder unterwerfen." (a.a.O. S. 70)

Das wurde dann in Deutschland — nach dem gescheiterten Demetrius-Schwindel — durch den 30jährigen Krieg versucht. Denn — so schrieb der Historiker F. A. Gfrörer — „der 30jährige Krieg ist, sofern die Jesuiten und ihre Bestrebungen nicht selbst

als Kinder der Zeit zu betrachten sind, das Werk dieses Ordens; die Fürsten und Könige, die in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen d i e J e s u i t e n geschrieben".[6])

Es ist keine gewagte Behauptung, wenn man dementsprechend sagen würde: auch der falsche Demetrius „spielte die Rolle, welche ihm die Jesuiten geschrieben". Denn nach den von Pierling in dem Buch *„Dmitri dit le faux et les Jésuites"* (Paris 1913) wiedergegebenen Briefen von Jesuiten an den falschen Demetrius — und von diesem an Jesuiten —, ist kein Zweifel mehr möglich, daß dieser falsche Demetrius ein Geschöpf des Jesuitenordens gewesen ist. (vergl. Eduard Winter, a.a.O. S. 281)

Wer der falsche Demetrius tatsächlich gewesen ist, bleibt dunkel wie seine Herkunft und unbekannt wie seine ersten Inspiratoren. Die zeitgenössischen Darstellungen darüber bleiben mehr oder weniger Legende, wenn es nicht gar bewußte Fälschungen sind. In fast allen Fällen wird der entlaufene Mönch Gregor Otrepjew dafür gehalten, den auch die Jesuitenchronik für das Jahr 1604/05 dafür benennt. Auch Professor Winter hält noch an dieser Möglichkeit fest und meint, jene Jesuiten „mußten es ja am besten wissen, denn aus ihren Kreisen kam ja der Anstoß und die dauernde Förderung dieses Planes, durch einen gefügigen Prätendenten in den Kreml einzudringen". (a.a.O. S. 275/276)

So richtig das letzte ist, so fragwürdig ist es, wenn die Jesuiten auch den Namen Otrepjew nennen. Der Jesuit Pierling hat im Jahre 1878 in Paris ein Buch *„Rome et Demetrius"* herausgegeben, in dem zahlreiche Dokumente aus den Archiven des Jesuitenordens und des Vatikans enthalten sind. Aber — so hat Scherr eingeworfen — „hat der Pater, dessen Absicht ganz augenscheinlich und eingestandenermaßen war, die Gesellschaft Jesu von dem Vorwurf zu reinigen, den falschen Dimitry erfunden, die Demetriuswirrsale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benutzt, benutzen w o l l e n ? — Das ist eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, solange nur Jesuiten die Durchsuchung und Benutzung der Jesuitenarchive gestattet wird. D i e

[6]) F. A. Gfrörer: „Gesch. Gustav Adolfs" Stuttgart 1835/7, S. 339.

Tatsache, daß die Gesellschaft Jesu den falschen Dimitry als ein Werkzeug zur Katholisierung Rußlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt."

Es wäre ja auch mehr als naiv, wollte man derartigen Veröffentlichungen Glauben schenken, während wir bereits gesehen haben, daß wichtige Aktenstücke in dieser Frage verschwunden oder „verloren" gegangen sind. Jedenfalls wies Pantenius die Identität des falschen Demetrius mit dem Mönch Otrepjew als unmöglich zurück. Er schreibt darüber: „Man begreift, daß Boris glauben konnte, daß der Prätendent Otrepjew sei. Schwerer versteht man, wie russische Gelehrte bis heute an der Identität beider festhalten konnten. Wie ist daran zu denken, daß Otrepjew, den jeder Groß-Bojar und jeder hohe Geistliche, sowie jeder Mönch des Tschudow-Klosters kennen mußte, es wagen konnte, als Demetrius in Moskau einzuziehen? — Wie war es ferner möglich, daß er als Zar den Abt des Klosters zum Mitglied seines Senats ernennen konnte? — Und wie konnte er, wenn er einst im Dienst der Romanows stand, sie aus der Verbannung zurückrufen? — Hätte Fedor-Philaret Romanow sich von dem offenbaren Gauner zum Erzbischof von Rostow ernennen lassen? — Niemals. Dazu kommt, daß (nach Kostomarow) noch eine Unterschrift Otrepjews erhalten ist, die der des falschen Demetrius ganz unähnlich ist. Wer immer der Prätendent war, Otrepjew war es gewiß nicht.

Wahrscheinlich aber war Otrepjew allerdings einer der erfolgreichsten Agitatoren für den Prätendenten." (a.aO. S. 72)

Hier muß ergänzt werden, daß die Geschichtswissenschaft gesicherte Tatsachen nicht ermitteln konnte. Auch die fünfbändige „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dimitry", die von Ustrialow im Jahre 1837 in Petersburg herausgegeben wurde, enthält nur fragwürdige, teils widerspruchsvolle oder legendäre Darstellungen.

Diese Sammlung enthält auch die „Chronik von Moskau" des deutschen lutherischen Pastors Martin Bär, der zur Zeit des falschen Demetrius in Moskau lebte, und die „Denkwürdigkeiten" des Hans Georg Peyerle. Die Chronik von Bär besteht indessen

größtenteils aus Abschriften der Aufzeichnungen des Deutschen Konrad Bussow. Dieser Bussow lebte zur Zeit des falschen Demetrius teils in Moskau, teils in Kaluga. Hans Georg Peyerle war ein Kaufmann aus Augsburg, der sich zur gleichen Zeit geschäftlich in Rußland befand. Wahrscheinlich haben diese Männer immer nur das aufgeschrieben, was sie von Russen gehört hatten.

Andere Nachrichten sind in dem Buch „Historien und Berichte von dem Großfürstentum Muschkow" von Petrum Petrejum von Erlesunda (Leipzig 1620) zu finden.

Die allgemeine Auffassung und Meinung bildete sich aus der von Boris Godunow amtlich verbreiteten Legende von dem entlaufenen Mönch Grischka Otrepjew, die Pantenius als unhaltbar zurückwies. Auch der im Jahre 1601 nach Rußland gekommene Franzose Jacques Margeret — er diente unter Boris und später unter Demetrius als Reiterführer — berichtet in seinem nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1606 in Paris erschienenen Buch: *„Estat de l'empire de Russie"* (Paris 1607) als Augenzeuge, das Grischka Otrepjew der Helfershelfer des Pseudozaren Demetrius gewesen sei. Die beiden waren somit keinesfalls identisch.

Allerdings hatte der russische Geschichtsschreiber N. M. Karamsin (1766—1826) die amtliche Legende von der Identität des Grischka Otrepjew mit dem falschen Demetrius in seiner „Geschichte des russischen Reiches" (Petersburg 1816—1829) zunächst kritiklos übernommen. Es stiegen ihm indessen Zweifel daran auf, und er beabsichtigte das Werk fortzusetzen und dabei den Demetrius-Schwindel erneut zu behandeln. Aber der Zar Alexander I. untersagte ihm dies ausdrücklich, weil Karamsin auch die Thronbesteigung der Romanows bei dieser Gelegenheit darstellen wollte. Und „Karamsin, der ein besserer Hofmann als Historiker war, hielt es nicht für geraten, seinen Forschereifer auch auf die Romanows auszudehnen", bemerkt Johannes Scherr in seiner Literaturgeschichte.

Infolgedessen haben nach ihm auch andere Historiker jene amtliche russische Legende übernommen. So meinte Gustav Droysen in seiner „Geschichte der Gegenreformation" (Berlin 1893) Otrepjew

und der falsche Demetrius seien identisch gewesen. Dagegen schrieb er wiederum sehr richtig, jener falsche Demetrius, der „dem Zaren Boris Godunow als Prätendent gegenübertrat und nach dessen Tode die Zarenkrone empfing, war ein Geschöpf Sigismunds (des Königs von Polen) und der Jesuiten".

Die Kenntnis der Persönlichkeit des falschen Demetrius ist indessen weniger wichtig als der Plan, der mit seinem Auftreten verfolgt wurde. Daß dieser Plan von den Jesuiten gefördert, wenn nicht gar überhaupt gefaßt wurde, unterliegt keinem Zweifel. Sicher entsprach dieser Plan auch den Absichten der Gegner des Zaren Boris, wie er auch den politischen Zielen der Polen entsprach. Leopold von Ranke, der bekanntlich mit seinen Urteilen sehr vorsichtig war, schrieb in dem bereits genannten Werk:

„Fast noch mehr an die geistlichen als an die politischen Interessen von Polen schloß sich Demetrius an.

Es war ein katholischer Beichtvater, dem er sich zuerst entdeckte; Väter Jesuiten wurden geschickt, ihn zu prüfen; dann nahm sich der päpstliche Nuntius Rangone seiner an. Gleich bei der ersten Zusammenkunft erklärte ihm dieser, er werde nichts zu hoffen haben, wenn er nicht die schismatische Religion abschwöre und die katholische annehme. Ohne viel Umstände zeigte sich Demetrius hierzu bereit; er hatte es schon vorher versprochen: den nächsten Sonntag geschah der Übertritt. Er war entzückt, daß ihn hierauf König Sigmund anerkannte; er schrieb es mit Recht der Verwendung des Nuntius zu und versprach diesem, zur Ausbreitung und Verteidigung des römischen Glaubens alles zu tun, was in seinen Kräften stehe." (a.a.O. S. 256)

Ranke bezieht sich hier auf Alessandro Cilli und dessen *„Historia di Moscovia"*, nach welcher der russische Historiker Karamsin, ohne das Buch Cillis gelesen zu haben, dem Demetrius Worte zuschreibt, die sich bei Cilli nicht finden. Da aber Cilli bei dem Übertritt des Demetrius zur römische Kirche zugegen war, ist die daraus entnommene Darstellung Rankes — der Cilli in der Anmerkung zitiert — glaubwürdiger als die bei Karamsin.

Winter hat sehr richtig — im Zusammenhang mit der „Entdeckung" des falschen Demetrius — auf den Kardinal Bernard

Maciejowski hingewiesen. Dieser hatte nämlich die Union von Brest eingeleitet und betrieben. Er war dafür von Papst Clemens VIII. im Jahre 1603 zum Kardinal erhoben, nachdem er im Jahre 1600 zu Bischof von Wilna und Krakau ernannt worden war. Maciejowski hatte einen unbeschränkten Einfluß auf den großpolnischen Adel und den König. Professor Winter konnte daher berechtigt sagen: „Er war ein entschiedener, von Skrupeln nicht behafteter Vertreter der polnischen katholischen Gegenreformation! Es lag nahe, den scheinbar so leichten Erfolg von Brest auf ganz Rußland zu übertragen. Der Versuch, durch einen Abenteurer im Kreml festen Fuß zu fassen und von dort, so wie in Brest, die Union der russischen orthodoxen Kirche zu dekretieren, war zu verlockend." (a.a.O. S. 276)

„Entdeckt" wurde der falsche Demetrius denn auch von dem polnischen Fürsten Adam Wisniowiecki, der mit dem skrupellosen Kardinal verwandt war, und bereits mit einem polnischen Heer gegen den Zaren Boris im Felde stand. Georg Mniszek, der Woiwode von Sandomir, bereitete dann den „gefundenen" Demetrius auf seine politische Aufgabe vor, wie ja auch in unseren Tagen die falsche Anastasia von ihren Inspiratoren vorbereitet werden mußte, bis sie „von der fixen Idee besessen war", Anastasia zu sein. Während wir nun aber im Fall der Anastasia nichts über „die dunklen Mächte im Hintergrund" erfuhren, hat sich dieser Hintergrund im Falle Demetrius zunehmend aufgehellt, so daß jene Personen und ihre Absichten immer deutlicher werden. Religiöse und politische Interessen verbanden sich hier zu einem Schwindel von größtem Ausmaße, während die Gewinnsucht das Unternehmen zur Ausführung brachte.

Vordergründe und Ausführung

Der Fürst Wisniowiecki stattete den „aufgefundenen" Prätendenten zunächst einmal fürstlich aus. Die Zeitgenossen jenes polnischen Magnaten haben ihn übereinstimmend für dumm und leichtgläubig erklärt. Er war also der geeignete Mann, die Story von dem aufgefundenen Zarewitsch Demetrius anzuhören und Folgerungen daraus zu ziehen. Wisniowiecki unterrichtete dann seinen Bruder Konstantin von dieser Entdeckung und dieser wiederum seinen Schwiegervater, den Woiwoden Mniszek. Die Einsetzung des Prätendenten war also ein Familienunternehmen, das größte finanzielle Erfolge versprach, wenn es gelang den Zarenthron für ihn zu erobern. Die drei polnischen Herren waren zwar Großgrundbesitzer, aber infolge ihrer verschwenderischen Lebensweise ungeheuer verschuldet. Zumal Mniszek wurde von seinen Gläubigern hart bedrängt. Er besaß einen großen Einfluß auf den bigotten, den Jesuiten hörigen König Sigmund. Um dem Plan bei dem König durchzusetzen, verband er sich mit den ebenfalls interessierten Jesuiten. Mniszek hatte eine sehr schöne Tochter, die auf den Prätendenten einen großen Eindruck gemacht hatte und — wie ihr Vater — fanatisch katholisch war. Gelang es Mniszek, diese Tochter mit dem Prätendenten zu verehelichen, so konnten ihm als Vater der zukünftigen Zarin ganz besondere Vorteile aus einer solchen Ehe erwachsen. Er wurde nicht nur seine Schulden los, sondern konnte Gebietsansprüche stellen; was er auch getan hat.

Scherr schrieb mit berechtigtem Spott über diesen schwindelhaften Plan: „In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tun sich Konsortien zur Aufschwindelung von breit- und schmalspurigen Eisenbahnen oder von nationalen oder internationalen Banken zusammen; damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwindelten Jesuiten und polnische Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopf hatten, mitsammen

in Eroberung von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier zu schwindeln, aber dem Wesen nach bleibt die menschliche Schwindelei allzeit dieselbe und wird es bleiben, solange es Schwindler und Beschwindelte gibt, also: bis an das Ende der Tage."

Das Unternehmen erschien, politisch gesehen, allerdings durchaus erfolgversprechend und durchführbar. Der regierende Zar Boris war bei dem hohen russischen Adel als Usurpator verhaßt, und beim Volk unbeliebt. Fürst Wisniowiecki stand bereits mit einem polnischen Heer an der russischen Grenze. Der Vormarsch in Begleitung des angeblichen „rechtmäßigen" Zarewitsch Demetrius, des Sohnes Iwans IV., würde in dem zerrütteten Rußland große Verwirrung hervorrufen, so daß der Marsch nach Moskau erfolgen konnte. Polen hatte jedoch im Jahre 1600 einen zweiundzwanzigjährigen Waffenstillstand mit Rußland geschlossen. Daher war die Aufstellung eines polnischen Heeres durch den Staat unmöglich. Aber in solchen Fällen bildet man eben — wie auch in unseren Tagen bei derartigen Gelegenheiten — „Freiwilligen-Verbände". Die kriegslüsternen polnischen Edelleute und andere Abenteuer-Kumpane waren sofort bereit, einen solchen Feldzug mitzumachen, der ihnen reiche Beute versprach. Außerdem hatte der Mönch Otrepjew unter den Don-Kosaken eine ausgedehnte Propaganda für den Demetrius betrieben, so daß auch diese bereit waren, den Sohn des Zaren Iwan IV. gegen den Usurpator Boris zu unterstützen. Man brauchte also nur diese Propaganda auf das übrige Rußland auszudehnen, um ein günstiges Klima für den Pseudo-Demetrius zu schaffen.

Zwei Jesuiten bildeten die ständige Begleitung des Prätendenten. Sie führten gewissermaßen die Aufsicht, weil man offenbar noch mißtrauisch war. Denn Papst Clemens VIII. äußerte bei der Meldung seines Nuntius über die Auffindung des Demetrius Bedenken und wies dabei auf die Vorgänge bei dem Auftreten des falschen Sebastian in Portugal hin, Ereignisse, die noch nicht so weit zurücklagen, um vergessen zu sein.

Aber die Bedenken des Papstes wurden durch den vollzogenen Übertritt des Prätendenten zur römischen Kirche und seine fuß-

fällige Unterwerfung beschwichtigt. Am 24. April 1604 richtete der Pseudo-Demetrius ein untertäniges Schreiben an den Papst. Darin heißt es unter anderem:

„Sollte der gütige und große Gott mir den Zugang zum Thron meiner Väter öffnen, so bitte ich Eure Heiligkeit untertänigst, mir Ihre Unterstützung und Gunst nicht vorzuenthalten. Denn der allmächtige Gott könnte sich sehr wohl meiner bedienen, — so unwürdig ich auch dessen bin — um seinen göttlichen Ruhm durch den Übertritt der in die Irre gehenden Schafe und die Wiedervereinigung eines so großen Volkes mit der Kirche zu erhöhen."

Unterzeichnet war dieser Brief: *„Demetrius Joannis, Ce asarides Magnae Russiae et haeres Monarchiae Moscoviae."* [1])

In dem päpstlichen Breve des Papstes Paul V. — des Nachfolgers Clemens VIII. — vom 10. April 1606 wurde der Pseudo-Demetrius eindringlich an seine fußfällige Unterwerfung vor dem Nuntius Rangoni erinnert und ermahnend gesagt, „weil du bei deinem Volke alles vermagst, was du willst, so befiehl ihm die Anerkennung des Statthalters Christi. Deine frommen Gedanken segnen wir mit apostolischer Autorität."

Professor Winter, der diese Stelle in deutscher Übersetzung bringt, setzt hinzu: „Mit diesem Aufruf ist der Zweck der großangelegten Intrige offenbar, wenigstens soweit es den Papst angeht. Dieser glaubte also schon, dem russischen Volk vom Kreml Befehle erteilen lassen zu können. Die Erfüllung eines alten Machttraumes schien unmittelbar nahe. Der Papst spricht deswegen von einem ‚Zweiten Konstantin'". (a.a.O., S. 280).

Vielleicht hält heute Papst Paul VI. als Nachfolger jenes Papstes im Namen und Amt — die Wahl des Namens hat bei den Päpsten immer eine bestimmte Bedeutung: *nomen est omen* — diese „Anerkennung des Statthalters Christi" im Kreml jetzt für möglich und erhofft — nach den vorangegangenen Ereignissen — „die Erfüllung eines alten Machttraumes", wenn auch auf eine

[1]) Übersetzung dieser Stelle bei Pantenius, a.a.O., S. 70; der ganze Text bei Pierling S. J. „Rome et Demetrius", Paris 1878, S. 157 f.

ganz andere Weise wie Paul V. im 17. Jahrhundert. „Es hat eben" — wie Johannes Scherr bei seiner Kennzeichnung des Demetrius-Schwindlers meinte — „jede Zeit ihre eigene Manier zu schwindeln."

Das soll nicht etwa heißen, daß der heutige Papst Paul VI. bei der erstrebten Vereinigung der Ost- und Westkirche, der russisch-orthodoxen und der römisch-katholischen, ebenfalls zu schwindeln beabsichtigt. Die „Schwindler" bei diesem Geschäft könnten ja auch einmal auf der anderen Seite zu suchen sein. Wenn aber der Kardinalstaatssekretär des Papstes Paul V. stets dessen Freude betonte, daß unter seinem Pontifikat die schismatischen Russen durch den falschen Demetrius katholisch werden würden, so würde diese Freude den heutigen Papst Paul VI. zweifellos ebenfalls erfüllen. Jedenfalls teilt Papst Paul VI. ganz gewiß die Meinung seines Vorgängers im Amt und Namen, Pauls V., welche dieser in seinem Breve an den falschen Demetrius Ausdruck verlieh, daß es nämlich nur einen wahren Glauben gebe, den römisch-katholischen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die durch den Schwiegersohn des gewesenen Ministerpräsidenten Chruschtschow eingeleiteten Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml recht bemerkenswert und bedeutungsvoll.

Wie in diesem Falle ist es auch im Falle des falschen Demetrius verständlich, daß diesem eine öffentlich zu sehr betonte Zusammenarbeit mit der römischen Kirche bzw. mit dem Papst politisch unzweckmäßig und persönlich unbehaglich erschien. Den beiden Jesuiten, die ihn ständig begleiteten und beobachteten, war eine gewisse Wankelmütigkeit im Benehmen ihres Prätendenten für den Zarenthron nicht entgangen. Diese Beobachtungen mahnten zur Vorsicht. In diesem Mißtrauen begegneten sich die Jesuiten und der päpstliche Nuntius mit dem polnischen Magnaten Mniszek, wenn auch beider Zwecke verschieden waren. Jedenfalls schien es geraten, den Prätendenten für den Fall des Gelingens des Unternehmens durch einen Vertrag zu binden. Am 25. Mai 1604 wurden grundsätzliche Vereinbarungen mit dem Pseudo-Demetrius getroffen. Zunächst wurde bestimmt, Rußland sei zu rekatholisieren. Dann sollte die dem Pseudo-Demetrius verlobte,

fanatisch katholische Marina Mniszek mit ihrer Verehelichung in Moskau zur Zarin erhoben werden. Mit dieser Ehe verband man die erbliche Übergabe der russischen Fürstentümer Groß-Nowgorod und Pskow. Ihr Vater, der Woiwode Georg Mniszek, sollte von dem künftigen Zaren Demetrius neben Begleichung seiner Schulden mit den Fürstentümern Smolensk und Severien erblich belohnt werden. Damit aber auch der S t a a t Polen für die Unterstützung des falschen Demetrius entschädigt würde, verpflichtete sich der Prätendent einige noch näher zu bezeichnende russische Gebiete an Polen abzutreten. Derartige Abtretungen nennt man heute euphemistisch „Grenzberichtigungen".

Goethe hat bekanntlich im zweiten Teil seines „Faust" gesagt: „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt dem Toren niemals ein." Hier müßte man diesen Satz etwas variieren und sagen: Wie sich Politik, Religion und Gewinnsucht verketten, „das fällt dem Toren niemals ein". Denn diese Verkettung tritt im Falle des falschen Demetrius so deutlich ans Licht, daß nur Böswillige oder Narren sie zu leugnen vermögen. Man war so zuversichtlich vom Gelingen des Anschlages überzeugt, daß man das Fell des russischen Bären teilte, bevor man ihn erlegt hatte.

Selbstverständlich wurden den Führern der polnischen Freiwilligen und der Kosaken nicht nur reiche Beute in Aussicht gestellt, sondern auch ein beträchtlicher Lohn verheißen, der ihnen nach der Inthronisierung des neuen Zaren in Moskau ausgezahlt werden sollte.

Während sich Boris zunächst untätig verhielt, weil er fürchtete mit seinen Maßnahmen der Unternehmung des falschen Demetrius größere Bedeutung zu verleihen, war der Prätendent damit beschäftigt ein Heer aufzustellen. Die Angaben darüber schwanken zwischen den Zahlen von 700 Reitern und der gleichen Zahl von Fußtruppen und der Zahl von 1100 Reitern und 500 Fußsoldaten. Dieser Haufen wurde aber noch vor Überschreiten der russischen Grenze durch 2000 Kosaken verstärkt.

Gewiß, der Gedanke, mit diesem Häuflein das große Rußland erobern zu wollen, war an sich zweifellos absurd. Aber das sich schnell verbreitende Gerücht, der rechtmäßige Sohn des Zaren

Iwan IV. nahe, um den verhaßten Usurpator Boris zu beseitigen und den Thron seiner Väter zu besteigen, war schneller und stärker als die gegen ihn geschickten militärsch überlegenen Regierungstruppen. Es bestätigte sich auch hier, was ein großer Dichter jener Zeit, der englische Dichter Shakespeare erkannt und gesagt hatte: „Gerücht ist eine Pfeife, die Argwohn, Eifersucht, Vermutung bläst, und von so leichtem Griffe, daß sogar das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen, die immer streitende, wandelbare Menge, drauf spielen kann." Und da diese Pfeife mit jesuitischer Hilfe noch griffiger gemacht worden, war es der wandelbaren Menge noch leichter, verlockende Töne auf ihr hervorzubringen.

Am 31. Oktober 1604 begann der Einmarsch des Prätendenten bei der russischen Grenzstadt Moraws in das russische Reich, das angebliche „Reich seiner Väter". Die wandelbare Menge der russischen Bevölkerung schloß sich ihm an. Schlossen sich die russischen Kommandanten der Volksbewegung zu Gunsten des falschen Demetrius nicht an, so wurden sie gebunden dem Prätendenten ausgeliefert. Dieser gab ihnen dann sofort die Freiheit zurück, belobte sie wegen ihrer gezeigten Treue und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß sie diese Treue jetzt ihm, dem rechtmäßigen Zaren erweisen würden. Das war zwar ein sehr diplomatischer Zug, wie überhaupt das Verhalten des falschen Demetrius vor seiner Inthronisierung sehr diplomatisch gewesen ist — aber auf die energischeren Offiziere des Boris hatte es keine Wirkung. Der Zar Boris entsandte nun einen Russen mit Namen Chruschtschow zu den Don-Kosaken, um diese Reiterscharen für sich zu gewinnen. Diese Absicht mißlang. Die Kosaken brachten den Abgesandten des Zaren in das Lager des Prätendenten und — Chruschtschow schloß sich dem falschen Demetrius an. Da der gewesene sowjet-russische Ministerpräsident ebenfalls den Namen Chruschtschow trägt und — wie jener Chruschtschow des Jahres 1604 — auch eigenartige politische Stellungswechsel vollzogen hat, könnte diese Namensgleichheit ein Treppenwitz der Weltgeschichte genannt werden!

Am 18. November 1604 belagerte der Prätendent die befestigte Stadt Nowgorod und versuchte vergeblich den Sturm auf die

Festung. Inzwischen hatte aber der Zar Boris eingesehen, daß die von ihm als bedeutungslos angesehene Angelegenheit ernst zu werden begann. Er sammelte bei Kaluga ein Heer und übertrug den Oberbefehl dem Fürsten Mstislavski. Dieses Heer vereinigte sich nun mit dem des Fürsten Schuiski, um gemeinsam gegen den Haufen des Prätendenten zu operieren. Diesem zaristischen Heer, das etwa 70 000 Mann zählte, hatte der bedrohte Prätendent kaum 15 000 Mann entgegenzustellen. Er mußte sich angesichts dieser Lage zum Rückzug entschließen. Infolgedessen verließen ihn selbst zahlreiche Polen, die sich — darunter auch der künftige Schwiegervater des Prätendenten, der Woiwode Mniszek — vorsichtig nach Litauen zurückzogen.

Der Prätendent wäre zweifellos verloren gewesen, wenn die Russen jetzt energisch angegriffen hätten. Das tat jedoch der Fürst Schuiski nicht, der an Stelle des verwundet ausscheidenden Fürsten Mstislavski zum Oberfeldherrn aufgerückt war. Ob hier die versteckte Gegnerschaft Schuiskis gegen den Zaren Boris oder geheime Absprachen wirksam waren, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls war der Zorn des Zaren Boris über ein solches Verhalten durchaus berechtigt. Er setzte jetzt den Bruder Schuiskis, den Fürsten Wassiliwitsch Schuiski als Oberfeldherrn ein, nachdem dieser auf dem Roten Platz zu Moskau feierlich vor dem Volk erklärt hatte, er selbst habe einst den toten Knaben Demetrius bestattet, so daß der Prätendent nicht Demetrius, der Sohn des Zaren Iwan IV. sein könne.

Am 21. Januar 1605 kam es zu einer Feldschlacht bei dem Dorf Dobrinitschi zwischen den überlegenen zaristischen Truppen und denen des Prätendenten. Dieser wurde völlig geschlagen und entging nur mit knapper Not seinen Verfolgern. Der bereits genannte Franzose Jacques Margeret nahm an dieser Schlacht teil und hat sie in seinem Buche ausführlich geschildert.

Die siegreichen Truppen des Zaren Boris übten an der Bevölkerung, die dem Prätendenten gehuldigt hatte, grausamste Vergeltung. Solche Maßnahmen standen in einem auffallenden Gegensatz zu dem milden und nachsichtigen Verhalten des Prätendenten gegenüber den Anhängern des Zaren Boris. Dadurch

machte sich der Zar erneut verhaßt, während die Milde des Prätendenten laut gepriesen und propagandistisch zu dessen Gunsten ausgewertet wurde.

Dieser hatte sich indessen nach Putiwl zurückgezogen. Er erließ von dort neue Manifeste und Proklamationen als Demetrius, der Sohn Iwans IV. und rechtmäßige Zar aller Reußen. Außerdem arbeitete er rastlos an der Aufstellung neuer Truppen für den Marsch nach Moskau. Der zaristische Oberbefehlshaber Schuiski erklärte indessen, er könne den Kampf erst im Frühling wieder fortsetzen. Die Tätigkeit der zaristischen Offiziere beschränkte sich auf die unmenschlichsten Bedrückungen der russischen Bevölkerung, die sich dem Prätendenten vor dessen Niederlage angeschlossen hatte.

In Putiwl erschienen nacheinander drei russische Mönche, um den Prätendenten im Auftrage des Zaren Boris zu ermorden. Sie wurden entdeckt, die Attentate mißlangen. Hier erschien aber auch jener entlaufene Mönch Gregor Otrepjew, der bisher unter den Kosaken so erfolgreich für den Prätendenten geworben hatte. Während nun der Franzose Margeret als Augenzeuge diesen Ortrepjew von dem Prätendenten als Person unterscheidet, behauptete die amtliche Moskauer Darstellung, dieser in Putiwl erscheinende Ortrepjew sei ein anderer ehemaliger Mönch gewesen, der wirkliche Ortrepjew sei eben der Prätendent selbst. Diese offenbar falsche Darstellung und Auffassung hat sich — wie wir sahen — teilweise bis heute erhalten. Irrtümer und Legenden sind eben oft sehr zäh- und langlebig. Jedenfalls gilt dies für die Lügen in der sogenannten Weltgeschichte!

Die Untätigkeit des Fürsten Schuiski versagte dem Heere des Zaren Boris den Erfolg. Die Erfolglosigkeit dieser überlegenen Heere blieb der Bevölkerung von Moskau nicht verborgen. Die Proklamationen des Prätendenten wurden trotz strengster Überwachung bekannt und verbreitet. Mündliche Propaganda ergänzte die Tatsachen durch Wundergeschichten und Legenden, bis der Aberglaube die Mißerfolge des Zaren Boris gegenüber dem „rechtmäßigen" Zaren Demetrius für ein „Gottesgericht" hielt.

Zar Boris selbst wurde infolge der Fehlschläge unsicher und

bedrückt. Sein berechtigtes Mißtrauen gegen die Fürsten Schuiski wuchs. Ja, er grübelte darüber, ob vielleicht Gott den Knaben Demetrius damals doch auf wunderbare Weise gerettet haben könnte, so daß der herangewachsene Demetrius jetzt käme, um jenen Mordversuch von Uglitsch zu rächen. Solche Grübeleien versetzten den Zaren in einen Zustand beständiger Furcht, so daß er nicht mehr wagte, seine Räume im Kreml zu verlassen. Seine letzte Hoffnung war der Fürst Peter Basmanow, ein sehr befähigter Heerführer, dem der Zar für den Sieg seine schöne Tochter Xenia zur Gattin versprach. Aber bevor Basmanow Moskau verließ, starb Zar Boris am 13. Mai 1605 unter merkwürdigen Umständen. Einige behaupten durch Gift, andere meinen durch einen Schlaganfall. Fedor, der 16jährige Sohn des Boris wurde zum Zaren, die Witwe des Boris zur Regentin ausgerufen. Beide waren bei der Moskauer Bevölkerung unbeliebt, und beide setzten ihre Hoffnung — wie schon Boris — auf Peter Basmanow. Die Fürsten Schuiski wurden abberufen und Basmanow zum Oberbefehlshaber ernannt.

Am 17. April 1605 traf Basmanow bei den zaristischen Truppen ein. Diese belagerten noch immer die Festung Kromy, in die sich die aus Kosaken bestehenden Truppen des Prätendenten nach ihrer Niederlage zurückgezogen hatten. Sie wurden von dem tapferen Hetmann Korella geführt und gelegentlich von den zaristischen Truppen durch heimliche Munitions- und Lebensmitteltransporte unterstützt.

Es ist begreiflich, daß der herbeigeeilte Basmanow angesichts der vorgefundenen Verhältnisse vor Kromy die politische Lage noch einmal einer abwägenden Prüfung unterzog. Diese erschien ihm unter diesen Umständen recht fragwürdig. Außerdem glaubte er annehmen zu müssen, daß die Godunows — der Zar Fedor und dessen Mutter, die Zarin-Regentin — das Versprechen des Zaren Boris, seine Tochter Xenia mit ihm zu verehelichen, nicht halten würden. Jedenfalls entschloß sich Basmanow, nachdem er zahlreiche Offiziere für sich gewonnen hatte, mit dem Kosakenhetmann Korella, dem Befehlshaber des Prätendenten in Kromy, in Verhandlungen einzutreten. Nach dieser Verhandlung

zog Basmanow die Wachen seines Heeres zurück, so daß die in Kromy eingeschlossenen Truppen des Prätendenten bei einem Ausfall das Lager der zaristischen Truppen um 4 Uhr früh mühelos überfallen konnten. Die als unsicher geltenden Offiziere wurden gefesselt, soweit sie nicht in der entstandenen Verwirrung mit ihren Leuten fliehen konnten. Jetzt proklamierte Basmanow den Prätendenten, den falschen Demetrius, zum Zaren Demetrius, als Sohn des Zaren Iwan IV., die zurückgebliebenen, ehemals auf den Zaren Fedor verpflichteten Truppen, leisteten dem neuen Zaren Demetrius den Treueid. Fürst Iwan Golitzin begab sich zu dem Prätendenten nach Putiwl, um ihn von der Wandlung zu unterrichten und ihm als dem neuen Zaren zu huldigen. Der Marsch nach Moskau konnte beginnen.

Der Marsch nach Moskau

Unter diesen Umständen konnte der Prätendent den Marsch nach Moskau antreten. Dieser Marsch wurde zum Triumphzug. Wo er erschien, verkündete der neue Zar eine großzügige Amnestie für alle, die ihn bisher bekämpft oder sich zu dem Zaren Boris Godunow bekannt hatten. Er war des Sieges seiner Sache bereits so sicher, daß er die Mehrzahl seiner Soldaten entlassen konnte. Überall zogen ihm die Bewohner der Städte und Dörfer mit Salz und Brot — dem herkömmlichen Friedenszeichen — entgegen. Sie priesen Gott, der das Leben des Knaben Demetrius so wunderbar behütet hatte, daß er jetzt als der Sohn Iwans IV. den Thron seiner Väter als der rechtmäßige Zar besteigen konnte. Das abergläubische Volk erblickte in diesem Ausgang des Kampfes zwischen Boris und Demetrius ein „Gottesurteil", und durch den geheimnisvollen plötzlichen Tod des Boris wurde es in diesem Glauben noch bestärkt. Alle bisher laut gewordenen Zweifel an der Echtbürtigkeit des Demetrius verstummten.

Selbstverständlich wurde diese Stimmung von dem Jesuiten Lawicki genährt, der den Prätendenten seit Beginn des Unternehmens wie sein Schatten begleitete, ihn beobachtete und nach den Weisungen des Ordens leitete. Die Jesuiten waren indessen klug genug, um bei ihrer Propaganda für den falschen Demetrius die eigentlichen Ziele — die Katholisierung Rußlands — mit nationalen und legitimistischen Phrasen zu tarnen. Ob und inwiefern die Jesuiten ihre Hand bei dem Verrat des Basmanow im Spiele hatten, ist nicht nachzuweisen. Jedenfalls kam diese überraschende Schwenkung des befähigten Truppenführers den jesuitisch-römischen Plänen sehr gelegen und förderte das Nahziel, das in der Inthronisierung des falschen Demetrius als katholischen Zaren gipfelte. Basmanow hat indessen dem bereits erwähnten Konrad Bussow gegenüber geäußert, er habe sehr wohl gewußt, daß der Prätendent nicht der Sohn Iwans IV. gewesen sei. Wenn

er ihn trotzdem als diesen anerkannte und unterstützte, so müssen geheime Gründe dafür vorgelegen haben. Militärisch gesehen, hätte Basmanow mit den überlegenen zaristischen Truppen dem Demetrius-Schwindel leicht ein Ende bereiten können. Zweifellos hatte er dabei seinen persönlichen Vorteil im Auge, zu dem auch die fragwürdig gewordene Ehe mit der Zarentochter Xenia gerechnet werden mag. Man erkennt aber auch hier, wie sich bei diesem politischen Schwindel überall vordergründige persönliche Interessen mit hintergründigen Zielen „dunkler Mächte" verketten, wie auch im Fall der Zarentochter Anastasia in unseren Tagen.

Als die wenigen aus der Katastrophe von Kromy entkommenen Truppen die Schreckensnachricht von dem Übertritt des Basmanow und dem Herannahen des Prätendenten in Moskau verbreiteten, entstand eine allgemeine Panik. Nachrichten dieser Art waren bisher unterdrückt worden. Jetzt dachte niemand mehr an eine Verteidigung. Die Godunows beeilten sich, ihre Schätze in Kirchen und Klöstern zu bergen. Begüterte Bewohner Moskaus folgten diesem Beispiel. Sie vergruben ihr Gold und Silber. Der beutelüsterne Moskauer Pöbel traf bereits Anstalten, unter dem Vorwand für den Zaren Demetrius zu handeln, dessen bisherige Gegner zu morden und auszuplündern. Die Bojaren hatten große Mühe, das erregte, auf dem Roten Platz zu Moskau zusammenströmende Volk zu beruhigen. Angesichts dieser Entwicklung blieb ihnen nichts übrig, als sich mit ihren Familien für den falschen Demetrius zu erklären, obgleich viele der Bojaren — wie die Schuiskis — wußten, daß der Sohn Iwans IV. zu Uglitsch ermordet worden war, und hier ein Abenteurer vorgab, dieser Sohn zu sein.

Am 1. Juni 1605 trafen die ersten Abgesandten des Demetrius in der Moskauer Vorstadt Krasnoje Sselo ein. Sie sollten die Lage prüfen. Vor dem zusammenströmenden Volk verlasen sie ein Manifest des neuen Zaren. Dieser verlangte die bedingungslose Übergabe der Hauptstadt. Unter dem Jubel der begleitenden Volksmassen zogen die beiden Abgesandten zum Roten Platz, um dort das Manifest erneut zu verlesen. Demetrius verkündete:

„Da meine Briefe euch nicht erreicht haben, so verzeihe ich euch

alles, was ihr mir angetan habt; ich bin nicht blutdürstig, wie der, der bisher euer Herr war. Jedermann weiß, wie er seine unglücklichen Untertanen, die ich liebe wie meinen Augapfel, behandelt hat, und wie er sie auf die grausamste Weise durch Schwert, Strick und Scheiterhaufen umbrachte oder als Sklaven an die Tataren verkaufte. Sein tyrannisches Verfahren hätte euch beweisen müssen, daß er nicht der Beschützer seines Volkes war und nicht rechtmäßig über euch herrschte. Aber nochmals, es sei euch alles vergeben. Ergreift nur alle Godunows und ihre Anhänger und haltet sie bis zu meiner Ankunft in Moskau gefangen, damit ich sie nach Verdienst bestrafen kann. Vergeht euch aber sonst an niemand, achtet das Eigentum und bleibt im Gehorsam Gottes". (Pantenius a.a.O. S. 86)

Der letzte Satz war natürlich den zahlreichen Kaufleuten von Krasnoje Sselo hochwillkommen. Es fiel aber nicht weiter auf, daß diese Anklagen gegen den Zaren Boris Godunow auch oder erst recht den Zaren Iwan IV. — den „Schrecklichen" — betrafen. Es war aber dem falschen Demetrius mit diesen Anklagen bitter ernst. Seine Handlungsweise hat es — mit Ausnahme der von ihm später erzwungenen Hingabe der Xenia — erwiesen. Er zeigte sich gerade in dieser Beziehung als der f a l s c h e Demetrius, indem er keine Charakterzüge seines angeblichen Vaters Iwans IV. aufweist. Der Reisende Fletscher — der Rußland kurz vor der Ermordung des kleinen Demetrius in Uglitsch verließ — berichtete, daß der 7jährige Knabe „sich darin gefällt, Hammel und andere Tiere erwürgen zu sehen, das strömende Blut zu betrachten — was doch anderen Kindern Schrecken einflößen würde, — und daß er es liebe, Gänse und Hühner mit Stöcken zu schlagen, bis er sie tot hinfallen sehe". (Pantenius a.a.O. S. 56) Ja, es sind sogar Äußerungen von ihm überliefert, daß er mit Menschen so verfahren wolle, wenn er erst erwachsen wäre. Man denke! Ein 7jähriger Knabe!

Aber sein Vater Iwan hatte sich als Knabe mit ganz ähnlichen Tierquälereien beschäftigt. Als Erwachsener und allmächtiger Zar betrieb er Menschenmorde und -quälereien in größtem Ausmaße, in raffiniertester Form und mit dem größten Vergnügen.

Da die heutige Psychopathologie in dem Zaren Iwan IV. — dem „Schrecklichen" — einen offensichtlich Geisteskranken erkennt, so ist eine erbliche Belastung seiner Söhne durchaus wahrscheinlich. Iwans erster Sohn starb sehr früh. Den zweiten schlug sein Vater buchstäblich tot, der dritte — jener Schattenzar Fedor I. — war ein vollendeter Trottel. Er war geistig wie körperlich ein ausgesprochener Schwächling, der zwar nicht Menschen mordete und quälte — wie sein Vater —, der aber seine Zeit damit verbrachte, im Kreml umherzulaufen und die Glocken der in dessen Bereich befindlichen Kirchen eigenhändig zu läuten. Seine große Frömmigkeit entsprach seiner geistigen Unfähigkeit. Er ließ sich oft tagelang die albernsten und unsinnigsten Heiligenlegenden vorlesen, an denen die Erbauungsliteratur der orthodoxen Kirche so reich ist wie die der katholischen.

Man kann also bei dem e c h t e n Demetrius — dem zu Uglitsch ermordeten Knaben — von erblichen Charakteranlagen sprechen, die sich vermutlich in späteren Jahren entsprechend entwickelt und ausgewirkt haben würden. Dagegen sind bei dem f a l s c h e n Demetrius solche Charakterzüge nicht erkennbar, wenn man von seiner geschlechtlichen Leidenschaftlichkeit absieht, die er mit Iwan IV. gemein hatte. Daher sagt Pantenius sehr richtig: „Demetrius (der falsche) zeigt in seinem Charakter keinerlei Ähnlichkeit mit den für die meisten seiner (angeblichen) Vorfahren typischen." (a.a.O. S. 116)

Eine solche erbgesetzliche Betrachtungsweise war damals unbekannt. Eine gerichtliche Feststellung, wie im Fall der falschen Anastasia in unseren Tagen, war unmöglich. Das Volk glaubte den verbreiteten Legenden, die Bojaren handelten aus opportunistischen Grundsätzen und nach ihren politischen oder persönlichen Vorteilen. Selbst Schuiski, der ja als einstiger Vorsitzender der von Boris nach Uglitsch entsandten Untersuchungskommission ganz genau wußte und auch bestätigt hatte, daß der Knabe Demetrius ums Leben gekommen war, hatte — wie Petrejus berichtet — den noch zweifelnden Bojaren erklärt, der Prätendent sei tatsächlich der Sohn Iwans, und in Uglitsch sei damals ein anderer Knabe getötet worden. Schuiski stand indessen in sehr enger Verbindung

mit der einflußreichen Kaufmannschaft in Krasnoje Sselo. Diese Kaufleute hatten die Abgesandten des Prätendenten empfangen, unterstüzt und ihnen Gelegenheit zum Verlesen des Manifestes verschafft. Ob auch hier geheime Absprachen zwischen den jesuitischen Agenten und jenen Kaufleuten bestanden, ist zwar möglich, aber nicht nachweisbar. Jedenfalls war Schuiski als Feind der Godunows leicht zu bestimmen und bereit, zu Gunsten des Prätendenten auszusagen. Nach dessen Sturz verkündete Schuiski in seiner Proklamation vom 9. Dezember 1606, Boris Godunow hätte den Prinzen Demetrius damals in Uglitsch ermorden lassen. Jedenfalls wußte er, daß der Prätendent niemals der echte Demetrius sein konnte.

Nachdem die Gesandten des Prätendenten dessen Manifest auf dem Roten Platz verlesen hatten, warfen sich die Zuhörer spontan auf die Knie und schrieen: „Es lebe Demetrius, der Zar und Großfürst aller Russen!" Dann stürmte das erregte Volk den Kreml. Der junge Zar Fedor Godunow, seine Schwester Xenia und die Regentin-Mutter wurden in dem Haus, das Boris vor seiner Inthronisierung im Kreml bewohnt hatte, eingeschlossen und scharf bewacht. Andere Angehörige und Verwandte der Godunows wurden mißhandelt, auf Mistwagen geworfen und in die Gefängnisse gebracht, wo sie langsam verhungerten. Ihre Häuser wurden geplündert. Die Weinkeller des Zaren wurden geleert, und Zeitgenossen haben berichtet, daß sich bei dieser Gelegenheit mehr als fünfzig Russen zu Tode getrunken hätten. Nun, „das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht", läßt Goethe seinen Teufel von dem Trinkgelage in Auerbachs Keller sagen. Es ist immer dasselbe, und das nicht nur in Rußland.

Am 3. Juni 1605 zog eine Abordnung von Bojaren und Bürgern Moskaus nach der Stadt Thula, wo sich der Prätendent abwartend aufhielt, um ihm als dem rechtmäßigen Zaren Demetrius, dem Sohn Iwans IV., zu huldigen. Der neue Zar ernannte die Fürsten Golitzin und Massalski zu Statthaltern von Moskau. Diese begaben sich, begleitet von Basmanow und Truppen in die Hauptstadt, wo sie sofort den Kreml besetzten. Der junge Fedor Godunow und seine Mutter wurden in ihren Gemächern erdrosselt, während man der schönen Xenia das Leben beließ. Ob dieser Mord im Auftrag des Prätendenten geschah oder ob die beiden Statthalter aus eigenem Antrieb gehandelt haben, ist nicht genau festzustellen. Xenia geriet in die Gewalt des Prätendenten, der das unglückliche junge Mädchen zwang, seine Konkubine zu werden. Sie wurde somit ein Opfer der Lust des Mannes, der wahrscheinlich ihre Mutter und ihren Bruder ermorden ließ. Nachdem sich Xenia fünf Monate lang dem Demetrius hingegeben hatte, wurde sie auf energisches Verlangen des Woiwoden Mniszek —vermutlich auf Klagen von dessen Tochter Marina — in ein Kloster entlassen. (Brief des Mniszek vom 25. Dezember 1605.) Xenia starb als Nonne Olga im Jahre 1622 in dem Kloster Ssusdal.

Am 20. Juni 1605 zog Demetrius als Zar in Moskau ein. Die Zarenmacher — jesuitische wie polnische — hatten ihr Ziel erreicht. Eine zahlreiche Volksmenge empfing den neuen Zaren knieend und im Gebet. Man dankte Gott, durch dessen wunderbare Fügung es geschehen konnte, daß der letzte Stammhalter der Großfürsten von Moskau das Schloß seiner Vorfahren betreten und den Thron seiner Väter besteigen konnte. Demetrius begab sich zur stillen Andacht in die berühmte Erzengelkathedrale des Kreml. Während er hier weilte, schwor der ehemalige Vormund des kleinen Demetrius, Bjelski, in einer feierlichen Bojarenversammlung auf dem Roten Platz, daß der jetzige Zar Demetrius mit seinem einstigen Mündel identisch sei. Und dabei hatte man dies alles jenem unbekannten Menschen, der hier als Prätendent und Sohn des Zaren Iwan IV. auftrat, zweifellos ebenso fest eingeredet, wie man in unseren Tagen der Anna Anderson einredete, Anastasia, die Tochter des Zaren Nikolaus II., zu sein.

Aber der wichtigste und notwendigste Schritt mußte noch getan werden. Ohne dessen Erfolg konnte das bisher Erreichte in Frage gestellt bleiben. Das war die Anerkennung durch die Zarin-Witwe Marfa, der Mutter des echten Demetrius. Sie war damals nach der Ermordung ihres kleinen Sohnes — den sie selbst tot in den Armen gehalten hatte — in ein Kloster verbannt worden, das 500 Werst von Moskau entfernt war. Sie wurde jetzt von einer besonderen Abordnung feierlich herbeigeholt und traf am 18. Juli

1605 mit dem neuen Zaren Demetrius zu einer Unterredung unter vier Augen zusammen. Dann bezog sie fürstlich eingerichtete Gemächer in dem Wosnessischen Frauenkloster im Kreml. Dort wurde sie täglich von dem Zaren, bis zu dessen Tod, besucht.

Der russische Historiker Karamsin hat gemeint, daß es erst langer und geheimer Verhandlungen mit der Zarin-Witwe bedurfte, um sie zu veranlassen, den jetzigen Zaren als ihren Sohn anzuerkennen. Pantenius sagte dagegen:

„Die Zarin-Witwe mußte sich ohne weiteres sagen, daß es für sie nur zwei Möglichkeiten gab: entweder Demetrius als ihren Sohn anzuerkennen und damit wieder zu allen früheren Ehren zu gelangen, oder heimlich getötet zu werden. Selbst wenn Demetrius sie hätte schonen wollen, würden die Bojaren schon dafür gesorgt haben, daß letzteres eventuell geschah. Wie wenig Umstände diese nötigenfalls machten, hatte die arme Frau ja bereits selbst erfahren. Man kann daher aus der Tatsache, daß sie Demetrius anfangs als ihren Sohn anerkannte, ebensowenig schließen, daß sie ihn für ihr Kind hielt, wie der Umstand, daß sie ihn später verleugnete, zu dem Schluß berechtigt, sie habe ihn von vornherein als Betrüger erkannt." (a.a.O. S. 88)

Nach der Ermordung des Demetrius — bei dem Aufstand des 25./26. Mai 1606 — zwang man die unglückliche Frau unter Androhung des Todes vom Fenster des Wosnessischen Frauenklosters herab, zu erklären, der Mann, den sie noch am Tage zuvor als ihren Sohn bei sich empfangen, sei nicht ihr Sohn gewesen. Eine andere Nachricht besagt, sie habe auf die Frage, ob der ermordete Demetrius ihr Sohn gewesen wäre, geantwortet: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr."

Diese fragwürdige Anerkennung des falschen Demetrius durch die Mutter des echten, hat die Dichter, die sich des Stoffes annahmen, tief bewegt. Sehr richtig hat Scherr dazu gesagt:

„Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Witwe des ‚grausen' Zaren bestimmte, die ihr angetragene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetriusfragment Schillers die herrliche Szene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob, eine Szene wie sie eben nur Schiller schaffen konnte."

Wir werden bei der Betrachtung der dichterischen Behandlung des Demetrius-Schwindels darauf zurückkommen.

Sobald sich Demetrius im Kreml eingerichtet hatte, traf er teilweise recht kluge und energische Maßnahmen. Die unter der Regierung des Boris verbannten Verwandten seiner angeblichen Eltern, die Familien der Nagois und der Romanows, wurden zurückberufen und erhielten Hofämter. Der Demetrius ergebene Grieche Ignatius wurde zum Patriarchen von Moskau — zum Oberhaupt der orthodoxen Kirche — und Fedor Philaret Romanow zum Erzbischof von Rostow ernannt. Fedor Philaret Romanow war der Vater des Michael Fedorowitsch Romanow, der im Jahre 1613 als erster Zar aus diesem Hause die Dynastie Romanow begründete, deren letzter Vertreter, der Zar Nikolaus II., im Jahre 1918 im Mordkeller zu Jekaterinenburg sein Ende fand, und dessen Tochter zu sein, die falsche Anastasia vorgab.

Demetrius erweiterte die bestehende Duma zu einem aus siebenzig Mitgliedern bestehenden Senat. Vermutlich entspricht die Zahl 70 der im 16. Jahrhundert festgesetzten Zahl des römischen Kardinalskollegium, die wiederum der des jüdischen Sanhedrin entspricht. Man könnte versucht werden, bei der Festsetzung dieser Zahl an gewisse abergläubische Vorstellungen zu denken. Die Tagungen dieses Senats verschafften dem Demetrius eine willkommene Gelegenheit, seine große Beredsamkeit zu betätigen. Der neue Zar traf strenge Maßregeln gegen die bisherige so verderbliche Bestechlichkeit der Beamten. Er erhöhte deren Gehälter, nicht nur um einen Ausgleich zu schaffen, sondern um sie der Not zu entheben, die überall und immer die Ursache derartiger Unzuträglichkeiten gewesen ist. Um sich selbst über die Zustände und Verhältnisse zu vergewissern, konnte ihm jeder Russe am Wochenende auf der Roten Treppe des Kremls Bittschriften und Beschwerden überreichen.

Demetrius hatte seinen Erfolg nicht zuletzt den Hungersnöten der Jahre 1601/2 zu danken, denen Zar Boris nicht zu begegnen verstand. Daher erließ Demetrius jetzt sehr verständige Agrargesetze, die geeignet waren, solche Katastrophen zukünftig zu verhindern. Er öffnete die Grenzen Rußlands, so daß jeder Fremde

ohne weiteres einreisen und jeder Russe ohne Schwierigkeit nach seinem Willen ausreisen konnte. Diese Freizügigkeit wurde später wieder eingeschränkt und besteht seitdem auch heute noch nicht wieder im sowjetischen Rußland. Man sieht also, der falsche Demetrius dachte im Jahre 1606 fortschrittlicher als die sowjetischen Machthaber von heute. Zweifellos folgte er mit dieser den Handel erleichternden Freizügigkeit den Vorschlägen der Moskauer Kaufmannschaft. Diese stand ihm wohlwollend gegenüber und hatte seine ersten Abgesandten gefördert. Schon damals spielten also wirtschaftliche Erwägungen eine wichtige Rolle in der Politik, wenn auch nicht in dem überragenden Maße wie heute.

Machte sich Demetrius mit seinen ersten Regierungsmaßnahmen allgemein beliebt, so bereitete ihm das enge Verhältnis zu den Polen und den Jesuiten wachsende Schwierigkeiten. Beide — Polen und Katholiken — waren bei den orthodoxen Russen verhaßt. Das erste öffentliche Ärgernis trat ein, als ein Jesuit bei der Krönung des Demetrius eine lateinische Ansprache hielt. Außerdem war Demetrius bestrebt, westliche Reformen bei dem um die Erhaltung ihres Brauchtums ängstlich besorgten Russen einzuführen. In dieser Hinsicht kann man Demetrius sehr wohl mit dem späteren Zaren Peter d. Gr. vergleichen. Während aber Peter als unumstrittener Zar mit seinen rücksichtslos durchgeführten Reformen — trotz Gefährdung seines Lebens — durchzudringen vermochte, konnte sich Demetrius nicht durchsetzen. Er verwarf indessen alle die umständlichen, ihm lächerlich erscheinenden Zeremonien der bisherigen Zaren, bestieg ohne die übliche Dienstleistung zweier vornehmer Bojaren sein Pferd, übte seine Truppen nach westlichen Regeln und rühmte die von ihm eingestellten Ausländer gegenüber den Russen. Er besuchte zu Fuß die Kaufläden und Werkstätten der Ausländer, ging mit nur wenigen Begleitern auf die Bärenjagd und spottete bei jeder Gelegenheit über die Vorurteile und die Unbeweglichkeit der Russen. Ja, man kann sagen, daß er sich bewußt über alle abergläubischen Gewohnheiten der Russen hinwegsetzte und sich offen von den vielen umständlichen Kleinigkeiten ihres Brauchtums lossagte, die ihnen geheiligt zu sein schienen. Er hoffte vermutlich — wie Peter d. Gr. auch — das

Volk durch sein Beispiel und Vorbild von den alten Sitten zu befreien. Aber Demetrius wußte sich nicht die Autorität zu verschaffen, wie Peter d. Gr. Es fehlte ihm auch die an Brutalität grenzende Rücksichtslosigkeit dieses Zaren, der das russische Volk in eine europäische Kultur und Großmachtstellung „hineinknutete".

Andererseits besaß Demetrius nicht die menschliche Größe, die erforderlich gewesen wäre, um der Verblendung zu entgehen, der er durch den Erfolg des Unternehmens anheimfiel. Er war sehr jähzornig und gab dann seinen tyrannischen Anwandlungen bei dieser oder jener Gelegenheit nach. Auch dadurch machte er sich unbeliebt und verlor die Sympathien, die er zunächst gewonnen hatte.

Das Benehmen des Woiwoden Mniszek — des Vaters seiner Angelobten und Teilhabers an dem Unternehmen — bei dem Mißgeschick des Prätendenten vor Nowgorod und nach dessen Niederlage bei Dobrinitschi im Januar 1605, hätte dem jetzt erfolgreichen Demetrius genug Veranlassung gegeben, den Vertrag vom 25. Mai 1604 aufzukündigen, und auf die Ehe mit der Marina zu verzichten. Aber Demetrius scheint von einer unbändigen Leidenschaft für das schöne Mädchen besessen gewesen zu sein. Denn bei einer leidenschaftslosen und nüchternen Betrachtung der in Moskau vorgefundenen Verhältnisse und unter Berücksichtigung der dort herrschenden Stimmungen hätte er erkennen müssen, daß eine Eheschließung mit dieser fanatisch katholischen Polin für ihn die völlige Einbuße der Volksgunst bedeuten würde.

Vermutlich haben die Jesuiten und die Vertreter des Vatikans aber gerade mit dieser Leidenschaft des Demetrius für Marina gerechnet. Sie konnte die beste Gewähr für die Erfüllung ihrer Erwartungen sein. Dem Jesuiten Lawicki und dem mit diesem zusammenarbeitenden Kardinal Maciejowski lag sehr viel daran, daß die Ehe zwischen Demetrius und Marina geschlossen wurde. Sie wußten zweifellos, daß die Verchristung der heidnischen Völker Europas sehr oft durch die leidenschaftliche Neigung heidnischer Fürsten zu christlichen Frauen herbeigeführt oder erleichtert wurde. Wenn Schiller den Pater Domingo in seinem dramatischen Gedicht „Don Carlos" lehren läßt, „daß Fälle möglich

wären, wo die Kirche sogar die Körper ihrer jungen Töchter für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte", so wird der Jesuit Lawicki ähnlich gedacht haben, zumal es sich in diesem Falle nicht nur um ein loses Konkubinat, sondern um eine tatsächliche Ehe handelte, zu dem „höheren Zweck", Rußland zu katholisieren und der Botmäßigkeit des Papstes zu unterwerfen. Daher wird der Jesuit auch die Neigung des Demetrius genährt und gestärkt haben.

Demetrius sandte den Djaken der neu gebildeten Duma Athanasius Wlasjew und seinen Privatsekretär Jan Butschinski nach Krakau, um am Hofe des polnischen Königs Sigmund in Gegenwart des Woiwoden Mniszek die offizielle Verlobung mit der Marina feierlich zu vollziehen, und die Vorbereitungen der Reise nach Moskau zu treffen. Aber Mniszek hielt sich überraschend zurück. Die ihm von Demetrius bereits gezahlten bedeutenden Geldsummen genügten ihm noch nicht. Er verlangte mehr und erklärte dem russischen Gesandten, bevor Demetrius diese Forderungen nicht erfüllt habe, würde er die Reise nach Moskau nicht antreten und seine Tochter nicht mit ihm verehelichen.

Aber nicht nur die Geldfrage stieß auf Schwierigkeiten. Demetrius war zwar persönlich duldsam oder besser gesagt religiös gleichgültig, aber in den Augen der Russen war eine Ehe des Zaren mit einer Katholikin schlimmer als eine solche mit einer Heidin. Daher mußte auch in der religiösen Frage eine Lösung gefunden werden. Demetrius hatte darum seinen Privatsekretär beauftragt, durch Vermittlung des päpstlichen Legaten Rangoni, drei Mindestforderungen an den Papst zu stellen. Der Marina sollte als Katholikin erlaubt werden, bei ihrer Krönung zur Zarin das Abendmahl durch den Patriarchen von Moskau nach griechisch-orthodoxem Ritus zu empfangen. Ihr sollte ferner gestattet sein, stets die griechische Kirche zu besuchen und — statt den Sonnabend — den Mittwoch als Fasttag zu beachten, wie es in Moskau üblich war.

An sich betrachtet waren diese Forderungen verständlich, ja, deren Erfüllung sogar politisch erforderlich. Die spätere Zarin Katharina II. hat einmal über die Verhältnisse in Rußland geäußert: „In einem großen Reiche, dessen Herrschaft sich über soviel verschiedene Völker erstreckt, als es verschiedene Glauben unter den Menschen gibt, wäre Intoleranz der gefährlichste Fehler." Daher hatte sie sich auch bei ihrer Verehelichung mit dem Zaren Peter III. öffentlich zum russich-orthodoxen Glauben bekannt, wenn sie ihn auch persönlich nicht teilte.

Aber so fortschrittlich dachte man nicht im Vatikan. Obgleich der Woiwode Mniszek — dem an der Erfüllung seiner Geldforderungen gelegen war — sowie der päpstliche Legat Rangoni mit persönlichen Schreiben an den Papst jene Wünsche des Demetrius unterstützten, erklärte eine Kongregation von Kardinälen und Theologen diese Forderungen des Zaren für unannehmbar. Der Legat Rangoni wurde beauftragt, den Demetrius davon zu unterrichten. Jetzt wandte sich dieser selbst an den Papst, und der Jesuit Lawicki begab sich über Krakau nach Rom, um den Papst umzustimmen. Dieser Jesuit vermochte sich in jeder Hinsicht den gegebenen Umständen anzupassen. Er trug das Gewand der russischen Geistlichen und hatte sich gleich diesen Haar und Bart wachsen lassen.

Daher erregte sein Aussehen in Krakau erhebliches Aufsehen. Heute ist man an solche Tarnungen gewöhnt. Bekanntlich trägt der römische Kardinal Agagianian heute ebenfalls die Kopfbedeckung eines russischen Geistlichen und einen Bart. Er stellt dadurch die damals nicht erreichbare, heute erreichbar erscheinende Vereinigung der Ost- und Westkirche schon äußerlich dar.

Die Gesandtschaft des Demetrius hatte aber neben der Regelung der Vermählungsfrage auch einen politischen Auftrag zu erfüllen. Demetrius forderte nämlich vom Papst die Verleihung des Titels „Kaiser", den er statt dem des Zaren zu führen beabsichtigte. Denn — so begründete er seinen Antrag — er erkenne außer Gott niemand als über sich stehend an; er sei in seinem Reich Gesetz und Gesetzgeber zugleich. Er müsse also zukünftig innerhalb der katholischen Christenheit und als katholischer Herrscher neben den anderen katholischen Herrschern Kaiser genannt werden. Mit verschiedenen mehr oder weniger unzutreffenden geschichtlichen Argumenten suchte er seine Forderung zu erläutern und zu rechtfertigen.

Es war im Vatikan zwar einleuchtend, daß es in der römischen

Christenheit keinen „Zaren" geben könne. Aber die Erklärung des Demetrius, in der er als katholischer Fürst den zaristischen Standpunkt, außer Gott niemand als über sich stehend anzuerkennen, dem Papst gegenüber betonte, konnte man weder theoretisch noch praktisch anerkennen. Die Päpste hatten das ganze Mittelalter hindurch ihre Überordnung über Kaiser und Könige behauptet und für die Anerkennung dieser Vorherrschaft mit mehr oder weniger Erfolg gekämpft. Wenn diese Auffassung auch im 16. Jahrhundert zuweilen weniger laut betont wurde, so war sie keineswegs aufgegeben. Zumal die Jesuiten haben sich dafür bis in die neueste Zeit immer wieder eingesetzt. Der Jesuitengeneral Franz Xaver Wernz (gest. 1914) hat den Schlußsatz der berühmten Bulle *„Unam sanctam"* des Papstes Bonifaz VIII. — in der diese Überordnung des Papstes ausgesprochen wurde — „eine dogmatische Definition" genannt, die „das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Staat für ewige Zeiten feierlich vorgezeichnet hat."[1])

Jener Schlußsatz lautet: *„Subesse Romano Pontifici omni humanae creaturae declaramus, definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate salutis"* (Wir erklären, sagen und bestimmen, daß es eine Heilsnotwendigkeit ist, daß jedes menschliche Geschöpf dem römischen Papste unterworfen sei.) Das bedeutet politisch — wie der Jesuit Matteo Liberatore klar und deutlich schrieb —: „Der weltliche Fürst hört a u c h a l s F ü r s t nicht auf, U n t e r t a n d e s P a p s t e s zu sein."[2])

Also schon aus diesen Gründen konnte der Papst eine solche Erklärung des Demetrius nicht gelten lassen. Außerdem konnte der Papst mit Rücksicht auf den „römischen Kaiser" in Wien keinen weiteren Kaisertitel verleihen, während der Titel eines Königs bei den Polen Mißfallen verursacht hätte. Daher wich der päpstliche Legat Rangoni einer solchen Entscheidung aus. Demetrius wußte indessen, wie sehr den Jesuiten an einem Kreuzzug gegen die Türken gelegen war, für den sich der Gründer ihres Ordens, der heilige Ignatius von Loyola, vergeblich eingesetzt hatte. Daher sollte der Jesuit Lawicki in Rom veranlassen, daß sich der römische Kaiser wie der König von Polen militärisch an diesem Kreuzzug des Demetrius beteiligten. Dafür sollten diese Fürsten dann einwilligen, daß Demetrius den Kaisertitel führe. Die Entscheidung und das bereits erwähnte Breve des Papstes Paul V. vom 10. April 1606 erreichte aber den Demetrius nicht mehr. Auf die Betonung seiner Machtfülle im russischen Reich, mit der Demetrius geprahlt hatte, entgegnete der Papst in seinem Breve: „. . . weil du bei deinem Volke alles vermagst, was du willst, s o b e f i e h l i h m d i e A n e r k e n n u n g d e s S t a t t h a l t e r s C h r i s t i !" Aber Demetrius hatte nichts mehr zu befehlen; als das päpstliche Breve in Moskau eintraf, war er gestürzt und tot.

Eduard Winter sagt zu dieser verworrenen und für den Vatikan schwierigen politischen Lage:

„In einem Breve an Sigmund verwies Paul V. mit Nachdruck auf die Bedeutung, die Pseudo-Dmitrij nach seiner Meinung für eine Koalition gegen die Türken habe, bat um die Unterstützung des russischen Prätendenten, ‚unseres geliebten Sohnes', wie es ausdrücklich hieß, und wünschte dem König für diesen Feldzug im März 1606 viel Glück. Doch die herrschenden Kreise in Polen waren weder an einem Türkenkrieg interessiert noch an einer Machterhöhung des Herrschers im Kreml als Lohn für seine Bereitwilligkeit, gegen die Türken zu ziehen. Für sie war der falsche Dmitrij nur ein Werkzeug ihrer Machtpolitik, das aber nicht zu mächtig werden durfte. Der taktische Grundsatz Stephan Bathorys (des Vorgängers des Sigmund), — Moskau, fest in den Händen der herrschenden Kreise in Polen, sei der beste Ausgangspunkt für einen erfolgversprechenden Türkenkrieg — wurde wieder deutlich. Die Verbindung zwischen Moskau und Rom sollte allein über Warschau laufen; eine direkte Verbindung war daher unerwünscht." (a.a.O. Seite 280/281)

[1]) Jus decretalium, Prati 1907, t. 1, pag. 15/16.
[2]) „La chiesa e lo stato". Napoli 1871, pag. 356.

Dem Ende entgegen

Während sich die russische Gesandtschaft in Krakau bemühte, den Woiwoden Mniszek zu beschwichtigen, damit er seine Tochter Marina nach Moskau geleite und bei dem päpstlichen Legaten den kirchlichen Dispens der künftigen Zarin befürwortete, gab sich Demetrius in Moskau dem Genuß des „süßen Lebens" hin, wie man solche Vergnügungen mit Frauen heute euphemistisch nennt. Das erzwungene Verhältnis mit der schönen Xenia hatte er nach dem Einspruch seines zukünftigen Schwiegervaters lösen müssen, und jetzt stürzte er sich hemmungslos in diese Freuden. Aber der damals zeitgenössische Dichter William Shakespeare sagte schon in der Tragödie „Macbeth", daß „unmäßige Wollust auch Tyrannei ist", die „schon oft zu früh verwaist hat manch' beglückten Thron" und „stürzte viele Könige". Daher empfahl er solchen Fürsten:

> „Ihr mögt der Lust ein weites Feld gewähren,
> Und kalt erscheinen, euch der Welt verhüllend:
> Der will'gen Frauen gibts genug; unmöglich
> Kann solch' Geier in euch sein, der alle
> Verschlänge, die der Hoheit gern sich opfern,
> Zeigt sie ein solch' Gelüst . . ."

Aber solche Bedenken und Rücksichten hatte und nahm Demetrius nicht. Dennoch wäre dieses „süße Leben" kaum der Anlaß zu seinem Sturz geworden. Die Russen jener Zeit waren in dieser Hinsicht ebensowenig empfindlich, wie die Franzosen des 18. Jahrhunderts unter ihrem König Louis XV. Aber Demetrius beabsichtigte den ungeheuren Besitz der russischen Kirche zu Gunsten des Staates — und vermutlich auch zu seiner Bereicherung — einzuziehen. Den Geistlichen und Mönchen sollte dafür ein bestimmtes Gehalt aus Staatsmitteln gezahlt werden. Das brachte die russische

Hierarchie gegen ihn auf, wie sich jede Hierarchie gegen den Staatslenker wandte und wendet, der die Hand nach dem zum Bersten gefüllten Pfaffensack ausstreckte.

An sich war ein solcher Gedanke der Säkularisierung des Kirchenbesitzes — wie die eingeführte Freizügigkeit bei Auslandsreisen — sehr fortschrittlich. Er wurde aber erst fast zweihundert Jahre später durch die französische Revolution von 1789 ausführbar und in der Folgezeit durch die kirchenpolitischen Reformen Napoleons I. im übrigen Europa verwirklicht. Denn die hier und dort erfolgte Einziehung des Klosterbesitzes in der Reformationszeit war noch ziemlich regellos, willkürlich und persönlich bedingt, so daß nicht von einer grundsätzlichen, gesetzlich durchgeführten Säkularisierung gesprochen werden kann.

Solche Verlautbarungen des Demetrius wurden selbstverständlich von den besorgten russischen Geistlichen mit seiner immer offener werdenden Begünstigung der Jesuiten und Katholiken in Verbindung gebracht. Tatsächlich mögen diese solche Absichten des Demetrius gefördert haben. Denn diese Maßnahmen bewirkten die Entmachtung der russischen Kirche, deren Erbe die römische Kirche anzutreten hoffte. Die Unzufriedenheit der russischen Geistlichkeit wurde noch dadurch geweckt, daß Demetrius die Wohnungen der Geistlichen im Kreml gewaltsam räumen ließ, um seine aus Ausländern bestehenden Leibwachen darin unterzubringen. Ja, er gestattete sogar lutherischen Geistlichen im Kreml Gottesdienste für die Lutheraner seiner Leibgarde abzuhalten.

Während die russischen Geistlichen um ihren Besitz und Einfluß bangten, erregte der Plan eines Kreuzzuges bei den Bojaren große Besorgnis. Die zunehmende Verschwendung des Demetrius und die Bevorzungen seiner polnischen Freunde verursachte wachsenden Ärger bei den Russen. Als dann schließlich noch die polnische Braut mit großem Gefolge in Moskau eintraf, wurde die Erregung bedrohlich.

Am 2. März 1606 brachen der Woiwode Mniszek und seine Tochter Marina mit großem Gefolge und von den russischen Abgesandten geleitet nach Moskau auf. Nach einem zeitgenössischen Bericht, dem sogenannten „Tagebuch der Marina", zählte dieses Gefolge

1969 Personen mit 1961 Pferden. In dieser Gesamtzahl sind 445 Personen vom Gefolge des Mniszek und 251 Personen vom Gefolge der Marina enthalten, den Rest bildete das Gefolge der russischen Begleitung und der Geistlichkeit.

Am 18. April 1606 überschritt dieser gewaltige Zug die russische Grenze. Überall drängten sich die Bewohner der durchzogenen Ortschaften heran und überreichten ihrer zukünftigen Zarin nach alter Sitte Salz und Brot. In Smolensk wurde Marina von den Fürsten Nagoi und Massalski im Namen des Zaren untertänigst begrüßt. Die sie begleitenden 1000 Mann starken russischen Truppen schlossen sich dem Zuge an. Die übermütigen Polen benahmen sich der russischen Bevölkerung gegenüber derartig zuchtlos, daß die russischen Herren besondere Gesetze erlassen und Sondergerichte einsetzen mußten, um den Gewalttaten Einhalt zu tun. Diese Verfügungen wurden aber kaum beachtet, wie der Berichterstatter ausdrücklich hinzufügt.

Während Marina am 2. Mai in Moschaisk rastete, um sich auf ihren Einzug in Moskau vorzubereiten, begab sich Mniszek am 5. Mai 1606 zu einer feierlichen Audienz zum Zaren nach Moskau. In dem polnischen Bericht — dem sogenannten „Tagebuch der Marina" sind die Zeremonien und die Örtlichkeit des damaligen Zarenhofes zwar etwas umständlich aber sehr unterrichtend gegeschildert. Es heißt dort:

„Von dem Hause, in dem Mniszek wohnte, geleitete ihn eine unzählige Zahl von Schützen bis zu den großen Galerien des Palastes, die von kostbar gekleideten Bojaren angefüllt waren. Von den Galerien aus betraten wir den Palast selbst. Der Zar saß auf dem Thron in einem von Perlen übersäten Gewande und trug auf dem Kopfe eine hohe Krone, die mit zahlreichen kostbaren Steinen geschmückt war. In der rechten Hand hielt er das Zepter. Der ganze etwa drei Ellen hohe Thron bestand aus reinem Golde, und über ihm wölbte sich ein aus vier Schildern kreuzweise zusammengestellter Baldachin, über dessen Kuppel sich ein Adler von großem Werte befand. Von den Säulen des Baldachins hingen zwei Troddeln herab aus Perlen und Edelsteinen, unter denen sich ein Topas von Walnußgröße befand. Die Säulen ruhten auf zwei liegenden silbernen Löwen von der Größe eines Wolfes, auf zwei goldenen Leuchtern standen Greifen. Zum Throne führten drei Stufen hinauf, die mit Goldbrokat bedeckt waren. Zu jeder Seite des Thrones standen zwei Hofbeamte mit Streitäxten an goldenen Schäften. Sie waren in weißsamtener Tracht, die mit Hermelin gefüttert und eingefaßt war, trugen weiße Stiefel und über der Brust gekreuzte goldene Ketten. Zur Linken des Zaren stand Dimitri Schuiski mit entblößtem Schwert in einer Kleidung aus Goldbrokat, die mit Zobelpelz gefüttert war. Hinter dem Zaren stand ein Diener in reichen Kaftan, der ein Tuch in der Hand hielt; zur Rechten des Zaren saß der Patriarch von Moskau, vor dem man auf goldener Schüssel ein Kreuz hielt. Niedriger als er saßen die Bischöfe und andere geistliche Personen, hinter ihnen Senatoren und Edelleute, die auch die linke Seite des Saales füllten.

Mniszek küßte dem Zaren die Hand und hielt eine Rede, die ihn so rührte, daß er wie ein Biber weinte, während er immer wieder zugleich mit einem Tuch seine Augen trocknete. Für den Zaren antwortete der Gesandte Wlasjew. Darauf nahm Mniszek einige Schritte vom Thron Platz, seine Freunde setzten sich auf die Bänke, und zwischen ihnen durch begaben wir uns zum Zaren, um ihm die Hand zu küssen.

Nach dem diese Zeremonie vorüber war, bat Demetrius Mniszek zu sich zu Tisch, während Basmanow seine Freunde einlud. Als er den Palast verließ, begegnete Mniszek dem Patriarchen, der, nachdem er ihn und seine Verwandten begrüßt hatte, ihm das Kreuz zum Kuß bot, ihn aber nicht segnete. Hinter der Geistlichkeit folgte der Zar, den Bojaren unter den Armen führten. Vor ihm trug man den Reichsapfel mit einem Kreuz. So begab man sich in die Kirche. Der Palast des Zaren ist von Holz, aber hübsch, ja prächtig, die Türschlösser in ihm sind vergoldet, einige der grünen Öfen haben silberne Gitter.

In der Galerie vor dem Speisesaal standen eine Menge goldener und silberner Geräte, unter anderem sieben silberne Fäßchen mit vergoldeten Henkeln, so groß wie Heringsfäßchen. Das ganze Tischgerät ist von Gold, der Speisesaal hat eine Tapete von blauem persischem Stoff, die Vorhänge an Fenstern und Türen sind von

Brokat, den Thron bedeckte ein schwarzer Stoff, der mit silbernen Sternen ausgenäht war.

Der Zar saß an einem besonderen Tisch von vergoldetem Silber, über den eine mit Gold ausgenähte Decke gebreitet war. Zu seiner Linken saßen an einem anderen Tisch Mniszek und seine Freunde, und an einem dritten Tisch, der dem Zaren gegenüber stand, setzte man uns paarweise mit den Russen. Teller gab man uns nicht, sie erhielten nur vier Pane, und auch das nur — wie Demetrius sagte — wider den Brauch. Zur Rechten des Zaren saßen die Senatoren. Wasser wurde nicht gereicht. Aus einem silbernen Gefäße von Manneshöhe ergoß sich durch Kräne Wasser in drei Schalen, aber niemand wusch sich die Hände. Der ganze Saal war bis zur Höhe der Decke mit größtenteils goldenem und silbernem Tischgerät angefüllt, das Löwen, Drachen, Einhörner, Hirsche, Greifen, Eidechsen, Pferde und ähnliches darstellte. Als wir Platz genommen hatten, brachte man — es war Freitag — das aus verschiedenen Fischen bestehende Essen. Man stellte erst Schüsseln mit einem Fischgericht den Tisch entlang auf, so daß die eine Schüssel von der anderen nicht weiter als eine halbe Elle entfernt war. Nachdem der erste Gang fortgebracht war, folgte ihm in derselben Weise der zweite, dritte und so weiter. Auf den Tischen stand kein Brot, als wir aber Platz genommen hatten, schickte der Zar jedem von uns ein großes Stück Weißbrot, aus dem wir uns Teller formten. Die Mahlzeit währte mehrere Stunden. Man reichte auch sehr viel auf verschiedene Weise bereiteten, sehr schmackhaften Kuchen. Endlich kamen auch die Getränke an die Reihe. Der Zar trank zuerst, zunächst auf das Wohl Mniszeks, dann auf das seiner Verwandten. Uns wurde aus zaristischer Gnade je eine Schale Wein gereicht. Dann stellte man in goldenen Gefäßen eine Menge Met, gesüßtes Bier und andere Getränke auf den Tisch. Man bedient am Tisch des Zaren ohne Verbeugung, ja die Bedienten nehmen nicht einmal die Mützen ab, sondern neigen nur leicht das Haupt. Nach der Mahlzeit gab es kein Dessert, man brachte nur eine große Schüssel mit Pflaumen herein, die der Zar als Zeichen seines Wohlwollens eigenhändig unter die Bedienten verteilte." [1])

[1]) Nach dem sog. „Tagebuch der Marina" wiedergegeben von Pantenius, a.a.O., S. 99/102.

Wir haben diesen für unsere Darstellung unverhältnismäßig langen Bericht gebracht, weil er — wie gesagt — die Schilderung eines der Beteiligten enthält. Diese Darstellung soll einen Begriff von dem Verlauf der folgenden Feste vermitteln, die den Gegnern des Demetrius und der Polen willkommenen Agitationstoff lieferten.

Marina weilte vor ihrem Einzug in Moskau zunächst vom 9. bis 11. Mai 1606 in einer eigens errichteten prächtigen Zeltstadt vor den Toren Moskaus. Hier empfing sie die zahlreichen zugedachten kostbaren Geschenke. Die von Demetrius nach Moskau berufenen Luxuswarenhändler und Juweliere aus Krakau fanden willkommenen Absatz ihrer Erzeugnisse.

Am 12. Mai 1606 fand dann endlich der feierliche Einzug Marinas in Moskau statt. Es wurde dabei ein noch nicht erlebter Prunk und Pomp entfaltet. Der Russe Muchanow hat die Augenzeugenberichte des Konrad Bussow, des Massa und der polnischen Gesandten veröffentlicht. Pantenius hat auch diese Berichte benutzt und zusammenfassend geschrieben:

„Man hatte eine neue Brücke über die Moskwa geschlagen. Auf der Wiese am Fluß erhoben sich zwei große, üppig ausgestattete Zelte, vor denen die Braut empfangen werden sollte. Zu ihnen begaben sich die russischen Großen, deren Sättel vergoldet und deren Zügel mit Edelsteinen bedeckt waren. Der Galawagen, in dem Marina ihren Einzug halten sollte, war einschließlich der Räder vergoldet und mit Goldbrokat ausgeschlagen. Die Kissen in ihm waren mit Perlen besetzt. Auf dem Baldachin saß ein kleiner Neger, der mit einem von vergoldeter Kette gehaltenen Affen spielte. Zwölf weiße, schwarz getüpfelte Pferde bildeten das Gespann. Von der ausländischen Leibwache ritten Hartschierer zu Pferde vor dem Wagen her, während je hundert Hellebardiere ihn rechts und links flankierten. Als der Wagen vor den Zelten hielt, ritt Fürst Mstislawski der herankommenden Marina entgegen und begrüßte sie im Namen des Zaren. Sie kam ihrerseits in fürstlicher Pracht. Vor ihrem Wagen wurden von gefangenen Türken Reitpferde geführt, die Mähnen und Schwänze der acht Grauschimmel, die den Wagen zogen, waren rot gefärbt. In vierzehn Wagen

folgten ihr die Damen ihres Gefolges. Marina bestieg den Galawagen und der endlose Zug setzte sich in Bewegung. Er bot ein malerisches Bild, denn an den Lanzen der polnischen Herren flatterten Wimpel in allen Farben, wie denn auch in den Gewändern der Herren und Damen alle Farben vertreten waren. In der phantastischen Weise der Zeit war ein Teil der Polen als antike Krieger ausstaffiert mit Schilden und Köchern. Andere vornehme Polen hatten an den Sätteln hohe Flügel, als ob sie auf geflügelten Pferden ritten. Man kann Massa wohl glauben, daß die Straßen aussahen wie Blumenbeete voll der der schönsten und mannigfaltigsten Blumen. — Marina selbst trug ein nach französischer Mode gefertigtes Gewand von weißer Seide, das über und über mit Edelsteinen bedeckt war.

So bewegte sich der Zug durch die Straßen der Stadt über den Roten Platz in den Kreml, wo Marina zunächst in dem Wosnessenschen Frauenkloster bei ihrer ‚Schwiegermutter' abstieg." (Pantenius, a.a.O. S. 103/105)

Die von Demetrius erkorene Braut war von zierlicher und schlanker Gestalt. Sie besaß üppiges schwarzes Haar und regelmäßige, edle Gesichtszüge. Sie war — wie die Polinnen ihrer Zeit — hochfahrend, vergnügungssüchtig, verschwenderisch und leichtsinnig. Vermutlich hat sie die leidenschaftliche Liebe des Demetrius nie erwidert. Wäre das Unternehmen des Demetrius mißglückt, wäre er nicht der Zar geworden, hätte sie wohl kaum in eine Ehe mit ihm eingewilligt. Aber Marina war eine eifrige, ja fanatische Katholikin. Man hatte ihr immer wieder vorgestellt, daß sie mit dieser Eheschließung die Katholisierung des ketzerischen Rußlands herbeiführen könne. Dieser Gedanke beherrschte sie. Dieses Ziel zu fördern und zu erreichen war ihr Ehrgeiz. Darum hatte sie in diese Ehe eingewilligt, darum ertrug sie es, ihre Zugehörigkeit zur Romkirche für kurze Zeit offiziell zu verleugnen und sich den verhaßten ketzerischen Gebräuchen anzubequemen. Der jesuitische Lehrsatz: wem der Zweck erlaubt ist, dem sind auch die Mittel erlaubt, rechtfertigte dieses Beginnen vor ihrem Gewissen.

Allerdings bot ihr die sie umgebende Pracht, der ungeheure Luxus und die ihr entgegengebrachte Ehrerbietung und Unterwürfigkeit einen willkommenen äußeren Ausgleich zu dem inneren Unbehagen, von dem sie erfüllt sein mochte. Die Jesuiten konnten zwar ihre religiösen Bedenken beschwichtigen, ihre weiblichen Empfindungen waren nicht zu verdrängen.

Selbstverständlich mußte bei diesem Zug eine begeisterte Volksmenge aufgeboten werden, um als Zuschauer die Straßen zu säumen. Daher war zuvor durch Ausrufer und Herolde auf den Straßen und Plätzen Moskaus verkündet worden, daß die ganze Bevölkerung in den besten Kleidern dem Einzug beizuwohnen und Spalier zu bilden habe. Ein solcher Befehl des Zaren erinnert uns an die Befehle der autoritären Regierungen des 20. Jahrhunderts, wenn es galt, Staatsaktionen oder Parteiveranstaltungen einen besonderen Glanz zu verleihen und ein begeistertes Volk vorzutäuschen. Freilich — die Äußerlichkeiten — Fahrzeuge, Uniformen, Kleidermoden, Waffen, Fahnen, Dekorationen und sonstiger Zubehör bei solchen Einzügen und Staatsbesuchen haben sich geändert, im Wesentlichen besteht jedoch kaum ein Unterschied. Ja, wenn man dann noch bedenkt, daß dieser damals in Moskau getriebene Aufwand einen großangelegten politischen Schwindel verherrlichen und in den Augen der Bevölkerung legalisieren sollte, dann dürfte sich der Unterschied solcher zweckgebundenen Prunkveranstaltungen von einst und jetzt noch mehr verwischen. Er besteht nicht in der Methode, sondern nur in der Aufmachung und Gestaltung.

Die Eheschließung und Krönung der Marina zur Zarin fand am 14. Mai 1606 mit großem Prunk und Pomp statt. Jesuiten und Polen glaubten ihr gemeinsames Ziel erreicht zu haben. Während sich die Jesuiten aber wenigstens äußerlich zurückhielten, benahmen sich die Polen in herausfordernder Weise und gebärdeten sich wie die Herren der Russen. Durch dieses provozierende Benehmen und mancherlei Ausschreitungen verletzten sie die nationalen Gefühle der Russen in wachsendem Maße. Die Empörung richtete sich aber nicht nur gegen die Polen als solche, sondern auch gegen den Demetrius, der sie ungehindert gewähren ließ. Eduard Winter urteilte sehr richtig, indem er schrieb: „Das, was zur Unterstützung des Usurpators in seiner katholischen Haltung dienen sollte, führte nur

zur Beschleunigung seines Sturzes. Die Krönung Marinas zur Zarin, vor allem aber ihr Auftreten, mußten aufreizend wirken. Der zahlreiche Anhang, der sie in Erwartung reicher Schätze aus der Heimat nach Moskau begleitete, benahm sich wie in einem eroberten Lande. Der Haß gegen solche Ausschreitungen des Übermuts und die Abneigung gegen die Schmach, einem von einer auswärtigen Macht völlig abhängigen Thronprätendenten gehorchen zu müssen, wuchs lawinenartig an.“ (a.a.O. S. 281/282)

Hier sieht man wieder einmal, daß die Politiker aus der Geschichte nichts lernen. Denn auch in der heutigen Zeit könnte man an zahlreichen Beispielen genügend Beweise hierfür erbringen. Von dem „Haß gegen solche Ausschreitungen des Übermuts“, wie wir sie im Jahre 1945 überall in Deutschland erleben mußten, soll hier nicht gesprochen werden.

Die Fürsten Schuiski waren von Anbeginn heimliche Gegner des falschen Demetrius, wie sie Gegner des Zaren Boris Godunow gewesen waren. Schuiski wußte ja ganz genau, daß dieser Demetrius nicht der Sohn Iwans IV. war, weil er den Tod des Knaben Demetrius selbst in Uglitsch festgestellt hatte. Schuiski hatte aber den Demetrius unterstützt, weil ihm dieser das Mittel bot, den Boris zu stürzen. Wenn er sich anfänglich zurückhielt, so geschah dies — wie schon gesagt — einerseits vermutlich durch einen Wink der einflußreichen Moskauer Kaufmannschaft und andererseits wegen der sich zu Gunsten des Demetrius entwickelnden Stimmung des Volkes. Gelang es Schuiski jetzt den Demetrius zu beseitigen, so war für ihn, als dem angesehensten Rurik-Enkel, der Weg zum Throne frei.

Noch vor dem Eintreffen der Marina war eines Tages ein Mönch bei Demetrius erschienen, der dem Zaren ins Gesicht sagte, er sei ein Betrüger, nämlich der entlaufene Mönch Otrepjew. Da Schuiski diese Identität dann amtlich festgelegt hat, obgleich, wie wir schon sahen, diese Identität unzutreffend ist, muß man wohl vermuten, daß Schuiski jenen Mönch instruiert und abgesandt hat. Er wurde natürlich festgenommen und wahrscheinlich getötet.

Einige Zeit darauf entdeckte die Geheimpolizei des Fürsten Basmanow, daß Schuiski versuchte, die Moskauer Kaufmannschaft gegen den Demetrius aufzuwiegeln. Schuiski wurde vor ein ständisches Sondergericht gestellt, gefoltert und zum Tode verurteilt. Als er schon auf dem Richtplatz stand, traf ganz unvermutet seine Begnadigung vom Zaren ein. Die Schuiskis wurden für kurze Zeit verbannt; dann wurde Schuiski selbst wieder mit allen Ehren aufgenommen und er erfreute sich erneut des Vertrauens des Demetrius. Der Franzose Margaret hat berichtet, daß diese Großmut des Demetrius damals von der Bojarenversammlung mißbilligt worden sei. Wenn sich der Zar tatsächlich einbildete, er könne einen so ränkevollen und gewissenlosen Mann wie Schuiski es war, durch solche Großmut und Güte entwaffnen, so irrte er sich gewaltig. Schuiski verstellte sich, heuchelte Ergebenheit und wartete nur auf die Gelegenheit, seine Pläne auszuführen.

Nach dem durch die Polen und die falschen Maßnahmen des Demetrius bewirkten Stimmungsumschwung im Volke schien sich eine solche Gelegenheit zu bieten. Schuiski verband sich mit einigen gleichgesinnten Bojaren zu einer geheimen Verschwörung. Die der Krönung folgenden rauschenden Feste begünstigten dies, da die Aufmerksamkeit des Zaren und der geheimen Polizei dadurch abgelenkt wurde.

Die Polen traten immer herausfordernder auf. Am 21. Mai 1606 entstand sogar im Kreml ein offener Streit bei einem Festessen für den polnischen Gesandten, der sich wegen der Tischordnung beleidigt fühlte. Am nächsten Tage erregte ein besonderes Fest, das für die Polen allein abgehalten wurde, großes Ärgernis. Einige Polen hatten eine vornehme russische Dame aus ihrem Wagen gerissen und versucht, sie zu vergewaltigen. Ihre begleitenden Diener hatten dies gerade noch verhindern können. Das alles sprach sich herum. In der Nacht vom 24. zum 25. Mai 1606 durchzogen erbitterte Volksmassen die Straßen Moskaus, um gegen die Polen zu demonstrieren. Die Lage wurde bedrohlich, und die Polen ersuchten den Demetrius, geeignete Schutzmaßnahmen zu treffen. Dies Verlangen wurde abgelehnt. Kurz darauf machte Basmanow dem Zaren Mitteilung von Gerüchten über eine neuerliche Verschwörung Schuiskis. Die deutschen Leibwachen schickten schriftliche Warnungen. Demetrius war derartig mit seiner jungen Frau

und der Gestaltung der Feste beschäftigt, daß er sich nicht nur nicht darum bekümmerte, sondern die Warnungen, in dem Glauben, sich auf die Russen verlassen zu können, spöttisch zurückwies. Als tapferer, unerschrockener Mann nannte er die Warner verächtliche Feiglinge.

Am 25. Mai 1606 empfing Demetrius den Jesuiten Ssawitzki in einer vertraulichen Audienz. Man wollte in Rom über den Fortgang der Dinge unterrichtet sein. Demetrius erklärte dem Jesuiten, die Unbildung der Russen müsse behoben werden und ersuchte ihn, sofort Schulen einzurichten. Dann wurde über den geplanten Kreuzzug gegen die Türken gesprochen. Demetrius sagte, er habe bereits ein Heer von 100 000 Mann aufgestellt. Er verlieh seiner Empörung Ausdruck, daß der polnische König Sigmund ihm den Kaisertitel verweigert habe. Ja, er sagte sogar, er könne sein aufgestellte Heer auch gegen einen anderen Feind einsetzen. Es konnte in diesem Zusammenhang nicht bezweifelt werden, daß Polen dieser Feind wäre. Die Polen hatten diese Rüstungen schon mißtrauisch beobachtet.

Die Verschwörung des Schuiski bestand nur aus wenigen Mitgliedern. Man mußte mit Basmanow und seiner geheimen Polizei rechnen, die schon immer in Rußland besonders gut organisiert gewesen ist. Zwar fühlte sich das russische Volk durch die Maßnahmen des Demetrius in seinem religiösen und nationalen Empfinden verletzt. Dennoch sah man in althergebrachter Weise in dem Zaren den Statthalter Gottes, gegen den sich kein Russe erheben dürfe. Außerdem hatte seine Leutseligkeit dem Demetrius in der Moskauer Bevölkerung persönliche Sympathien verschafft. Das jetzige mißbilligte Verhalten schien dem Volke nur durch die Schuld der Polen herbeigeführt zu sein. Daher beabsichtigten die Verschwörer, diesen Haß des Volkes gegen die Polen zu benutzen, um den Aufstand zu entfachen. Loderte dieser erst einmal empor, so konnte man ihm die Richtung geben, die man brauchte, um den Demetrius zu beseitigen.

Die Verschworenen verbreiteten ein Gerücht, das besagte, der Zar sei von den Polen bedroht. Die Bevölkerung wurde unruhig und traf, von den Verschworenen aufgehetzt, Anstalten, in den

Kreml einzudringen, um den Zaren zu schützen. Den Polen entgingen diese Umtriebe nicht. Sie versammelten sich in ihren Quartieren und verbrachten die Nacht vom 25. zum 26. Mai bewaffnet und alarmbereit. Ein Angriff erschien Schuiski aber jetzt noch zu gefährlich.

Als am 26. Mai wieder Ruhe eingetreten zu sein schien, wurde der Alarmzustand, der auch für die Leibwächter des Kreml bestanden hatte, wieder aufgehoben. Schuiski schickte diese Leibwächter auf angeblichen Befehl des Zaren in ihre Quartiere. Während zuvor jeweils immer hundert Mann während der Nacht im Zarenpalast anwesend waren, verblieben in der kommenden Nacht nur etwa 25 von ihnen auf diesem Posten. Diese Wache war außerdem nur mit Prunkhellebarden ausgerüstet, die für einen ernsten Kampf unbrauchbar waren.

Beim ersten Morgengraun des 27. Mai 1606 läuteten die Glocken der Kirchen des Kreml plötzlich Sturm. Die übrigen Kirchen Moskaus stimmten in dieses Geläut ein. Das Volk stürzte auf die Straßen und eilte — wie stets bei solchen Gelegenheiten — zum Roten Platz. Hier wartete Schuiski und die Verschworenen von etwa 200 Bewaffneten umgeben. „Rettet den Zaren“ — rief Schuiski —, „die Polen bedrohen sein Leben!“ Nun brach die lange verhaltene Wut der Russen gegen die Polen los. Die aufgebrachte Menge zog schreiend zum Kreml. Schuiski ritt mit einem hocherhobenen Kreuz und gezogenem Säbel woran. Der Befehlshaber der Wache am Erlösertor gehörte zu den Verschworenen. Er ließ das Tor öffnen und die Volksmassen fluteten in den Kreml. Ein Teil der aufgehetzten Menge war — dem vorgefaßten Plan der Verschworenen entsprechend — vor die Gefängnisse gezogen. Sie befreiten die Verbrecher, überfielen gemeinsam die Unterkünfte der Polen, die teils im Schlaf ermordet, teils im Kampf getötet wurden.

Demetrius bewohnte das oberste Stockwerk seines Palastes. Als er durch das Geläut der Glocken geweckt wurde, vermutete er, es sei Feuer ausgebrochen. Er eilte auf die Galerie und traf dort Basmanow, der den furchtbaren Ernst der Lage sofort erkannt hatte. Er unterrichtete den Zaren in aller Eile über den Aufruhr.

Pantenius hat diese dramatischen Vorgänge nach den vorliegenden zeitgenössischen Berichten zusammenfassend geschildert. Er schreibt:

„Demetrius suchte vergeblich nach seinem Schwert, mit dem sein Schwertträger entflohen war, und eilte dann, gefolgt von Basmanow und einem halben Dutzend polnischer Pagen in das Wachtzimmer der Leibwächter. ‚Ich bin kein Boris!' rief er dort, entriß einem der Leibwächter die Hellebarde und warf sich den anstürmenden Verschworenen entgegen. Da aber auf ihn gefeuert wurde, sah er ein, daß sich kein Widerstand leisten ließ, warf die zur Galerie führende Tür wieder zu, verriegelte sie und eilte dann zu Marina in sein Schlafzimmer, in dem sich mittlerweile die Hofmeisterin der Zarin und ihre Hofdamen eingefunden hatten. Demetrius rief Marina zu, sich zu verstecken und eilte dann eine Treppe hinab in die untere Etage. Er suchte zu den Strelitzen zu gelangen, die er für treu hielt und mit deren Hilfe er die Verschworenen besiegen zu können glaubte. Er durcheilte die Zimmerflucht und gelangte endlich in das Badezimmer, das auf den sogenannten Getreidehof hinausging. In diesem Hof befand sich ebenfalls eine kleine Wache der Strelitzen, und an der Wand des Palastes war hier für die geplante Illumination ein hohes Gerüst errichtet. An diesem Gerüst glaubte Demetrius sich herablassen zu können. Er griff aber fehl, stürzte vierzig Fuß tief herab und blieb mit gebrochenem Bein und einer schweren Kopfwunde bewußtlos liegen.

Die Strelitzen, die gar nicht wissen konnten, was sie aus der Sache machen sollten, erkannten ihn und legten ihn zunächst auf den Fundamenten eines abgebrochenen Palastflügels, den früher Boris bewohnt hatte, nieder."

Unterdessen wurde Basmanow von den Verschworenen ergriffen und ermordet. Als diese erfuhren, daß sich Demetrius bei den Strelitzen in jenem Hof befände, eilten sie dorthin und erklärten den Soldaten, der Zar sei ein Betrüger. Sie forderten unter Drohungen seine Auslieferung, die dann erfolgte. Man trug den verwundeten Demetrius auf einer Bahre in ein Zimmer des Palastes. Unter schweren Mißhandlungen forderten ihn die Verschworenen auf, seine wahre Herkunft zu bekennen. Demetrius antwortete

immer nur, er sei der Sohn des Zaren Iwan. Als er auf seine Mutter verwies, schrie ihn Schuiski an: „Deine Mutter hat schon bekannt, daß du ein Betrüger bist!" Schließlich rief Gregor Waluwjew: „Seht, wie ich diesem ketzerischen Hund von polnischem Gaukler die Absolution gebe." Er tötete den falschen Demetrius durch einen Schuß ins Herz. Die Leichen des Demetrius und Basmanow schleifte man, vom Johlen und Brüllen des Pöbels begleitet, zum Roten Platz. Hier wurden die nackten Körper zur Schau gestellt. Der Pöbel ließ alle ihm eigene Roheit an den Leichen aus und mißhandelte sie in kannibalischer Weise. Die Weiber begingen dabei greuliche Schamlosigkeiten. Um beim Volk die abergläubische Vorstellung zu verbreiten, Demetrius habe mit Dämonen im Bunde gestanden und sei ein gottloser Zauberer gewesen, steckte man der Leiche eine Flöte in den Mund und befestigte eine der Masken auf dem Leib, die zu dem für den Abend geplanten Maskenball angeschafft worden waren. Die Russen hatten noch nie eine solche Maske gesehen, und auf diese Weise wurde die Absicht erreicht, Demetrius in den Augen des Volkes zu verteufeln. Ja, nachdem die Leiche bereits begraben war, grub man sie aus Aberglauben wieder aus, verbrannte sie und schoß die mit Schießpulver vermischte Asche mittels einer Kanone gen Westen in die Luft, in der Richtung, aus der Demetrius gekommen war.

Die Zarin Marina entging dem Tode dadurch, daß sie sich nach einem mißlungenen Fluchtversuch in ihrem Schlafzimmer unter dem weiten Rock ihrer sehr beleibten Haushofmeisterin versteckte. Sie wurde dann am nächsten Tag, nachdem dem Morden Einhalt geboten war, von den Bojaren geschützt und später nach Polen abgeschoben. Viele der polnischen Damen wurden von dem Pöbel vergewaltigt und getötet. Die Polen, deren man habhaft werden konnte, wurden ausgeplündert und hingemordet. Die von Demetrius von Krakau herbeigerufenen Kaufleute verloren dabei ihren gesamten Besitz. Ein deutscher Kaufmann, der diesen Tag in Moskau erlebte, schrieb in einem Bericht:

„Dieser Tag war schrecklich; das Schreien der Menschen war entsetzlich, die Glocken läuteten ununterbrochen und des Mordens war kein Ende, so daß ich in großer Angst war. Zumal als ich

bemerkte, daß sie das Nachbarhaus, wo Peter Basmanow gewohnt hatte, in Brand steckten. Ich konnte nichts anderes erwarten, faßte schließlich Mut, stieg zu Pferde und schlug mich, im Vertrauen auf Gott, gefolgt von drei Dienern, durch die Menge, um von einem der Bojaren eine Schutzwache zu erbitten, damit ich nicht in meinem Hause ermordet würde. Ich begegnete so vielen Leuten mit bluttriefenden Säbeln, daß ich ganz erschüttert war und umkehren wollte, was mein sicherer Tod gewesen wäre, aber Gott ließ mich zwei städtischen Justizbeamten begegnen, die mich erkannten und mir einen ihrer Leute als Schutz mitgaben. Mit diesem kehrte ich in meine Wohnung zurück." (Nach der sogenannten „Legende", bei Pantenius a.a.O. S. 112.)

Ein Flugblatt des Jahres 1607 ist betitelt: „Wahrhaftiger und glaubwürdiger Bericht von der Moschkowitischen Bluthochzeit von Paul Zelenski". Diese Betitelung entspricht und erfolgte zweifellos im Gedenken an die „Pariser Bluthochzeit", der Bartholomäusnacht vom 24. August 1572. Dort mordeten aufgehetzte Katholiken andersgläubige Hugenotten. Jedenfalls kann man — wenn man den religiösen Hintergrund, die „dunklen Mächte", in beiden Fällen für sich betrachtet, mit den Worten des Lucretius sagen: „*Tantum religio potuit suadere malorum*" — (Religion, wie manches Unheil kannst du stiften).

Am 29. Mai 1606 wurde Schuiski, der Urheber und Leiter des Aufstandes, von der überrumpelten Bojaren-Duma zum Zaren gewählt. Er hatte sein Ziel erreicht. Selbstverständlich suchten Schuiski und seine Anhänger ihr Verhalten dem Volke gegenüber zu rechtfertigen. Sie hatten ja alle den falschen Demetrius zuvor als legitimen Zaren anerkannt und für den Sohn Iwans IV. ausgegeben. Auf diese Weise entstand dann jene ausführliche, aus zehn Punkten bestehende „amtliche" Klageschrift gegen Demetrius, deren nach dem Bedürfnis gestalteter Inhalt bis in die neuere Zeit kritklos als historisch verläßlich angesehen wurde. In dieser Schrift wurde die irreführende Behauptung aufgestellt, der falsche Demetrius und der entlaufene Mönch Gregor Otrepjew seien identisch gewesen. Dagegen sind andere Behauptungen, Demetrius habe mit dem Papst zusammengearbeitet, um Rußland zu katholisieren und versprochen, russisches Gebiet an Polen abzutreten, richtig. Weitere Punkte betreffen persönliche Handlungen, wie Verschwendung, Wollust, Vergewaltigungen usw., Handlungen, die auch bei anderen rechtmäßigen Zaren, zumal bei dem russischerseits geliebten und verehrten Iwan IV. in viel größerem Umfang und schrecklicherer Weise verübt wurden. Ungeklärt bleibt indessen die Frage, wer der falsche Demetrius gewesen ist, und ob er selbst geglaubt hat, der Sohn Iwans IV. gewesen zu sein. Der russische Dichter Puschkin läßt in seinem dramatischen Gedicht „Boris Godunow oder der Pseudo-Demetrius" in einer Szene zwischen Marina und Demetrius diesen gestehen, er sei nicht der Sohn des Zaren Iwan, sondern ein entlaufener Mönch. Puschkin folgte mit dieser Version der „amtlichen" Darstellung des Schuiski, welcher die damaligen russischen Historiker ebenfalls noch eine absolute Beweiskraft zusprechen zu müssen glaubten. Hinter dieser Meinungsbildung stand vermutlich der Wille der Zaren aus dem Hause Romanow, deren Vorfahre und Vater des ersten Zaren aus jenem Hause, der Metropolit Philaret Romanow, bei allen diesen Ereignissen eine etwas zweifelhafte Rolle gespielt hatte.

Pantenius hat überzeugend geschrieben:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Demetrius, der elf Monate lang Zar war, sich bis zum letzten Augenblick seines Lebens für den Sohn Iwans hielt. Mehr noch als durch seine immer wieder und zuletzt noch angesichts eines furchtbaren Todes wiederholten Aussagen wird das durch sein Handeln bewiesen. Es ist psychologisch ganz unmöglich, daß ein Usurpator von seinem Auftreten an den ihm bekannten nationalen Vorurteilen so energisch entgegentreten konnte. Das hätte auch der Einfältigste nicht getan, geschweige denn ein so hochbegabter Mann wie es Demetrius nach dem Zeugnis aller, die ihn kannten, war.

Wir haben ferner schon gesehen, daß er ebenso zweifellos nicht identisch mit Otrepjew war. War er aber der Sohn Iwans?" (a.a.O. S. 115)

Auch Schiller machte gerade diese Frage, ob er ein Betrüger oder ein betrogener Betrüger war, zum Angelpunkt seines Dramenfragments „Demetrius". Nachdem Pantenius dann noch einmal alle

die widerspruchsvollen Berichte und legendären Verlautbarungen aus jener Zeit berücksichtigt und untersucht hat, kommt er zu folgendem Ergebnis:

„Wirklich entschleiern wird sich das Geheimnis, das die Person des Zaren Demetrius umgibt, wohl nie lassen. Mit seinem Untergang schließt jedenfalls eine der ergreifendsten Tragödien, von denen die Weltgeschichte berichtet. An Iwan dem Schrecklichen, seinen Gesellen und ihren Kindern und Kindeskindern vollzog sich ein furchtbares Gericht. Der letzte Prinz aus dem Blute Iwans starb jedenfalls von Mörderhand, gleichviel ob als Knabe oder als Zar."

Wie wir bereits sahen, war Johannes Scherr der Meinung, daß „eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts wohl erst dann eine Möglichkeit ist, wann einmal des Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zugänglich sein wird. Dort ist die endgültige Lösung der Frage zu suchen."

Leopold von Ranke urteilt über die Laufbahn des falschen Demetrius und das Verhalten der Russen: „Durch eine unerklärliche Überzeugung hatten sie ihn anerkannt; durch eine andere, die sich ihrer mit noch größerer Stärke bemeisterte, fühlten sie sich bewogen, ihn wieder zu stürzen. Das wesentliche Moment war doch auch hier die Religion. In Rußland erhob sich wie in Schweden eine Gewalt, die ihrem Ursprunge nach den Tendenzen des Katholizismus entgegengesetzt war." [2])

Wenn Pantenius den Untergang des falschen Demetrius eine der „ergreifendsten Tragödien" genannt hat, so könnte man das im Jahre 1607 erfolgende Auftreten eines zweiten falschen Demetrius ein Satyrspiel nennen, wie es bekanntlich in der antiken griechischen Tragödie einer solchen folgte. Die Wiederholung eines gescheiterten Versuches mit Hilfe eines falschen Prätendenten ihrem Ziel doch noch näher zu kommen, hatten die Jesuiten — wie erwähnt — bereits in Portugal unternommen. Der Historiker Gustav Droysen schrieb dazu in seiner „Geschichte der Gegenreformation" (Berlin 1893):

[2]) „Die römischen Päpste", Neudruck München 1938, 2. Band, S. 257.

„Als er (Demetrius), nachdem er kaum ein Jahr geherrscht hatte, dank seiner Begünstigung der Polen und der Papisten, einer Verschwörung zum Opfer fiel, und der Knäs (Fürst) Wassily Schuiski, das Haupt der Verschworenen, zum Zaren ausgerufen und gekrönt war, tauchte ein zweiter, ein dritter falscher Demetrius auf, die wiederum bei dem polnischen König Unterstützung fanden, bis derselbe dann endlich mit dem Plane hervortrat, Rußland an Polen zu bringen." (S. 226)

Eine solche Vereinigung Rußlands mit Polen bedeutete indessen bei der damals in Polen bestehenden Herrschaft der Jesuiten, Rußland deren politischen Zielen auszuliefern und dem Papst zu unterwerfen. Man sieht in diesem Falle besonders deutlich, wie sich Politik und Religion, politisches Machtstreben des Staates und der Kirche verketten und einander nutzbringend ergänzen.

Der nach dem Zusammenbruch des ersten Demetrius-Schwindels an die Stelle des päpstlichen Nuntius Rangoni nach Polen entsandte Nuntius Simonetta war angesichts der geplanten Wiederholung dieses Schwindels einsichtig genug, um jesuitisch-polnische Pläne dieser Art zu mißbilligen und davor zu warnen. Als die Polen dann aber tatsächlich den zweiten Demetrius „entdeckten" und förderten, vollzog sich ein Stimmungsumschwung im Vatikan. Der Papst schöpfte neue Hoffnungen. Weder Jesuiten noch Polen hatten begriffen, welche Folgen der mißglückte Versuch, Rußland mittels eines falschen Prätendenten mit polnischer Hilfe zu katholisieren, gezeitigt hatte. Boehmer-Romundt schrieb: „Dieser Mißerfolg kam den Polen wie den Jesuiten teuer zu stehen. Konnte man bis dahin kaum von einem russischen Nationalgefühl reden, so trat dasselbe jetzt plötzlich urkräftig hervor, und zwar offenbarte es sich jetzt zunächst ausschließlich als ein fanatischer Haß gegen die römische Kirche und gegen die Polen." (a.a.O. S. 85) Aber *„du fanatisme à la barbarie, il n'y a q'un pas"* (vom Fanatismus zur Barbarei ist nur ein Schritt) sagte Denis Diderot. Diesen Schritt haben denn auch die Russen später vollzogen. Hier handelte es sich also um Imponderabilien, um jene Unwägbarkeiten, welche Bismarck politisch so sehr ernst nahm, die aber von machtgierigen Politikern stets unterschätzt werden.

Durch den Sturz des falschen Demetrius waren dessen zweckmäßige und soziale Agrargesetze nicht nur nicht durchgeführt, sondern von der folgenden Regierung verworfen worden. Die seit dem Zaren Boris Godunow bestehende Wirtschaftskrise lastete noch immer auf Rußland. Die Not des Volkes, die Unzufriedenheit der von Boris der Leibeigenschaft überantworteten Bauern wuchs, die soziale Überheblichkeit der Bojaren erregte Haß. Ein Aufstand der Bauern im Jahre 1607 begünstigte die Propaganda für den zweiten falschen Demetrius. Schon bald nach seinem Auftreten in der nördlichen Ukraine, nahe der polnischen Grenze, gewann er zahlreiche Anhänger, und konnte innerhalb eines Jahres bis nach Moskau vorstoßen. Allerdings konnte er den Einzug in die Hauptstadt nicht erzwingen, er errichtete aber vor Moskau, in dem Dorfe Tusino, eine „Residenz". Von hier aus gelang es ihm, die unzureichenden Truppen des Zaren Schuiski zu schlagen und mehrere russische Städte und feste Plätze zu besetzen. Er behauptete der Zar Demetrius zu sein, der sich während des Mai-Aufstandes des Jahres 1606 durch die Flucht aus Moskau gerettet habe. Die herrschsüchtige Marina erkannte sogar diesen zweiten falschen Demetrius unbedenklich als ihren totgeglaubten Gatten an. Das verlieh natürlich seinem Anspruch bedeutendes Gewicht. Marinas Brüder reisten nach Rom, um die Unterstützung des Papstes für den zweiten Demetrius zu gewinnen. Zunächst war man im Vatikan zurückhaltend und wollte nähere Nachrichten aus Rußland abwarten, bevor man sich noch einmal bloßstellte.

Vielleicht wäre aber dem zweiten falschen Demetrius ein ähnlicher zeitlicher Erfolg beschieden gewesen wie dem ersten, hätte der militärisch macht- und ratlose Zar Schuiski nicht im Februar 1609 ein Bündnis mit dem schwedischen König Karl IX. abgeschlossen. Gegen die Abtretung russischer Gebietsteile im Ostseeraum stellten die Schweden dem Zaren ein Heer von 15 000 Mann zur Verfügung, das unter russischer Führung den zweiten falschen Demetrius vernichten sollte. Dieses verhängnisvolle russisch-schwedische Bündnis verursachte indessen das offene militärische Eingreifen Polens in diese russischen Wirren. Eduard Winter kennzeichnet die Lage sehr richtig:

„Das Spiel mit den beiden falschen Dmitrijs mußte, so eifrig es auch von der römischen Kurie betrieben wurde, doch im letzten irgendwie als peinlich empfunden werden. So ist die Begeisterung der päpstlichen Kurie begreiflich, daß sich endlich der rechtmäßige König von Polen selbst der Zarenkrone bemächtigen wollte. Noch am 8. November 1608 hatte der Kardinal-Staatssekretär Borghese aus Rom von dem ‚großen Beifall, den der Name Demetrius erweckt', berichtet. Seit aber im Sommer 1609 der König von Polen selbst eingriff, ist auf einmal nur noch vom ‚falschen Demetrius' *(finto Demetrio)* die Rede. Deshalb begrüßte der Staatssekretär in seiner Weisung an den Nuntius die Absicht des polnischen Königs, Moskau zu erobern, mit großer Begeisterung. Es gibt kein ‚glorreicheres und verdienstvolleres Unternehmen als die Eroberung Moskaus' heißt es in diesem Schreiben." (a.a.O. S. 285/286)

Im Sommer des Jahres 1610 rückte ein starkes polnisches Heer unter Führung des Hetmanns Zolkiewski in Rußland ein und besetzte Moskau. Der Kreml fiel durch Verrat in die Hand der Polen. Zar Schuiski wurde als Gefangener nach Warschau gebracht, im Triumphzug des polnischen Königs Sigmund schmachvoll mitgeführt und endete im Jahre 1612 in einer polnischen Festung. Den zweiten falschen Demetrius ließen die Polen jetzt natürlich fallen. Er floh nach Kaluga und wurde dort ermordet. Ein Jahr später trat dann in Nowgorod noch einmal ein dritter falscher Demetrius auf, der aber bald geräuschlos verschwand. Man hatte ihn vermutlich bereits instruiert und in Reserve gehalten. Jetzt war der Demetrius-Schwindel durch die Ereignisse überholt.

Da der jesuitenhörige polnische König Sigmund Herr über Rußland zu werden schien, wurde der Vatikan wieder zuversichtlich. Der Papst erwartete daher, daß „unsere wahre christliche Religion — (natürlich die römisch-katholische) sich über alle jene Gebiete ausbreiten werde, wo sowohl die Häresie als auch die Apostasie starke Wurzeln gefaßt haben". (Winter a.a.O. S. 287)

Dieser religiöse Imperialismus, der Wille, die vermeintlich „wahre christliche Religion" über Rußland und alle anderen Länder zu verbreiten, wo „Häresie und Apostasie Wurzeln gefaßt haben", ist jedoch niemals aufgegeben. Was durch den Demetrius-

Schwindel zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Rußland nicht gelang, wurde auf andere Weise fortgesetzt. Schiller dachte nach seinen vorliegenden Aufzeichnungen daran, sein geplantes Drama „Demetrius" nach dem Tode des ersten falschen Demetrius mit einem Monolog des kommenden zweiten abzuschließen, „indem er" — so schrieb Schiller — „in eine Reihe von Stürmen hineinblicken läßt und gleichsam das Alte von neuem beginnt".

In diesem Sinne können auch wir diesen Abschnitt beschließen, indem wir auf die stets wiederholten, verschiedenartigsten, bis in die neueste Zeit unternommenen Versuche der Jesuiten hinweisen, Rußland — ja ganz Europa — zu katholisieren und die Völker dem römischen Papst zu unterwerfen. Der 30jährige Krieg in Deutschland folgte als gegenreformatorisches Unternehmen den zum gleichen Zweck entfachten Wirren in Rußland. Daher können wir, wie Schiller, sagen, daß „gleichsam das Alte von neuem beginnt", wenn auch mit anderen Mitteln und Methoden. Wir werden noch sehen, in welcher Form dieses „Alte" in den folgenden Jahrhunderten bis heute immer wieder „von neuem" begonnen wurde.

Die dichterische Gestaltung des Falles

Wie wir gesehen haben, hat der Historiker Pantenius den Fall des falschen Demetrius im Rahmen der vorhergehenden und nachfolgenden Ereignisse „eine der ergreifendsten Tragödien" der Geschichte genannt. Es überrascht also nicht, daß Friedrich Schiller — der dramatische Historiker oder historische Dramatiker — diesen Stoff aufgriff, um aus dieser Tragödie der Geschichte ein Drama der Dichtung zu gestalten. Der große Dichter wurde bekanntlich durch seinen frühzeitigen, unerwarteten Tod an der Vollendung seines Dramas „Demetrius" verhindert. Schillers „Demetrius" war indessen — wie der Dramaturg Bulthaupt so wahr schrieb — „ein neuer Schritt zum Höchsten". Die erhaltenen Bruchstücke und Aufzeichnungen Schillers bezeugen dies.

Am 16. Juni 1804 schrieb Schiller an Wilhelm von Wolzogen: „Daß ich die abenteuerliche Expedition des falschen Demetrius jetzt dramatisch bearbeite, hat dir Caroline geschrieben. Es ist ein tolles Sujet, aber ich unternehme es mit großer Lust, und hoffe ewas Gutes zu leisten."

Die vorhandenen Bruchstücke und Entwürfe zeigen, daß Schiller sich mit dem vollendeten Drama „Demetrius" selbst übertroffen haben würde. In rastloser Arbeit, mit gewohnter Gewissenhaftigkeit hat der Dichter die ihm damals zugänglichen Quellen ausgeschöpft und alles erdenkliche Material zusammengetragen, was ihm zur Gestaltung, zum Ausbau und zur Farbengebung des gewaltigen Werkes erforderlich zu sein schien. Am 5. Januar 1805 schrieb Schiller an Iffland: „Freilich hat mich ein heftiger Anfall in diesem Sommer auf mehrere Monate sehr geschwächt, und dieser unfreundliche Winter ist mir auch nicht günstig. Dies ist die Ursache, daß es mit meinem Demetrius etwas langsam geht, an dem mir zu viel gelegen ist, als daß ich mit stumpfen Sinnen daran arbeiten möchte."

Am 23. Februar 1805 schreibt er noch einmal an den ungeduldig

wartenden Iffland: „An den Demetrius werde ich nunmehr mit Ernst gehen, kann aber vor Ende Sommers keine Hoffnung machen, indem gar höllisch viel bei diesem Stück zu tun ist."

Der Dramatiker hat andere Aufgaben als der Historiker. Das Drama soll nicht nur Ereignisse schildern und beurteilen; es soll die seelischen Zustände und Regungen der im Rahmen dieser Ereignisse handelnden Menschen darstellen und deren Handlungsweise dadurch begründen. Diese Aufgabe gestattet dem Dichter, die Tatsachen seinen Absichten entsprechend zu verändern, was dem Historiker nicht erlaubt ist. Während es, historisch gesehen, kaum einem Zweifel unterliegen mag, daß der falsche Demetrius bis zu seinem Ende überzeugt gewesen ist, der echte Sohn Iwans IV. und somit der rechtmäßige Zar zu sein, läßt ihn Schiller nur anfangs von seiner Echtbürtigkeit und seinem Rechtsanspruch überzeugt sein. Schiller läßt den Demetrius zunächst fest an sein Recht glauben, und schildert ihn als einen begeisterten Jüngling mit ritterlichen Eigenschaften und königlichen Wesenszügen. Nur einem solchen Demetrius konnte der Dichter die Worte leihen:

„Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder sicher seines Erb's,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
. . . Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo alles eines, eines alles hält,
Wo mit dem Einen alles stürzt und fällt." (1. Aufzug)

Als der von seinem Recht überzeugte Demetrius aber dann durch eine von Schiller erfundene Gestalt — dem Mörder des in Uglitsch ermordeten Knaben Demetrius — über sich selbst aufgeklärt wird und sich selbst als Betrüger erkennen muß, tritt jene seelische Wandlung ein, die sich in einem veränderten Verhalten gegenüber seiner Umgebung verrät und die ja — wenn auch aus anderen

Gründen — auch historisch feststellbar ist. Nach Schillers Plan sollte der vor sich selbst als Betrüger entlarvte Demetrius den Überbringer dieser niederschmetternden Nachricht als den einzigen Mitwisser des Betruges ermorden. Die seelische und moralische Wandlung des Jünglings bewirkt die Erkenntnis, nicht der berechtigte Prätendent, sondern durch die Schuld anderer zum Betrüger geworden zu sein. Aber jetzt — nachdem er am Ziel ist — will Demetrius diesen Betrug bewußt vertreten. Auf diese Weise wird der bislang für Recht und Wahrheit kämpfende Demetrius bei Schiller zum betrogenen Betrüger. Der Literaturhistoriker Hermann Hettner erkannte dabei sehr richtig: Schiller vollziehe in seinem „Demetrius" eben „die bewußte Wendung zur realistischen Tragödie, die auf absichtliche Verkörperung einer sittlichen Idee verzichtet. Demetrius fällt als Betrüger, der seiner Rolle nicht gewachsen ist, als Verbrecher. Die Teilnahme kann hier nicht dem moralischen Wert gelten, nur dem Geschehen und den darin entfalteten, im Guten oder Bösen ungewöhnlichen Eigenschaften. Die tragische Situation ist eine dem Helden durch die Verkettung der Umstände aufgezwungene, was der Held aus dieser Situation mache, ist Sache seiner freien Selbstbestimmung". [1])

Schiller schrieb zu dieser Verkettung der Umstände: „Demetrius erscheint zuerst im Stand der glücklichen Unschuld, denn das ist eben das Tragische, daß ihn die Umstände zuletzt in Schuld und Verbrechen stürzen. Seine Unschuld ist keineswegs sentimental . . . Demetrius wird eine tragische Person, wenn er durch fremde Leidenschaften, wie durch ein Verhängnis, dem Glück und dem Unglück zugeschleudert wird und bei dieser Gelegenheit die mächtigsten Kräfte der Menschheit entwickelt, auch die menschliche Verderbnis zuletzt erleidet."

Es ergab sich aber zur Verdeutlichung dieser Situation für den Dichter die Beantwortung der wichtigsten Frage: wie war das möglich? — Schiller schreibt in seinen Entwürfen zum Demetrius:

„Hauptsächlich ist zu erfinden, wie Demetrius für den Zare-

[1]) „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", Neudruck Leipzig 1928, 4. Teil, 4. Kap., S. 187.

witsch erkannt wird, ohne selbst zu betrügen, und wie auch er getäuscht wird. Jemand muß schlechterdings sein, der diesen Betrug absichtlich schmiedet, und die Absicht muß klar und begreiflich sein. Ist's ein Feind des Boris? Ist's ein Ehrgeiziger, der einen Weg dadurch zu machen denkt? Ist's ein Religionseiferer? Wie kam er auf diese abenteuerliche Idee? Welches Mittel erwählt er, um diesen Betrug auszuführen, und wann kommt er selbst zum Vorschein?

Der falsche Demetrius muß sich also aus seinem kindlichen Alter nichts bewußt sein, was der Möglichkeit widerspricht, daß er der Iwanowitsch sein könnte, ja im Gegenteil muß sich in seiner Knabenzeit etwas finden, was jenen Selbstbetrug unterstützt. — Die Zeit vor seiner Erkennung ist zweifach, erstens diejenige, wo man noch keinen Plan mit ihm hatte (seine ganz frühe Knabenzeit), und zweitens diejenige, wo man ihn schon, doch ohne daß er's wußte, zu der Zarsrolle bestimmt hatte, und ihn daher in Bezug auf diesen Plan behandelte."

Wir haben gesehen, daß gerade die Berichte des päpstlichen Nuntius Rangoni über diese Zeit und diese Erlebnisse des falschen Demetrius nach dem Mißlingen des Unternehmens aus den Akten des Nuntius verschwunden sind. Es scheint also, als sei sehr viel zu verbergen! Jedenfalls sah Schiller ein, wie nötig es war, zu zeigen, wie und weshalb der falsche Demetrius gestartet wurde und von wem. Denn — auch hier wären die Worte des Landgerichtspräsidenten im Hamburger Anastasia-Prozeß im Jahre 1959 anwendbar — „welche dunklen Kräfte hier im Hintergrund wirken, ist noch völlig ungeklärt".

Aber Schiller war bereits auf dem richtigen Weg zu diesen Hintergründen. Er schreibt in seinem Plan: „Die Katholiken, besonders die Jesuiten, müssen auch geschäftig sein, ja vielleicht kann die Hauptintrige von ihnen ausgehen", das heißt, sie müssen planend und wirkend dargestellt werden. Es muß gezeigt werden, wie man den zu dem Betrug auserkorenen Jüngling von seiner „Echtbürtigkeit" überzeugt, wie man dies auch bei der falschen Zarentochter Anastasia getan hat. Erst nach dieser Insinuation konnte man ihn veranlassen, in voller Überzeugung seine Rechte auf den Zarenthron geltend zu machen.

Der Dichter Friedrich Hebbel stellt daher in seinem Drama „Demetrius" den jesuitischen Plan, Rußland zu katholisieren, klarer heraus. Er läßt den päpstlichen Legaten und einen Jesuiten auftreten, welche diese Pläne unter sich offen bereden. Der russische Dichter Puschkin kennzeichnet den falschen Demetrius in seinem dramatischen Gedicht „Boris Godunow" sogar als „der Jesuiten frommer Zögling". (III, 3)

Schiller war über die Tätigkeit der Jesuiten gut unterrichtet. Sein „Geisterseher" zeigt dies. Auch dort wird ein Thron für den Katholizismus erobert, indem man mittels einer groß angelegten Intrige den Thronfolger eines protestantischen Landes zum Übertritt zur katholischen Kirche veranlaßt.

Diesen geheimen jesuitischen Umtrieben im Hintergrund und den finanziellen Spekulationen im Vordergrund des Demetrius-Unternehmens gelten die warnenden und drohenden Worte des Fürsten Sapieha, die er im polnischen Reichstag vorbringt:

„Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist,
Aufdecken will ich alles was ich weiß!"

Das bezieht sich eben auf den Demetrius-Schwindel und nicht etwa — wie es schon einmal falsch behauptet wurde — auf das Geheimordenswesen und die politischen Zustände zur Zeit Schillers!

Als der polnische Reichstag dann durch einen von den Bischöfen veranlaßten Mehrheitsbeschluß dem Demetrius staatliche Unterstützung gewährt, schleudert Sapieha der Versammlung die berühmten Worte entgegen, durch die er die Mehrheit entwertet:

„Die Mehrheit?"
„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehen, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Nun gehörte der historische Leo Sapieha, der Großkanzler von Litauen, — ganz im Gegensatz zu der Gestalt in Schillers Dichtung — gerade zu den eifrigen Befürwortern des Demetrius-Unternehmens. Sapieha sollte denn auch nach Schillers Planungen in dem Drama nicht wieder auftreten, obgleich er diese schwerwiegenden Worte eingangs gesprochen hatte. Das hat eine Bedeutung. Der Wiener Regisseur und Dichter Heinrich Laube hat indessen in seiner Fortsetzung des Schillerschen Demetrius-Fragments den Fürsten Sapieha, nach dem Erfolg des Demetrius, noch einmal auftreten und jene auf dem Reichstag gesprochenen Worte zurücknehmen lassen. Zweifellos wollte Laube mit seinem gegen Schillers An- und Absicht geschaffenen Auftritt des Sapieha der damals aufstrebenden demokratischen Partei und dem von ihr geforderten Mehrheitswahlrecht entgegenkommen. Nur wurde diese Auffassung nicht von Schiller selbst vertreten.

Man darf dagegen annehmen, daß Schiller mit diesen markigen Worten des mit dichterischer Freiheit umgestalteten Sapieha sich selbst äußern wollte. Darum läßt er den Sapieha nicht wieder erscheinen. Denn wie diese Gestalt des Dichters hat sich Schiller selbst geäußert. Er sagte mit Bezug auf die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung von 1789/92, es sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde". Schon zwei Jahre vorher hatte er diese Meinung gefaßt und begründet. Er schrieb: „Bei großen Versammlungen, wo die Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie doch wohl in einem engeren Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken." [2])

[2]) „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", (1788) 1. Buch.

Diese hier ausgesprochene Meinung Schillers entspricht jenen Worten des Sapieha, ja diese Sätze könnten als Erläuterung jener Verse gelten. Aber darüber hinaus weisen die Worte Sapiehas auf die sozialen Mißverhältnisse hin, deren Auswirkungen seine Meinung noch weiter bekräftigen. Die Besitzlosen müssen ihre Stimme im Sinne und zu Gunsten der Besitzenden abgeben, weil sie unter deren Druck stehen, das heißt, der Arme muß seine Stimme „dem Mächtigen verkaufen". Ob dessen Macht nun auf wirtschaftlicher oder religiöser Grundlage beruht, ist dabei in der Wirkung gleich. Diese sozialen Zustände hat Schiller in einer folgenden, schon fast fertigen Szene mit bloßstellender Satire dargestellt. Das Verhalten der Bevölkerung entspricht dort genau den Worten des Sapieha im Reichstag.

Es war nicht beabsichtigt, Schillers Demetrius-Fragment hier in allen Einzelheiten zu untersuchen und zu beurteilen. Es sollte nur gezeigt werden, daß Schiller in diesem falschen Demetrius ebenfalls ein Werkzeug der Jesuiten bzw. des Katholizismus erblickte. Er hätte — das lassen seine Aufzeichnungen erkennen — diese Umstände auch in irgendeiner Weise sinnenfällig dargestellt, hätte ihn der plötzliche Tod nicht an der Vollendung des Dramas verhindert. Noch auf seinem letzten Krankenlager sprach Schiller oft über den Demetrius. Zweifellos hätte er die „dunklen Kräfte im Hintergrund" nicht nur erkannt, sondern auch mit seinem Drama enthüllt, wie er sie in seinem „Geisterseher" enthüllt hatte. Er deutet in seinen Aufzeichnungen bereits an, er beabsichtige die „Hauptintrige von den Jesuiten ausgehen zu lassen". Damit hätte er allerdings — ganz nach den Worten seines Sapieha — „das Geweb' der Arglist zerrissen" und „alles aufgedeckt" was er wußte, was aber damals nur wenigen bekannt war.

Als Schiller den Demetrius plante und begann, war der Jesuitenorden zwar in katholischen Ländern gemäß dem Auflösungsbreve des Papstes Clemens XIV. *„Dominus ac redemptor noster"* vom 21. Juli 1773 offiziell aufgelöst worden. Der Kryptojesuitismus gedieh indessen insgeheim weiter, und in Rußland erfreuten sich die Jesuiten sogar der besonderen Gunst des Zaren Paul I. und seiner Gattin, der Zarin Maria Fedorowna. Der Erbprinz von

Weimar, Karl Friedrich (1783—1853), hatte sich nun im Jahre 1804 mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna, der Tochter des Zaren Paul I. und der Zarin Maria Fedorowna, vermählt. Der Herzog Karl August von Weimar war somit der Schwiegervater dieser Zarentochter und die Zarin-Witwe die Schwiegermutter des Erbprinzen von Weimar geworden. Am 6. September 1804 schrieb Schiller an Wilhelm von Wolzogen: „Was du von den Äußerungen des Anteils schreibst, den die Kaiserin (die Zarin Maria Fedorowna) und die Großfürstin (Maria Paulowna) an mir genommen, hat mich erfreut und getröstet."

Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, berichtet: „Schon bei Beendigung des Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn, er sprach oft darüber und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Szenen . . . Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unseres Gespräches. ‚Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit' — sagte er (Schiller) eines Abends — ‚in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie (dem Zaren aus dem Hause Romanow) viel Schönes zu sagen'. Am folgenden Tage sagte er: ‚N e i n, i c h t u e e s n i c h t; die Dichtung muß ganz rein bleiben'." [3])

Wir müssen beachten, daß der Herzog Karl August von Weimar Schillers Schaffen mit einem gewissen Mißtrauen beobachtete. Das hatte mancherlei Gründe politischer und persönlicher Art. Als Schiller seine romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" geschaffen hatte, schrieb der Herzog sehr besorgt an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die *Pucelle d'Orléans,* wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es auf unserem Theater gespielt zu werden die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabrös (gefährlich) und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wissen." Das Drama durfte denn auch vorerst nicht in Weimar aufgeführt werden. Die Erstaufführung fand zu Leipzig in Schillers Gegenwart statt.

[3]) Karoline von Wolzogen: „Schillers Leben", Stuttgart o. J., S. 258.

Es wäre also sehr wohl möglich, daß der Herzog von Weimar auch den „Demetrius" — der russischen Verwandtschaft wegen — für „äußerst scabrös" gehalten hätte, zumal der regierende Zar Alexander I. dem russischen Historiker Karamsin verbot, den Fall Demetrius eingehender zu behandeln. Jedenfalls muß man zu dieser Auffassung kommen, wenn man die merkwürdig gewundenen Erklärungen Goethes liest, mit denen er es begründet, seine Absicht aufgegeben zu haben, Schillers „Demetrius" nach dessen Tode zu vollenden.

Der Dramaturg Heinrich Bulthaupt schrieb dazu, „er (Goethe) erzählt uns in d u n k l e n W o r t e n von Hindernissen, die sich der Ausführung entgegensetzen, die mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen gewesen wären". Aber hören wir Goethe selbst dazu. Er schreibt in den „Tag- und Jahresheften" über das Jahr 1805:

„Mein erster Gedanke (nach Schillers Tod) war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen . . . So hatte sein (Schillers) aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanistischen (‚Die Jungfrau von Orleans') ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereignis vor dem anderen anzog, hatte ich beirätig und mittätig eingewirkt: das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannte ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zum Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend,

übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt."

Bulthaupt hat recht, wenn er von „dunklen Worten" spricht! Diese „dunklen Worte" entsprechen aber durchaus den „dunklen Kräften im Hintergrund", von denen der Vorsitzende des Hamburger Landgerichts beim Anastasia-Prozeß sprach und deren Wirken wir beim Demetrius-Schwindel so gut erkennen konnten. Wenn also dem Zaren Alexander I. die erneute Behandlung des Demetrius-Schwindels durch den russischen Historiker Karamsin nicht ins politische Konzept paßte und diese Darstellung verbot, so paßte ihm vermutlich auch die Vollendung des Schillerschen Demetrius durch Goethe nicht. Es bedurfte nur eines Winkes an seine Schwester Maria Paulowna, der derzeitigen Erbherzogin von Weimar, um den Herzog Karl August zu bewegen, Goethe die Vollendung des Demetrius zu untersagen. Es ist durchaus glaubhaft, daß Goethe in diesem Fall widersprach, ja mit einem „leidenschaftlichen Sturm" dieser Zumutung begegnete, bevor er seine Absicht aufgab, die ihm so verlockend erschien. Aber Goethe wie Karamsin waren nicht nur große Dichter bzw. Historiker, sie waren beide disziplinierte Hofleute. Bekanntlich war Beethoven über die höfische Servilität Goethes sehr erzürnt und sagte ihm einmal in Teplitz: „So müßt Ihr's nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes, Ihr müßt ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was sie an Euch haben, sonst werden sie's gar nicht gewahr; da ist keine Prinzessin, die den Tasso länger anerkennt, als der Schuh der Eitelkeit sie drückt." Schiller hatte es abgelehnt, in seinem „Demetrius" der regierenden Zarenfamilie Romanow „viel Schönes" zu sagen. Goethe hätte es vermutlich getan. Daher hat Bulthaupt wiederum recht, wenn er über Goethes Plan sagte, „ein Goethe-Schillerscher Demetrius hätte nur ein zwiespältiges Wesen werden können". Das erweisen denn auch Goethes Aufzeichnungen und Dichtungen zu dem von ihm am 18. Dezember 1818 veranstalteten Maskenzug zur Erbauung der Zarin-Witwe Maria Fedorowna, der Schwiegermutter des Erbprinzen von Weimar, während ihrer Anwesenheit in Weimar.

In diesem Maskenzug traten unter anderem auch das „Epos" und die „Tragödie" auf. In Gefolge dieser beiden Allegorien befanden sich Gestalten aus Schillers Dramen, und so auch aus dem „Demetrius". Goethe schrieb dazu:

„Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abteilung (des Festzuges), wo nach einem vielversprechenden Fragmente Schillers der Wendepunkt russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe würdige Reich in beklagenswerter Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: Boris und Demetrius. Schwer ist solch ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina, Axinia, Odowalsky zieren die Gruppe."

In dieser Gruppe Dichtung wundert sich die „Tragödie", daß das „Epos" verlegen zurücktritt.

„Da greift denn jeder, der sich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Zepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräßlich straft, daß Unwill sich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, so Demetrius, Marina,
In wildem Wust bald Rex und bald Regina."

Dieses Morden geht weiter, „bis nun erscheint, was alle längst vermissen: Ein Heldensproß, dem Land zu Glück und Lust". Dieser „Heldensproß" soll Michael Romanow sein, der, nach Beseitigung des Zaren Schuiski, den russischen Thron besteigt. Und — so dichtet Goethe weiter —

„Nun klärt sichs auf, er kehrt in seine Schranken,
Der Völker Schwall im ungemessen Land;
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Grenze, tätig innrer Stand;
Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
Die Völker, sonst von allem abgewandt;
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichtum, Schönheit, edles Wirken."

Hier schmeichelt Goethe als Hofmann der Zarenfamilie, obgleich die grausige Ermordung des Zaren Paul I. (1801) noch in aller Erinnerung war. Die Zarin Maria Fedorowna hatte die Schrecken dieses Mordes im Nebenraum erlebt, ihr Sohn, der nachfolgende Zar Alexander I., hatte von dem Komplott zur Ermordung seines Vaters Kenntnis. Vermutlich hatte sich Schiller deshalb geweigert, der Zarenfamilie „viel Schönes zu sagen".

Weil aber der Hofmann Goethe in diesem Fall dichtete, versagte der Dichter Goethe. Denn jene Verse des Maskenzuges sind in jeder Hinsicht, nach Form und Inhalt, schauderhaft und kitschig.

Die wiedergegebenen Dichtungen zu diesem Maskenzug hat eben der Hofmann gedichtet. Beethoven hatte völlig recht: „So müßt Ihr's nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes!"

Aber — das hat Goethe sehr richtig erkannt, und zu v. Conta gesagt — „Schiller wäre noch unendlich höher gestiegen, hätte er länger gelebt. Ja, seine Fortschritte seien so außerordentlich gewesen, daß er ihn nach vier Tagen nicht mehr gekannt habe."

Aber auch hier gab es Hintergründe!

Wenden wir nun den forschenden Blick von den Vordergründen — von den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem russischen Zarentum und dem Herzoghaus von Weimar — auf die hintergründigen „dunklen Kräfte", so erkennen wir recht merkwürdige Zusammenhänge. Freilich, es mag dem Zaren Alexander I. auch politisch sehr unbequem und störend gewesen sein, wenn der so eng mit Polen verquickte Fall des falschen Demetrius erneut aufgedeckt würde. Aber noch unerwünschter war es den Jesuiten. Diese hatten sich nach der Auflösung ihres Ordens aus den katholischen Ländern — zumal aus Frankreich — zurückgezogen und in dem orthodoxen Rußland angesiedelt. Sie wurden dort zunächst von der Zarin Katharina II. geduldet und nach deren Tod von ihrem Sohn, dem Zaren Paul I. gefördert und begünstigt. Die „Gesellschaft Jesu" besaß denn auch beim Tode Pauls I. allein in Weißrußland über 13 500 Leibeigene und ein sehr ansehnliches Vermögen an Grundbesitz und Kapital.

Zar Alexander I. ließ die Jesuiten zunächst gewähren. Im Jahre 1803 traf Joseph de Maistre als Emigrant in Rußland ein. Er trat sofort in engste Verbindung mit den Jesuiten. Als Papst Pius VII. im Jahre 1804 die Krönung Napoleons I. zum Kaiser vornahm, brach der Zar Alexander I. zwar die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan verärgert ab. Die Jesuiten wirkten indessen in Rußland weiter, bis sie nach verschiedenen Beschränkungen im Jahre 1820 ausgewiesen wurden. De Maistre war ein politisch außerordentlich tätiger Mann. Er verfügte über weitreichende internationale Verbindungen.

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die Zarin-Witwe Maria Fedorowna und deren Tochter, die Erbprinzessin von Weimar, von den Jesuiten im Sinne des Zaren Paul V. dachten. Der einflußreiche de Maistre hatte die Absicht, den orthodox-russischen Adel mit dem katholisch-polnischen Adel zu einer Front gegen die französi-

sche Revolution zu vereinigen. Da war natürlich jede Erinnerung an den Fall des Pseudo-Demetrius und die alte russisch-polnische Feindschaft nicht nur störend, sondern sie konnte nationale und religiöse Gefühle wecken, welche diese Front zerbrechen würden. Zumal wenn ein „Demetrius“ als Drama auf der Bühne erschien, und dabei die Wirksamkeit der Jesuiten und die Feindseligkeit zwischen Russen und Polen so eindrucksvoll gezeigt würde. Es ist also mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu sagen, daß jene „dunklen Worte“ Goethes über die „Hindernisse“, die sich seiner Absicht, den Schillerschen „Demetrius“ zu vollenden und dann auf alle Bühnen zu bringen, mit den „dunklen Kräften“ zusammenhängen, auf die wir bei jeder Gelegenheit stießen. Da wir wissen, daß die Jesuiten den Demetrius-Schwindel aufgezogen oder doch maßgebend geleitet haben, — da wir weiter wissen, wie sich der Orden und der Vatikan bemühten, dieses bloßstellende Unternehmen zur Katholisierung Rußlands zu verschleiern, kann es kaum noch zweifelhaft sein, daß man auf jener Seite ängstlich bestrebt war, die Erinnerung an diesen Skandal zu verhüten.

Es war ein merkwürdiges Spiel der Literaturgeschichte, daß der spätere Großherzog von Sachsen-Weimar — aus den Herzogen von Weimar waren Großherzoge geworden — den Dichter Friedrich Hebbel im Jahre 1857 anregte, zum 100jährigen Geburtstage Schillers (10. November 1859) dessen „Demetrius“ für eine Aufführung an der Weimarer Bühne zu vollenden. Die „Hindernisse“, welche Goethe bei diesem Plan nicht überwinden konnte, waren jetzt nach 50 Jahren nicht mehr vorhanden. Die Wiederherstellung des Jesuitenordens durch Papst Pius VII. im Jahre 1814 hatte die alten Gegner der Jesuiten — zumal die von den Päpsten so oft verfluchte Freimaurerei — auf den Plan gerufen. In Rußland waren die Jesuiten im Jahre 1820 ausgewiesen worden. In den übrigen Ländern Europas war im Revolutionsjahr 1848 ein ideologischer Kampf entbrannt, der sich in seinen Auswirkungen auch gegen die Jesuiten und den Klerus richtete. Jetzt konnte der „Demetrius“ — von den künstlerischen Wirkungen und Wertungen einmal ganz abgesehen — das politische Interesse wecken

und die Aufmerksamkeit auf die „dunklen Kräfte“ lenken, die im Jesuitismus erkannt waren und von den Demokraten ans Licht gezogen werden sollten. Die einschlägige Literatur jener Zeit spiegelt diese Stimmung.

Friedrich Hebbel begann mit der Arbeit am „Demetrius“, als ihm die beginnende Krankheit schon wachsende Qualen bereitete. Ihn leitete zunächst der Gedanke, nur das bewunderte Bruchstück Schillers in dessen Sinne zu vollenden. Er erkannte indessen bald, daß seine eigene eigenwillige dichterische Schaffensweise ganz anders war, als jene des „heiligen Mannes“, wie Hebbel Schiller in den letzten Jahren seines Lebens nannte. Schiller ging von den großen politischen Ereignissen aus. In dem Geschehen entfalteten sich die Charaktere der handelnden Personen in freier Selbstbestimmung. Hebbel läßt dagegen die Ereignisse durch den Charakter und die Individualität seiner Gestalten formen. Auf diese Weise schuf Hebbel Handlungen wie Charaktere völlig neu. Er meinte beim Fortschreiten der Dichtung einmal, man könne ebenso wenig dort weiterdichten, wo Schiller geendet, wie man dort zu lieben anfangen könne, wo ein anderer aufgehört hätte. So wurde Hebbels „Demetrius“ eine selbständige Schöpfung.

Aber eines hatte Hebbel bei der Dichtung „Demetrius“ mit Schiller gemeinsam. Nämlich das Schicksal. Der Tod verhinderte die Vollendung von Schillers „Demetrius“, der Tod bereitete auch Hebbels „Demetrius“ ein vorzeitiges Ende. Allerdings konnte Hebbel seine Dichtung noch bis zum fünften Akt fortführen. Aber der Tod gewann diesen Wettlauf. Die Schmerzen des Dichters nahmen überhand. Er vermag den Bleistift nicht mehr zu führen, mit dem er seine Jamben notdürftig auf das Papier kritzelt. Mühsam geht es fort bis in die achte Szene des letzten Aktes. Mitten darin bricht die Schrift ab. In der Nacht vom 12./13. Dezember 1863 stirbt Hebbel an den Folgen einer Knochenerweichung, fünfzig Jahre alt, weil er — so sagte sein Arzt — in seiner Jugendzeit zu oft hungern mußte!

Es soll hier keine literarisch-dramaturgische Bewertung der Demetrius-Dichtung Hebbels vergleichsweise mit der Dichtung Schillers vorgenommen werden. Bei Hebbels liebevoller Ver-

senkung in das Individuelle entwich indessen der historische Geist, der Schillers Dichtung belebt. Aus dem geschichtlichen Drama wurden bei Hebbel persönliche Angelegenheiten der verschiedenen Personen. Diese spielen sich ab zwischen dem Demetrius, der Zarin-Witwe Marfa, der Barbara — der von Hebbel erfundenen Mutter des Demetrius — und zwei Intriganten. Dennoch hat Hebbel den jesuitischen Hintergrund des geschichtlichen Falles Demetrius ausführlicher aufgehellt als es Schiller noch tun konnte. Während Schiller in seinen Entwürfen nur notiert, „die Katholiken, besonders die Jesuiten müssen auch geschäftig sein, ja vielleicht kann die Hautpintrige von ihnen ausgehen", — wie es ja auch der Geschichte entspricht — fügt Hebbel ganze Szenen ein, wo diese Tätigkeit der Jesuiten und die Beweggründe des Demetrius-Unternehmens verdeutlicht werden. Man kann natürlich nicht wissen, wie Schiller solche Szenen gestaltet haben würde. Nach seiner Behandlung der klerikalen Intrigen im „Don Carlos" — bei dessen Erstaufführung in Mannheim ließ Dalberg den Dominikaner Domingo als Jesuiten auftreten — würde er zweifellos die jesuitische Intrige im „Demetrius" ebenso klar herausgestellt haben. Der bekannte Bühnenleiter Max Martersteig, ein Mann von dichterischem Feingefühl und bewährtem Urteil, hat am Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner Bearbeitung des Hebbelschen „Demetrius" den Anteil der römischen Kurie an dem Schwindel noch stärker betont als es Hebbel selbst getan hatte. Die fortgeschrittenen historischen Forschungen und die polemische Aufklärung jener Zeit über den Jesuitenorden ermöglichten, ja forderten eine solche Verdeutlichung. Hebbel sagt in seinem Drama durch den Mund des Kardinal-Legaten über die jesuitischen Planungen zur geistigen Unterwerfung Rußlands:

„. . . Es gilt
Das heil'ge Werk, das tausendmal mißlungen,
Doch abertausendmal mit frischen Kräften
Begonnen und vollendet werden muß,
Und legten wir auch erst am jüngsten Tage
Den letzten Stein mit unserm letzten Schweiß.
Der Rock des Herrn, zerrissen und zersplissen,
Ist immer noch das treue Bild der Kirche,
Und ehe wir ihn neu zusammenstückten,
Ist nichts geschehen, wieviel wir auch getan.
Man muß des Übels Wurzel endlich treffen,
Und dazu hab' ich eine Axt geschmiedet,
Wie sie der Papst noch nie geschwungen hat.
Der Zarewitsch ist unser . . .
Und darf ich, wenn ich das durch ihn vollbringe,
Was zwölf Jahrhunderte umsonst versuchten,
Nicht ganz so würdig wie der große Gregor,
Der Deutschlands Kaiserzepter einst zerbrach,
Mich niedersetzen auf Sankt Peters Stuhl?"

Der Jesuit, mit dem der Kardinal-Legat diesen Plan berät, mittels des falschen Demetrius Rußland zu katholisieren, erwidert:

„Wenn du durch ihn das Schisma tilgen kannst,
Das Morgenland und Abendland gespalten,
So hast du mehr getan als Hildebrand."

Hildebrand war der Taufnahme des genannten Papstes Gregor VII. (1073—1085). Der Kardinal erläutert nun den Plan. Er sagt:

„Und warum sollt' ich nicht? In Deutschland selbst,
Wo die verruchte Schlange, welche Adam
Zu Fall gebracht, noch spukt bis diesen Tag
Und immer neue Ketzereien brütend,
Ihr letztes Gift in Luther ausgeschäumt:
In Deutschland selbst ist man der Völker sicher,
Wenn man den Fürsten hat, denn diese müssen
Ihm in den Himmel wie zur Hölle folgen,
Und ob er dreimal wechselt mit dem Weg.
Wie denn erst hier, wo ein Wasiljewitsch,
Der seinen eignen Erben mit dem Hammer
Daniederschlug und die Bojaren köpfte,
Als wären's Disteln, von der blöden Menge
Bis heute beweint wird, ja zurückersehnt?
Der Zar von Moskau tut, was ihm gefällt,
Und Gott allein ist mächtiger als er." (Vorspiel, 10. Szene)

Hier läßt Hebbel also im Vorspiel den Kardinal-Legaten in dichterischer Sprache den Zweck des Demetrius-Unternehmens entwickeln. Der Jesuit Gregori fordert dann in der 6. Szene des 4. Aktes von dem inzwischen zum Zaren aufgestiegenen Demetrius, den Jesuiten zu gestatten, sich in Rußland niederzulassen:

„Du bist ersehn, den Kirchenspalt zu schließen,
Der Abendland und Morgenland zerreißt
Und mit dem Untergang die Welt bedroht ...
Erstaune nicht! Die Krone ist dir neu,
Und wenn du auch das Schwert schon ruhmvoll schwangst,
Die Kraft des Zepters hast du nicht erprobt:
So höre denn von mir, was es vermag!
In Deutschland selbst, wo die verruchte Schlange,
Die Adam um das Paradies betrog,
Noch kriecht bis heute und ihr letztes Gift
Im ketzerischen Luther ausgeschäumt:
In Deutschland selbst bestimmt der Fürst den Glauben,
Und seine Völker müssen ihm zum Himmel
Und auch zur Hölle folgen, wenn er winkt;
Wie denn nicht hier, wo Mensch und Bär noch streiten,
Wer Herr ist und den andern tanzen läßt!
Der Zar von Moskau tut, was ihm gefällt,
Und Gott allein ist mächtiger als er ...
Du wirst durchs Schuldenzahlen reich. Die Erde
Wird jubeln wie bei der Geburt des Herrn,
Wenn's endlich wieder e i n e Kirche gibt,
Wie e i n e Welt, und wenn zum Liebesmahl
Das ganze menschliche Geschlecht erscheint.
Und bis zum jüngsten Tage wird es heißen,
Wenn man des Zugs um den Altar gedenkt:
Zur Rechten schritt der Zar Demetrius,
Zur Linken aber schritt — ein neuer Papst."

Man lasse sich nun aber nicht durch die Sprache des Dichters zu der Annahme verleiten, Hebbel habe diese Ansichten p e r s ö n l i c h vertreten. Auch sein Demetrius lehnt es ab, diese jesuitischen Pläne zu verwirklichen. Der dramatische Dichter bringt eben nicht nur seine eigene Meinung im Drama zum Ausdruck. Durch die verschiedenen erdichteten Gestalten kommen auch verschiedene Auffassungen zu Wort. In diesem Widerspiel von Handlung und Meinung besteht eben das Drama. Daher schildert Hebbel auch den erdichteten Kardinal-Legaten von d e s s e n Standpunkt aus, den der Dichter natürlich nicht teilt. Wie Hebbel persönlich über das Christentum dachte, geht aus seinem Brief an Elise Lensing vom 12. Februar 1837 hervor. Hebbel schrieb darin unter anderem: „Ich beuge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die K r ü c k e d e s M e n s c h e n sein, darum hat er ihm Beine gegeben ...

Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volks ziemlich unschädlich, denn es war ein roheres Heidentum.

Diese meine innigsten Überzeugungen hab' ich mich veranlaßt gefunden dir mitzuteilen. Hinter all dem Scherz in früheren Tagen lag der tiefste Ernst versteckt; ich hasse und verabscheue das Christentum, und nichts mit größerem Recht."

In seinem „Demetrius" enthüllt der Dichter Friedrich Hebbel durch jene Szenen nur die religiösen Hintergründe des Demetrius-Unternehmens, wie sie den historischen Tatsachen entsprechen. Er kleidet die Gedanken und Meinungen der Personen in dichterische Sprache und formt sie zu Jamben. Was Hebbel sonst noch als Dichter an der Gestaltung der Charaktere durch Handlung und Sprache geleistet hat, soll nicht weiter untersucht werden. Es ist für unser Gesamtthema unwesentlich. Jedenfalls wußte Hebbel das Geschehen und das Handeln der Personen in seinem „Demetrius", „mit jesuitischen Welteroberungsplänen überaus geschickt zu begründen", wie der Literaturhistoriker Franz Zinkernagel in seiner Einleitung zu dem „Demetrius" des Dichters schrieb. Und d a s ist hier die Frage, die Hebbel g a n z i m S i n n e d e r g e s c h i c h t l i c h e n T a t s a c h e n richtig beantwortet hat.

Auf neuen Wegen zum alten Ziel

Der Dichter Friedrich Hebbel hat die vatikanische Politik, die in der christlichen Ideologie wurzelt, in dem Drama „Demetrius" durch den Mund des darin aufretenden Kardinal-Legaten verkünden und begründen lassen. Das Ziel dieser Politik war die Katholisierung Rußlands. Das allgemeine Fernziel war indessen die Katholisierung aller Völker und deren Beherrschung durch den Papst. Denn es war und ist nach der *ex cathedra*-Erklärung des Papstes Bonifaz VIII. „zum Heile der Menschheit notwendig dem römischen Papst unterworfen zu sein."

Dementsprechend erklärt der Kardinal-Legat bei Hebbel:

„. . . Es gilt
Das heil'ge Werk, das tausendmal mißlungen,
Doch abertausendmal mit frischen Kräften
Begonnen und vollendet werden muß,
Und legten wir auch erst am jüngsten Tage
Den letzten Stein mit unserm letzten Schweiß."

Das mißlungene Demetrius-Unternehmen in Rußland bildete aber nur ein Teilstück in dem großangelegten gegenreformatorischen Gesamtprogramm des Jesuitenordens. Kaum waren daher die russischen Wirren beendet, als in Deutschland der unheilvolle 30jährige Krieg vorbereitet wurde. Im Jahre 1609 wurde die „Katholische Liga" — ein aggressives Militärbündnis katholischer Fürsten — durch den jesuitenhörigen Herzog Maximilian von Bayern gegründet. Die protestantischen Fürsten bildeten ihrerseits die „Evangelische Union". Dieser Bund war den von dem Jesuitenzögling Tilly geführten Streitkräften der „Katholischen Liga" offensichtlich unterlegen. Unter diesen immer bedrohlicher werdenden Umständen wandten sich die evangelischen Fürsten an den französischen König Heinrich IV. Dieser hatte sich als ehemaliger Hugenott durch die den evangelischen Franzosen in dem Edikt von Nantes gewährte Religionsfreiheit als duldsamer Fürst erwiesen.

Heinrich IV. zeigte sich jetzt geneigt, die Protestanten in Deutschland zu unterstützen. Wenn dies auch nicht aus uneigennützigen oder religiösen, sondern aus ehrgeizigen und politischen Gründen erfolgte, so mußte ein solcher Machtzuwachs der Union der Liga gefährlich werden. Infolgedessen wurde Heinrich IV. im Jahre 1610 von dem fanatischen, mit den Jesuiten in Verbindung stehenden Franz Ravaillac ermordet. Die Jesuiten Johannes Mariana und Clarus Bonarscius hatten in ihren Schriften die Gläubigen zu dem Mord ermuntert und ihn nach der Jesuitenmoral gerechtfertigt. Bonarscius hatte geschrieben:

„Gibt es keinen gerechten Grund, den Franzosen zu beseitigen? — Der König (Heinrich IV.) ist ein Tyrann, ein Unterdrücker der Freiheit . . . Gibt es gegen dieses Raubtier keinen Soldaten? — Wird kein Papst dieses edelste Reich mit dem Beile befreien und dem Leben zurückgeben?"[1])

Mariana pries den beispielhaft genannten Mord an dem französischen König Heinrich III. (am 1. August 1589) *„Insignem animi confidentiam facinus memorabile!"* (O ausgezeichnete Kühnheit des Geistes, o denkwürdige Tat!)[2])

Als dann der jesuitenhörige Ferdinand von Österreich zum Kaiser gewählt wurde, und er die zuvor den Böhmen gewährte Religionsfreiheit aufzuheben begann, löste ein an sich bedeutungsloser örtlicher Aufstand der Böhmen in Prag im Jahre 1618 den 30jährigen Krieg in Deutschland aus. Ein Krieg, der ein Werk der Jesuiten war, und „in dem die Fürsten und Könige die Rolle spielten, welche ihnen die Jesuiten geschrieben". (Gfrörer, a.a.O. S. 339) Schiller hat das 17. Jahrhundert sehr richtig gekennzeichnet. Er schreibt: „Mit verbundenen Augen in die Mönchskutte gehüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa." Mit dieser Fackel des Fanatismus wurde hier ein Krieg entfacht, dort ein Scheiterhaufen entzündet, hier ein Mord verursacht, dort ein Aufstand geschürt. Während das Demetrius-Unternehmen in Rußland zusammengebrochen war, und auch der 30jährige Krieg in Deutschland die Jesuiten ihrem Ziel nicht näher gebracht hatte,

[1]) Amphith. honoris", 1606, pg. 100.
[2]) „De rege et regis institutione", Mainz 1605, pag. 53.

begann der Orden seine Tätigkeit im nächsten Jahrhundert wieder in Rußland, um „das heil'ge Werk mit frischen Kräften" zu beginnen.

Um zu erkennen, mit welcher Zähigkeit die Jesuiten dem gesteckten Ziel der Katholisierung Rußlands zustrebten, müssen wir uns die Ereignisse seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigen.

Der seine Reformen mit brutaler Gewalt durchsetzende Zar Peter d. Gr. (1689—1725) ordnete die russische Kirche dem Zarenthron unter. Er unterstellte die Leitung der Kirche dem „Heiligen Synod", einer staatlichen Verwaltungsbehörde. Er führte also das durch, was dem falschen Demetrius vorschwebte. Während Peter die Dogmen der russischen Kirche unangetastet ließ, erreichte er mit dieser neuen Organisation des „Heiligen Synod" die Vorherrschaft des Staates. Der „Verweser des Patriarchenstuhles" von Moskau, dessen Bedeutung etwa der des „Stuhles Petri" in Rom entsprach, wurde von der weltlichen Macht abhängig. Allerdings — das muß hier berücksichtigt werden — Peter I. war als der Zar das Oberhaupt dieser nationalen, auf die Völker des Ostens beschränkten russisch-orthodoxen Kirche. Im Westen dagegen hatte sich das Papsttum — zumal nach Begründung des Jesuitenordens — zu einer übernationalen, überstaatlichen Macht entwickelt, die in den einzelnen christlichen Nationalstaaten mittels der Religion Politik betrieb. Diese überstaatliche Politik des Vatikans gipfelte darin, einen Staat gegen den anderen auszuspielen und die militärische Macht des einen gegen den anderen zur Erhaltung des eigenen Einflusses zu benutzen.

Naturgemäß war der auf diese Weise entmachtete Patriarch von Moskau, Stephan Jaworskij, ein heimlicher Gegner des Zaren. Dieser orthodoxe Priester war aber auch ein heftiger Gegner Luthers. Er nannte den deutschen Reformator „ein von höllischem Gift gesättigtes Gewürm", einen „dreifach verfluchten Ketzer" und ähnlich. Als er jedoch die Verbrennung eines solchen Ketzers veranlaßt hatte, wurde ihm jegliche Gerichts-Befugnis durch den Zaren entzogen. So tyrannisch unduldsam Peter auch bei Widerstand gegen die Staatsgewalt zu verfahren pflegte, so duldsam war

er in dogmatischen Fragen. In dieser Hinsicht könnte man ihn mit Friedrich d. Gr. vergleichen, der bekanntlich jeden seiner Untertanen nach „seiner Façon selig werden" ließ.

Diese Umstände und die Stellungnahme des Patriarchen von Moskau gegen das Luthertum, die der des Jesuitenordens so ganz entsprach, mochten im Vatikan die Hoffnung wieder erweckt haben, den Zaren für die römisch-katholische Kirche gewinnen zu können, zumal Peter auf seinen Reisen durch westeuropäische Länder schon sehr oft katholische Kirchen besucht hatte.

Bereits in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts begann der Vatikan neue Schritte zu dem erstrebten Ziel zu unternehmen. Der deutsche Philosoph Leibniz (1646—1716) förderte dieses Bestreben, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Im Jahre 1711 war Leibniz zuerst mit Peter d. Gr. zusammengetroffen. Der Philosoph hatte dem reformfreudigen Zaren einen Plan zur Gründung einer kaiserlich-russischen Akademie der Wissenschaften ausgearbeitet und auch andere kulturelle Vorschläge unterbreitet. Leibniz hatte sich schon seit einiger Zeit um eine Zusammenführung der katholischen und evangelischen Kirchen in Deutschland bemüht. Große Philosophen wie Leibniz unterschätzen sehr oft die politischen Interessen der Kirchen. Sie meinen, jene trennenden Dogmen — an die sie selbst natürlich nicht glauben — müßten doch leicht auszugleichen sein, während ein gemeinsamer religiöser Kern ja schließlich in allen Religionen zu finden ist.

Das von dem französischen König Heinrich IV. den Protestanten in Frankreich im Jahre 1598 gewährte Edikt von Nantes wurde im Jahre 1685 auf Betreiben der Jesuiten La Chaise und Le Tellier durch Ludwig XIV. (1643—1715) wieder aufgehoben. Alle nichtkatholischen Franzosen wurden in grausamster Weise verfolgt. Das war eine neue jesuitische Kriegserklärung gegen den Protestantismus. Die Jesuiten rechneten darauf, gestützt auf die militärische und politische Macht Frankreichs, den Protestantismus auch in Deutschland vernichten zu können.

Die militärische Aggressivität Ludwigs XIV. gegenüber Deutschland veranlaßte Leibniz denn auch mit einer politischen Schrift gegen den französischen König hervorzutreten. Wie der Zar

Peter d. Gr. über den vielgepriesenen sogenannten „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. dachte, geht aus einer Bemerkung des Zaren hervor, welche dieser nach Ludwigs Tod machte, als ein englischer Schriftsteller den französischen König mit dem russischen Zaren verglichen hatte. Peter sagte — nach einer Mitteilung des schwedischen Geschichtsschreibers M. J. v. Crusenstolpe in dessen Werk *„Ryska hofvet frän Peter I. till Nicolaus I.“* (Stockholm 1855) — „er (Ludwig) war viel größer als ich, nur in einem Punkte habe ich ihn übertroffen, nämlich darin, daß ich es verstanden habe, meine Priesterschaft zum Gehorsam zu bringen, während er sich von dieser beherrschen ließ.“ Die „Beherrscher“ Ludwigs XIV. waren die Jesuiten La Chaise und Le Tellier, deren Politik allerdings zuweilen der des Vatikans nicht entsprach.

Die starre Haltung der Jesuiten in dogmatischen Fragen erläutert der Verlauf eines Gespräches bei der philosophischen ersten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, zwischen dem Jesuiten Vota und den reformierten Theologen Jaquelot, Lenfant und Beausobre im März 1703. Der preußische Hof war zwar reformiert, aber die Jesuiten Vota und Wolf hatten dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg im Jahre 1701 die preußische Königskrone verschafft. Sie rechneten dabei mit einem Übertritt des neugeschaffenen Königs von Preußen zur katholischen Kirche. Während der Missionstätigkeit der Jesuiten in Berlin kam es zu jenem theologischen Streitgespräch in Gegenwart der Königin. Als Jaquelot in jenem Gespräch äußerte, daß die Anwesenheit des Petrus in Rom ja nur auf einer Legende beruhe, und Lenfant die Autorität der Konzile bestritt, wurde der Jesuit derartig ausfallend gegen jene reformierten Theologen, daß er sich später bei der Königin brieflich entschuldigte. Die Königin berichtete ihrem Freunde Leibniz diesen Vorfall, damit dieser einsehen sollte, daß eine Verständigung mit Jesuiten unmöglich sei.

Der Jesuit Wolf — der einstige Freiherr v. Lüdinghausen — war einer der Hauptpropagandisten des Jesuitenordens. Man traf ihn — wie ein Zeitgenosse berichtet hat — „ebenso leichtlich auf dem Postwagen und an den deutschen Höfen in einem Cavalierskleide an, als im Collegio auf die Jesuitenmode gekleidet. Jedoch dieses geschah nicht aus Wollust oder aus anderen unrichtigen Absichten, sondern aus Begierde zur Ausbreitung seiner Religion, und aus dieser Absicht konnte er sich auch dermaßen in alle Sättel schicken, daß er keine ehrliche Gesellschaft verderbete ...“ Aber „wenn er die sogenannten Ketzer allesamt in einen Sack hätte stecken können, so würde er sie nicht eher herausgelassen haben, bis sie um Quartier gebeten (das heißt sich ergeben) und den Rosenkranz angenommen hätten“, das heißt, sich der römischen Kirche unterworfen hätten.

Pater Wolf stellte also den Typ eines Jesuiten dar, welcher der Schilderung Scherrs von der Vielseitigkeit des Jesuiten entsprach: „Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratsaal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er konnte mit unbefangener Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste sich bewegen ...“.

Peter I. hatte den Jesuiten Wolf während eines Aufenthaltes in Wien kennengelernt. Pater Wolf war politisch außerordentlich tätig. Zwischen dem Zaren und dem Jesuiten hatte sich ein engeres Verhältnis herausgebildet, das im Vatikan große Hoffnungen erweckte. Aber — so schreibt Eduard Winter dazu — „der Nuntius meldete die schon an sich übertriebene Darstellung des Jesuiten von seinen Gesprächen mit dem Zaren übertrieben nach Rom weiter. Auch die Berichte jener Jesuiten, die mit den Russen zusammenkamen, an den General ihres Ordens waren viel zu optimistisch gehalten. Zu sehr war der Wunsch der Vater des Gedankens. Die wirklichen Motive Peters und seiner Mitarbeiter übersahen sie geflissentlich oder erkannten sie in ihrer Überheblichkeit gar nicht. Diese Motive, wie außenpolitische Interessen und Kampf für die Aufklärung gegenüber der russisch-orthodoxen Kirche, hatten nichts mit Katholikenfreundlichkeit zu tun. Freilich war mit solch optimistisch gefärbten Berichten den Auftraggebern nicht sehr gedient, im Gegenteil. Die Kirchenunion, die nach diesen Gesprächen wieder einmal zum Greifen nahe schien, war in Wirklichkeit so fern wie zuvor.“ (a.a.O. 2. Bd. S. 23)

Es zeigte sich auch hier — wie so oft in der Geschichte der

Jesuiten — „Blinder Eifer schadet nur". Aber dieser blinde Eifer ist überall und immer eine Folgeerscheinung des politischen und religiösen Fanatismus.

Leibniz versuchte jetzt den Zaren zu veranlassen, beim Papst die Berufung eines ökumenischen Konzils zu beantragen, um zunächst die Vereinigung der russisch-orthodoxen mit der römisch-katholischen Kirche zu erreichen. Leibniz ahnte natürlich nicht, welche Schwierigkeiten einem solchen Konzil von römischer Seite entgegenstanden. Im Laufe der Jahrhunderte war diese Vereinigung jener beiden Kirchen schon oft versucht worden. Die katholische Kirche gab und gibt indessen keines von ihren Dogmen preis. Alle Aufforderungen in dieser Hinsicht wurden stets mit dem berühmten Wort *non possumus* — wir können nicht — beantwortet.

Schon während der Minderjährigkeit Peters I. hatte die römische Kirche versucht, sich Rechte in Rußland zu sichern. Es wurden immer wieder versteckte katholische Missionen entdeckt, die zwar gestattet blieben, aber doch in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt wurden. Nach der russischen Niederlage in der Schlacht bei Narva (1701) gegen Karl XII. von Schweden, geriet der Zar militärpolitisch in wachsende Bedrängnis. Er mußte die Wahl des russenfeindlichen Stanislaus Leszinski zum König von Polen verhindern, um einem möglichen Bündnis zwischen Polen und Schweden gegen Rußland vorzubeugen. Wie einst Iwan IV. in einem solchen Fall den Papst in Anspruch nahm, um diesen mit der Hoffnung auf eine Katholisierung Rußlands zu veranlassen, einen Frieden mit dem katholischen Polen herbeizuführen, so verfuhr Peter I. auch hier. Er schickte im Jahre 1707 seinen Gesandten Kurakin zum Papst, um diesen zu bitten, dem neuen polnischen König die Anerkennung zu versagen. Diese russische Gesandtschaft wurde allgemein als ein Versuch des Zaren bewertet, die Vereinigung der beiden Kirchen — der römisch-katholischen und der russisch-orthodoxen — vorzubereiten. Der Historiker Alexander Brückner schrieb dazu in seinem Werk „Peter der Große", (Berlin 1879):

„Ging doch ein Kardinal so weit, in einem Briefe an den Papst demselben zu versichern, daß er es von Kurakin selbst gehört habe.

Urbich soll dem Zaren den Vorschlag gemacht haben, auf die Berufung eines ökumenischen Konzils anzutragen und Leibniz die Ausarbeitung anzuvertrauen. Urbich hat mit Leibniz über diese Angelegenheit korrespondiert. Der letztere hoffte auch die englische Kirche zur Teilnahme an dem Unternehmen zu bewegen. Es kam zu nichts." (S. 540)

Joh. Christ. Urbich war der russische Vertreter in Wien und stand in enger Verbindung mit Leibniz. Er erstrebte, wie der Philosoph, ein allgemeines christliches Konzil, auf dem die dogmatischen Streitigkeiten der Kirchen behoben werden könnten. Eduard Winter schreibt darüber:

„Peter der Große ließ über Urbich sein Interesse an einem solchen Plan erklären. Erst müsse allerdings Friede sein. Es war eine ähnliche Antwort, wie sie Jahrhunderte zuvor Zar Iwan IV. gegeben hatte. Die Verhandlungen zwischen Leibniz und Urbich, die der Kurie nicht verborgen blieben, vermehrten das Interesse für Urbich in Rom. Es heißt deswegen in dem Bericht des sächsisch-polnischen Residenten in Rom, daß die Nachricht von dem Eintreffen des Vertrauensmannes Peters des Großen in Rom günstig aufgenommen worden sei. Mit einem Unterhändler des Zaren, der selbst nicht geborener Russe war, hoffte man in Rom leichter fertig zu werden als 1707 mit dem Russen Kurakin." (a.a.O. 2. Bd. S. 33)

Bereits bei Peters Anwesenheit in Paris hatte die Körperschaft der Sorbonne eine Denkschrift zur Vereinigung der beiden Kirchen ausgearbeitet. Diese Denkschrift wurde indessen in Rußland verworfen. Als jetzt der russische Gesandte zur Erreichung seines politischen Anliegens im Vatikan auf die loyale Behandlung der Katholiken in Rußland hinwies, forderte die Kurie eine schriftliche Festlegung der Freiheiten und Rechte der katholischen Kirche in Rußland. Man forderte also ein Konkordat. Der russische Gesandte wich aus. Der Zar hatte inzwischen Zeit gewonnen und Rüstungen betrieben. Im Jahre 1709 stellte Peter die Lage durch seinen entscheidenden Sieg über die Schweden bei Poltawa wieder her. Im Anschluß daran eroberten die Russen Wiborg, Riga und Reval; Livland und Kurland gerieten unter russischen Einfluß. Die wohlwollende Unterstützung des Vatikans war überflüssig ge-

worden. Jetzt hatte Peter die katholischen Mächte nicht mehr zu fürchten. Winter schreibt dazu:

„Nun war aber Rußland wiederum nicht so sehr daran interessiert, die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl fortzuführen, besonders unter Bedingungen, die keineswegs die Zustimmung des russischen Volkes und der russischen Kirche finden konnten. Vor allem galt dies für den Anspruch des Papstes, mit ‚Seine Heiligkeit' angesprochen zu werden, wodurch indirekt die Unterordnung der russischen Kirche unter die römische zum Ausdruck gebracht worden wäre." (a.a.O. 2. Bd. S. 31)

Schon Iwan IV. hatte dem Jesuiten Possevino gesagt, er finde es lächerlich, daß der Papst sich den Fuß küssen lasse, während Boris Godunow erklärte, „Moskau sei das wahre rechtgläubige Rom." Es handelte sich bei allen Verhandlungen über die Vereinigung stets um den Anspruch der Päpste auf den Primat.

Bereits bei der ersten russischen Gesandtschaft nach Rom im Jahre 1698 hatte deren Leiter B. P. Seremetew reiche Geschenke für den Papst und die Kardinäle mitgebracht und Entgegenkommen gezeigt. Die Russen hatten indessen sehr wohl gemerkt, daß die Jesuiten die politische Lage durch ihre weitgehende Beeinflussung der katholischen Regierungen zu Gunsten des Vatikans gestalteten und auf diese Weise einen Druck auf alle ihnen nicht willfährigen Regierungen auszuüben vermochten. Im Jahre 1714 versuchten die Jesuiten mit Hilfe des von Peter entmachteten Patriarchenverwesers Jaworskij den Zarewitsch Alexei zu beeinflussen, der mit einer Schwester der österreichischen Kaiserin vermählt war. Dem Zarewitsch wurde sogar ein katholisches Meßbuch zur erbaulichen Lektüre überreicht. Die bei dem falschen Demetrius angewandte Methode — einen katholischen Zaren zu schaffen — wurde hier — *mutatis mutandis* — bei dem legalen Nachfolger Peters d. Gr. versucht. Der Jesuit Innes berichtete im Jahre 1715 stolz über die Erfolge der jesuitischen Mission — richtiger der katholischen Aktion — in Rußland. Er glaubte, die Vereinigung der beiden Kirchen könne nun bald verwirklicht werden. [3])

[3]) Nach dem Haus-Hof- und Staatsarchiv in Wien, Abt. Rußland 9/II F. 42/52, bei Eduard Winter a.a.O., 2. Band, S. 34.

Jetzt erkannte auch der Zar die politische Gefährlichkeit der Jesuiten für den Staat. Der Historiker Brückner schreibt dazu:

„In Rußland wie im Westen empfand man, daß von der katholischen Propaganda gewisse Gefahren drohten. In England erschien eine Flugschrift, in welcher die russische Kirche vor den Nachstellungen der römischen gewarnt wurde. Dazwischen kam es zu unliebsamen Episoden (in Rußland). Am 18. April 1719 empfing der Major Rumjanzow ein eigenhändiges Schreiben vom Zaren, welches den Auftrag enthielt, in der Wohnung der Jesuiten in der deutschen Vorstadt (von Moskau) eine plötzliche Haussuchung zu veranstalten und alle Papiere in Beschlag zu nehmen. Dieses sollte nachts geschehen. Am folgenden Morgen sollten die Jesuiten die Reise über die Grenze antreten; nur befahl der Zar, sie unterwegs in Moshaisk so lange aufzuhalten, bis ihre Papiere einer Durchsicht unterworfen seien. Der Grund dieser Maßregel war die katholische Propaganda, welcher sich die Jesuiten schuldig gemacht hatten." (a.a.O. S. 540) [4])

In dem Ukas des Zaren vom 29. April 1719 heißt es unter anderem:

„Nachdem der Zar mit seinen eigenen Augen die Tätigkeit kennengelernt hat, welche die Jesuiten in fremden Ländern entwickeln, kann er sich nicht genug darüber verwundern, daß die europäischen Souveräne sie noch dulden, er hat aus eigenem Antriebe den Beschluß gefaßt, ihnen den Aufenthalt in seinen Staaten zu versagen."

Erst fünfzig Jahre später sah sich Papst Clemens XIV. (1769 bis 1774) veranlaßt, selbst den Jesuitenorden aufzuheben. Der Papst stellte in seinem Breve *„Dominus ac Redemptor noster . . ."* vom 21. Juli 1773 *ex cathedra* — also „unfehlbar" — fest:

„imo fieri aut vix nullo modo posse, ut ea incolume manente, vera pax ac diuturna ecclesiae restituatur . . ." (daß es kaum oder gar nicht möglich ist, so lange besagte Gesellschaft [Jesu] besteht, der Kirche einen wahren und dauerhaften Frieden wiederzugeben . . .).

[4]) Ssolowjew: „Geschichte Rußlands", Moskau 1851—1880, 16. Band, S. 346; Eduard Winter, a.a.O., 2. Band, S. 44 ff.

Das hatte sich nicht nur in Rußland gezeigt! Während Peter d. Gr. in rein religiösen Angelegenheiten sonst durchaus duldsam war, sah er sich gezwungen, diesen Standpunkt zu verlassen, da die Jesuiten, wo sie erschienen, politisch gegen den Staat wirkten. Das war so, das ist so und das wird auch wohl so bleiben, weil es in den mannigfachen Verlautbarungen des Ordens erklärt worden ist, und weil es die geschichtliche Erfahrung zeigt. Wir berufen uns dabei außerdem auf jene Erklärung des Papstes, daß es keinen Frieden in der Kirche geben könne, „so lange besagte Gesellschaft Jesu besteht". Wir können diese Erklärung indessen erfahrungsgemäß erweitern und sagen, daß es keinen Frieden auf Erden geben kann, so lange besagte Gesellschaft Jesu besteht! Jedenfalls griff Peter d. Gr. mit seinem Ukas nur der Aufforderung des Papstes Clemens XIV. vor, der in jenem Breve sagte:

„Wir mahnen alle christlichen Fürsten, daß sie mit der in Händen habenden Macht, Gewalt und Ansehen, die ihnen von Gott zur Beschützung der Heiligen Römischen Kirche anvertraut worden, dann auch aus Achtung und Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl, alle ihre Kräfte verwenden, um dieses Unser Breve in vollkommene Vollziehung zu bringen, und nach dem Inhalt desselben ähnliche Verordnungen (zum Verbot des Jesuitenordens) ergehen lassen."

Durch seinen Ukas hatte Peter d. Gr. dieser Aufforderung des Papstes also fünfzig Jahre zuvor entsprochen.

Zweifellos war das Verbot des Jesuitenordens unter dem Druck der sich erfolgreich ausbreitenden Freimaurerei herbeigeführt worden. Der Jesuit Koch hat in seinem im Jahre 1934 erschienenen „Jesuitenlexikon" (Paderborn 1934, Artikel: Freimaurerei), in Übereinstimmung mit den Darstellungen des Freimaurers G. Findel in dessen „Geschichte der Freimaurerei", geschrieben:

„Nicht selten hat man den Freimaurerbund mit dem Jesuitenorden verglichen. Nicht mit Unrecht; denn beide verhalten sich zueinander wie Pol und Gegenpol. Beide Verbindungen stammen aus der Periode des untergehenden Mittelalters: während der Jesuitenorden sich für die mittelalterliche Idee der kirchlichen Hierarchie begeisterte, fingen die Freimaurer an, in ihrer Weise an dem großen Neubau der modernen Gesellschaft zu arbeiten. Beide Vereine haben sich von Anfang an über die lokale und nationale Beschränkung erhoben, der Jesuitenorden als ein christliches Institut, die Freimaurerei als ein menschlicher Verein . . .

Die Gegner fanden sich; im 18. Jahrhundert, dem Aufklärungs- und Geheimbund-Jahrhundert, sammelten sie (die Freimaurer) sich unter dem Zeichen der Maurer, und bald stellten sie eine Macht ins Feld, nicht minder geschlossen, nicht minder zielbewußt als die des Gegners (des Jesuitismus), stärker aber dadurch, daß diese Macht nicht im hellen Tageslicht wirkte, sondern in dem geheimnisvollen Zwie- und Dämmerlicht der Logen. Diese Macht hatte ihre Verbündeten an jedem Hof; an jedem ‚aufgeklärten' Bischofssitz; in jedem Domkapitel saßen ihre Getreuen."

Diese kurze Erklärung dürfte im Allgemeinen richtig sein. Peter d. Gr. wurde von seinen Beratern, dem Schotten Gordon und dem Franzosen François Lefort vermutlich im freimaurerischen Sinne beeinflußt, als er die Jesuiten auswies. Es war ja auch genug Anlaß vorhanden. Winter schreibt dazu:

„Einerseits wurden die Katholiken ebenso wie die Protestanten in Rußland geduldet, weil man sie für den Aufbau der Wirtschaft, für Heer und Marine brauchte, andererseits übten aber einige einen gefährlichen Einfluß in Rußland aus und öffneten der Spionage im Dienst fremder Mächte Tür und Tor. So wird auch die Haltung Peter d. Gr. verständlich." (a.a.O. S. 45)

Ob indessen der Zar selbst Freimaurer gewesen ist — wie von freimaurerischer Seite zuweilen behauptet wurde — ist historisch nicht nachweisbar. Die erste offizielle Loge wurde im Jahre 1717 zu London gegründet. Die freimaurerischen Vermutungen gehen dahin, daß Peter d. Gr. bei seinem Aufenthalt in London von dem englischen Freimaurer Sir Christoph Wren (1632—1723) in die Loge aufgenommen sein könnte. Wie dem nun auch sein mag: Peters Verhalten gegenüber den Jesuiten im Jahre 1719 entspricht ganz dem um die Wende des 17./18. Jahrhunderts beginnenden und sehr erbittert geführten Kampf der Freimaurerei gegen den Jesuitismus. Da die Freimaurer nun ihrerseits, im Sinne des von ihnen vertretenen Liberalismus, Einfluß auf die Regierungen ge-

wannen und sich dabei „über die lokale und nationale Beschränkung erhoben“, das heißt, überstaatlich und übernational arbeiteten, konnten sie bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts selbst katholische Fürsten und Minister zu ihren Anhängern zählen. Da die Jesuiten sich durch ihr Auftreten selbst bei katholischen Geistlichen verhaßt machten, war der Papst Clemens XIV. schließlich gezwungen, den Orden Jesu aufzulösen, um — wie es in dem Breve heißt — „der Kirche den Frieden wiederzugeben“.

Der bekannte Literaturhistoriker Hermann Hettner hat die entstandenen Verhältnisse jener beiden Orden folgendermaßen dargestellt:

„Als der Katholizismus durch das Wiederaufleben der klassischen Altertumsstudien (dem Humanismus) und durch die Stürme der Reformation in seinen tiefsten Grundsätzen erschüttert war, hatte die Errichtung des Jesuitenordens das Gebäude der römischen Kirche nicht nur wiederhergestellt, sondern es sogar mit neuem, fast unerhörtem Glanz ausgestattet.

Und als in England eine freisinnige, über die kirchlichen Glaubenssätze hinausschreitende Philosophie erstand, erlangte sie durch die Errichtung des Freimaurerordens eine Macht, welche unter der herz- und phantasieansprechenden Form eines neuen religiösen Kultus die neuen freien Gedanken schnell über die ganze Erde trug und von Jahr zu Jahr an Verbreitung und weitwirkender Bedeutung zunahm.“ [5])

„Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt“, sagt Schiller in dem Prolog zum „Wallenstein“. Die „herzansprechende Form eines neuen religiösen Kultus“, durch welchen „die neuen freien Gedanken schnell über die Erde“ getragen wurden, entartete nämlich in dem Verhältnis, wie die Freimaurerei an Macht und politischem Einfluß gewann. Es ist durchaus verständlich, daß sich gerade edel denkende und freiheitlich gesonnene Menschen damals der Freimaurerei begeistert anschlossen. Denn unbestreitbar haben die Freimaurer jener Zeit durch ihr Wirken wesentlich zur Aufklärung und Geistesfreiheit beigetragen. Aber ebenso unbestreitbar

[5]) Hermann Hettner: „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“, Neudruck, Leipzig 1928; 2. Teil S. 200.

ist es, daß die Freimaurerei ihre im 18. Jahrhundert errungene Macht schließlich ebenso politisch mißbraucht hat, wie der Jesuitismus. Die von der Freimaurerei vertretenen und geförderten „neuen freien Gedanken“ wurden schon sehr bald dogmatisiert. Die während der Zeit der Verfolgung durch die Fürsten und der Verfluchung durch die Päpste Clemens XII. (*„In eminenti . . .“* vom 28. April 1738) und Benedikt XIV. (*„Providas . . .“* vom 18. Mai 1751) erforderlich gewesene Geheimhaltung wurde zur Geheimniskrämerei und -bündelei. Diese wiederum zeugte die albernsten okkulten Auswüchse und gestattete eine politische Auswertung durch die Einrichtung der Hochgrade und unbekannte Obere. Schließlich wurde die Freimaurerei zu einem politischen Instrument, wie der Jesuitenorden auch. „Wie die Satyrkömödie das antike Trauerspiel, so begleitet der Hang nach dem Übernatürlichen die Aufklärung“, schrieb Max v. Boehn über diese Erscheinungen des 18. Jahrhunderts, und dabei waren die Freimaurerei und verwandte Geheimorden maßgeblich beteiligt. Geistig bedeutende Freimaurer wie Friedrich d. Gr., Lessing, Fichte und viele andere wandten sich denn auch enttäuscht von dem entartenden Logenwesen ab. Ja, der genannte Literaturhistoriker Hermann Hettner urteilt über jene Zustände: „Hätten nicht noch die Edlen und Auserwählten im Hintergrund gestanden und das krachende und sinkende Gebäude mit ihren Schultern unterstützt, so wäre ein neues Verderben hereingebrochen und durch Regenten, Pfaffen und Freimaurer die Vernunft von der Erde verbannt worden.“ (a.a.O. S. 209)

Selbst ein so namhafter Freimaurer wie der Großmeister Otto Hieber sagte im Jahre 1900 in einem seiner Vorträge: „Friedrich der Große, Lessing, Herder, Fichte zogen sich vom Logenleben und aus der Verbindung mit den Brüdern gänzlich zurück; einerseits abgeschreckt durch das zerfahrene Systemwesen, andererseits wohl unbefriedigt, weil der Kreis der Brüder ihrem Gedankenfluge nicht folgen konnte.“

Durch die Auflösung des Jesuitenordens wurde dem Katholizismus allerdings die wirkungsvollste Organisation bei der eifrig betriebenen Gegenreformation genommen. Um so erstaunlicher war

es, daß die Jesuiten in dem protestantischen Preußen unter König Friedrich d. Gr. und in dem orthodoxen Rußland unter der Zarin Katharina d. Gr., der zweiten, geduldet wurden. Der Theologieprofessor Leopold Witte hat im Jahre 1892 sehr ernste und beachtenswerte Worte zu diesem sonderbaren Verhalten Friedrich d. Gr. geschrieben. Er meinte nämlich:

„Das Papsttum, welches der König (Friedrich d. Gr.) schon in seiner Ohnmacht sterben zu sehen glaubte, ist gefestigter denn je in der Weltgeschichte aus dem Kampf um seine Existenz hervorgegangen, und die Macht, welche ihm zu dieser die Zeit beherrschenden Stellung verholfen hat, ist der Jesuitenorden, welchen seine (Friedrichs d. Gr.) Politik über die drohende Gefahr des Untergangs so wohlwollend selbstherrlich hinübergehoben hat. Nicht, daß der preußische König der einzige Rettungsanker für den in den Stürmen der Zeit hin- und hergeworfenen Orden gewesen war. Heimlich und auch öffentlich hielten die Jesuiten trotz des päpstlichen Verbotes in der ganzen Welt zusammen, bis ein anderer unfehlbarer Papst das Breve seines unfehlbaren Vorgängers kassierte und dem Orden wieder zur Weltmacht verhalf. Aber Friedrich hat das öffentliche Gewissen geschwächt und geschädigt, indem er durch seine Stellung zu den Jesuiten die Überzeugung von der Ungefährlichkeit des Ordens bestärkte. Sein eigener Staat hat die Früchte davon schon geschmeckt. Gebe Gott, daß sie nicht noch bitterer werden, und wenn nach berühmtem Ausspruch der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus im märkischen Sande ausgefochten wird, der Jesuitenorden dabei nicht den entscheidenden Schlag führe." [6])

Für Rußland schrieb Eduard Winter:

„Im zaristischen Rußland überdauerte sie (die Gesellschaft Jesu) die für sie schwere Zeit der Aufklärung, um dann 1814, im Zeichen des Siegeszuges der politischen und der kirchlichen Restauration in Europa wie ein Phönix aus der Asche für die ganze katholische Welt wieder aufzuerstehen." (a.a.O. S. 75)

Voltaire hat Friedrich d. Gr. damals vor dieser Jesuitenpolitik gewarnt. Auch der Zarin Katharina II. und ihren Ratgebern hat

[6]) Leopold Witte: „Friedrich der Große und die Jesuiten", Bremen 1892.

es nicht an Warnungen gefehlt. Aber beide Monarchen waren bei ihren politischen Entschlüssen gezwungen, auf das nur wenig oder gar nicht aufgeklärte Volk Rücksicht zu nehmen. Die Aufklärung jener Zeit beschränkte sich nur auf eine bestimmte Klasse der Gesellschaft. Das führte zu diesen schwerwiegenden Kompromissen. Der preußische König meinte, die Jesuiten in den katholischen Teilen Schlesiens verwenden zu können, und wollte seine Toleranz dabei demonstrieren. Die russische Zarin wurde wegen der katholischen Bevölkerung in den bei der ersten Teilung Polens Rußland zufallenden Gebieten mehr oder weniger genötigt, ein erträgliches Verhältnis zwischen Russen und polnischen Katholiken herzustellen. Außerdem wollte Katharina als eine „aufgeklärte" Herrscherin erscheinen, wenn dies auch mit den in Rußland bestehenden sozialen Zuständen und der immer drückender werdenden Leibeigenschaft der Bauern im offenen Mißverhältnis stand. Die persönlich in jeder Hinsicht sehr aufgeklärte Zarin stand in enger Beziehung zu Voltaire und den französischen Enzyklopädisten, wie auch Friedrich d. Gr. So hat Katharina II. in ihren Memoiren geschrieben:

„Dans un grand empire, qui étend sa domination sur autant de peuples divers qu'il y a de différentes croyances parmi les hommes, la faute la plus nuisible serait l'intolérance."

(In einem großen Reiche, dessen Herrschaft sich über so viele verschiedene Völker erstreckt, als es verschiedene Glaubensüberzeugungen unter den Menschen gibt, wäre Intoleranz der gefährlichste Fehler.)

Das war an sich richtig. Aber diese Auffassungen teilten die Jesuiten nicht, und sie brauchten sie auch nicht zu teilen. Sie wirkten über die Staaten und Reiche hinweg für die Verbreitung der römisch-katholischen Kirche. Der von dieser Kirche vertretene Glaube war für sie „alleinseligmachend", und die „Unterwerfung der Menschen unter die Herrschaft des römischen Papstes war zu deren Heil notwendig". Das war — wie der Jesuitengeneral Franz Xaver Wernz im Jahre 1907 ausdrücklich schrieb — „eine dogmatische Definition", das heißt, ein Glaubenssatz der katholischen Kirche, der „das richtige Verhältnis zwischen Staat

und Kirche f ü r e w i g e Z e i t e n feierlich vorgezeichnet hat". Ja, jener Satz des Papstes Bonifaz VIII. ist sogar — in etwas abgewandelter Form — *„Omni humanae creaturae est necessarium ad salutem, subesse Papae"* — „Aller menschlichen Kreatur ist es zu ihrem Seelenheil notwendig, sich dem Papst unterzuordnen", in das *„Jus Canonicum universum"*, dem maßgeblichen Gesetzbuch aufgenommen.

Im Jahre 1772 erfolgte die erste Teilung Polens zwischen Preußen, Rußland und Österreich. Außer dem vordergründigen Gebietszuwachs jener drei Regierungen hatte diese Maßnahme kirchenpolitische Hintergründe. Polen war für die katholische Kirche noch immer das Ausfalltor für die katholische Missionsarbeit und Propaganda in Rußland. Das war zur Zeit des Demetrius-Unternehmens schon so gewesen und war es auf andere Weise noch immer. Bereits im Jahre 1728 sah sich die russische Regierung veranlaßt, eine Verfügung zu erlassen, welche den römisch-katholischen Geistlichen die Einreise verbot und die zum Katholizismus übergetretenen Russen mit Ausweisung bedrohte. Dementsprechend forderte der Vatikan den König von Polen zur Unterdrückung der russisch-orthodoxen Gläubigen und Priester in Polen auf. Im Jahre 1762 erging eine neue Mahnung des Papstes an den König von Polen, unter keinen Umständen zu dulden, daß „die Wölfe in der Herde wüten". Mit den „Wölfen" waren die russisch-orthodoxen Geistlichen gemeint, mit der „Herde" die Katholiken. Diese Metapher von den „Wölfen und der Herde" verrät den Einfluß der Jesuiten. Sie findet sich nämlich wörtlich bereits in dem berühmten Werk *„Imago primi saeculi Societatis Jesu" (Antverpiae M. D. XI.)* Dort heißt es in deutscher Übersetzung, als eine Kriegserklärung an alle Andersgläubigen: „Solange Leben in uns ist, werden wir zur Verteidigung der katholischen H e r d e d i e W ö l f e anbellen. Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren *(desperata pax est, odii semina innata sunt)." (pag. 843 seq.)*

Und diese „Saat des Hasses" gegen alle Andersgläubigen war in Polen, nach der gescheiterten Gegenreformation in Deutschland und Rußland, „herrlich wie am ersten Tag" aufgegangen.

In dem Maße, wie Katharina in dieser Zeit die sogenannten Dissidenten, das heißt, alle Nichtkatholiken unterstützte, verstärkte sich die katholische Propaganda gegen Rußland und zumal gegen die Zarin selbst. In einem an Voltaire gerichteten Schreiben behauptet Katharina, der päpstliche Nuntius predige in Polen einen förmlichen Kreuzzug gegen sie. Wir haben ja in neuester Zeit wiederum von einem erforderlichen „Kreuzzug gegen Rußland" reden gehört. Die Gegensätze bestehen also theoretisch auch heute noch.

Wie es den russisch-orthodoxen Gläubigen in Polen erging, so erging es den dort lebenden Protestanten ebenfalls. Die Unterdrückungsmethoden aus der Zeit des 16. Jahrhunderts wurden erneuert. Am 11. Juli 1764 schlossen die Regierungen von Preußen und Rußland einen Vertrag. Die beiderseitigen Gesandten wurden angewiesen, für ihre Glaubensgenossen in Polen einzutreten. Diese Instruktion lautet:

„Durch freundschaftliche und kräftige Vorstellungen soll Polen dazu gebracht werden, obengenannte seit langem bewilligte Privilegien sowohl in bezug auf Religion als Temporalien wieder herzustellen, die zum großen Teil eingeschränkt oder vollkommen widerrufen wurden. Wenn dieses im Augenblick nicht erreichbar sei, soll wenigstens der gegenwärtige Zustand erhalten bleiben bis ‚zu günstigeren Zeiten'." (Winter, a.a.O. 2. Bd. S. 65)

Als der polnische Reichstag entsprechende Beschlüsse zur Wiederherstellung der Gleichberechtigung der Bekenntnisse faßte, e r h o b d e r V a t i k a n E i n s p r u c h dagegen. Der König wurde durch die mit der römischen Kirche zusammenarbeitende sogenannte „Barer Adelskonföderation" abgesetzt und ein Interregnum verkündet. Es entstand nun in Polen ein unauflösliches Durcheinander von politischen Strömungen und religiösen Gegensätzen. Diese politisch-religiöse Verwirrung trug wesentlich zur ersten Teilung Polens bei.

In dem Teilungsvertrag zwischen Rußland, Preußen und Österreich war für die Bewohner der von den drei Mächten verwalteten polnischen Gebiete das Recht der Option vorgesehen. Es konnten also Katholiken, welche nicht unter russischer Herrschaft leben

wollten, auswandern bzw. in ein anderes, katholisch regiertes ehemals polnisches Gebiet, zum Beispiel Österreich, übersiedeln. Aus diesem Grunde mußten die nichtkatholischen Regierungen, Preußen und Rußland, in den von ihnen verwalteten Gebieten tolerant sein, damit keine Abwanderung der Katholiken erfolgte. Außerdem hatten sich die drei Mächte ausdrücklich verpflichtet, die Gewissens- und Gaubensfreiheit in ihren polnischen Teilgebieten zu gewährleisten. Aber — so wendet Eduard Winter ein — „die Kirchen waren gerade in diesen Gebieten zu sehr zur politischen Waffe geworden, als daß sie eine solche Gewissensfreiheit für möglich gehalten hätten. Diese Auffassung wurde auch 1772 in dem an Rußland gefallenen östlichen Weißrußland geflissentlich verbreitet. So ergab sich eine neue Situation für das Verhältnis Rußlands zur katholischen Kirche und zur päpstlichen Kurie im besonderen. Die russische Regierung war an einem guten Verhältnis zur katholischen Kirche interessiert, um die Abwanderung nach Möglichkeit zu verhindern.“ (a.a.O. S. 707)

Man stand also vor der in der Geschichte immer wieder feststellbaren Tatsache, daß die Kirchen, im Falle ihr Missionsanspruch verhindert oder der Staat sich ihren Machtansprüchen nicht unterordnen will, zu politischen Kampforganisationen werden. Auf der anderen Seite war Rußland bei den damals auf Grund eines gefälschten Testaments Peter d. Gr. beginnenden Ausdehnungsbestrebungen nach dem Westen genötigt, ein ausgeglichenes Verhältnis zur katholischen Kirche herzustellen, und nach einem *modus vivendi* mit dem Vatikan zu suchen. Die 2. und 3. Teilung Polens durch die genannten Mächte im Jahre 1793 und 1795 machte ein Ende mit dem polnischen Reich.

Friedrich d. Gr. — in dem bekanntlich der Historiker Sugenheim den natürlichen Vater der einstigen Prinzessin Friederike von Anhalt-Zerbst und späteren Zarin Katharina II. vermuten zu können glaubte — sagte von ihr: „*Elle n'a aucune religion, mais elle contrefait la dévoté.* — Sie hat keinerlei Religion, aber sie heuchelt Frömmigkeit.“ Daher hat Brückner auch zweifellos recht, wenn er sagt:

„Indem sie die Satzungen der russischen Staatskirche treu befolgte und durch Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ihren Untertanen zu imponieren suchte, verband sie damit die Anschauungen der religiösen Duldsamkeit, wie dieselben in der französischen Aufklärungsliteratur Ausdruck gefunden hatten.“ (a.aO. S. 571)

Während Katharina selbst nichts glaubte, erwartete sie aber von der Kirche, eine Stütze ihres Thrones zu sein. Das Christentum war und ist ja bis auf den heutigen Tag — wie Heine meinte — der „Talisman“, der die Herrschenden und Besitzenden vor politischen und sozialen Umsturzbestrebungen bewahren soll. In einem Brief an den Literaturhistoriker Melchior von Grimm (1723 bis 1807) verglich die alternde Katharina die russisch-orthodoxe Religion mit einer Eiche, die tief im russischen Volk wurzele. Darum sei gerade d i e s e Form des Christentums ein Schutz gegen die „religionsfeindliche, unmoralische, anarchistische, verbrecherische und diebische, gotteslästerliche und thronumstürzende Pest“ der französischen Revolution von 1789.

Bis in die neueste Zeit konnten sich viele Menschen die widerspruchsvolle Tatsache nicht erklären, daß Katharina II. den doch in katholischen Ländern aufgehobenen, vom Papst aufgelösten Jesuitenorden in Rußland nicht nur duldete, sondern sogar förderte. Eine Tatsache — so schreibt Eduard Winter —

„die nicht nur für die aufgeklärten Zeitgenossen, sondern auch für den Oberprokurator des Heiligen Synods, Dmitrij Tolstoi, im 19. und die amerikanische Schwester Mary Just im 20. Jahrhundert so völlig unverständlich war. Tolstoi wußte nicht, worüber er sich mehr wundern sollte: über den offensichtlichen Ungehorsam des Ordens gegenüber dem Papst, der den Orden auflöste, oder über die Protektion, die ihnen die ‚aufgeklärteste Herrscherin‘ dieser Zeit gewährte, eine Protektion, die b i s z u r Z e r s t ö r u n g d e r n a t i o n a l e n K u l t u r und bis zum Verbot jeder Polemik gegen die Jesuiten in Rußland ging. Die Schwester Mary Just sprach von kaiserlichen Anwandlungen, mit denen der katholischen Kirche ungewollt gedient wurde. Ähnlich behauptete bereits de Maistre in einem Bericht an den König von Sardinien, daß die ‚einzigartigste Bizarrerie des Universums‘ den Orden nach Rußland gebracht und hier durchgesetzt habe. Die Jesuiten jener Zeit

sprachen sogar von einer ‚preiswürdigen Sorgfalt' und ‚einer gnädigen Gesinnung der Monarchin gegen die katholischen Gemeinden'." (a.a.O. 2. Bd. S. 77)

Es handelte sich indessen bei der Duldung der Jesuiten in Rußland um ein ganz einfaches politisches Geschäft des *„do, ut des"* ich gebe, daß du gibst. Der religiöse Standpunkt war für die Zarin unwesentlich. Es galt indessen zu erwägen, ob die Jesuiten für die praktische Politik irgendwie zu verwenden wären. Katharina und ihre Ratgeber, zumal Potemkin, ließen sich von den Jesuiten einreden, daß ihr Orden und ihre Lehren jede revolutionäre Regung im Volk unterdrücken und jedes autoritäre Regime fördern würden. Ein solches autoritäres System war allerdings in ihren Ordenssatzungen verankert. Der Jesuitenorden hat das autoritäre Regime — politisch wie religiös — bis zur letzten Konsequenz mit furchteinflößender Unerbittlichkeit ausgebildet. Niemals hat ein General gehorsamere Soldaten befehligt, als der Jesuitengeneral. Die Jesuiten haben ihm, bzw. seinen beauftragten Oberen unbedingt willen- und widerspruchslos zu gehorchen als wären sie ein Leichnam. *„Perinde ac si cadaver essent"* — so steht es wörtlich und ausdrücklich in den Satzungen des Jesuitenordens. „Alle seine (des Jesuitengenerals) Befehle" — sagte Napoleon I. — „wären sie auch gegen die Gesetze oder verbrecherisch, müssen ausgeführt werden." Im 17. Jahrhundert hatten sie dieses autoritäre Regierungssystem in dem von ihnen organisierten Staatsgebilde in Paraguay tatsächlich praktisch durchgeführt. „Die Jesuiten legten ihrer Organisation des Staates" — schrieb Lugones in seinem im Jahre 1904 in Buenos Aires erschienenen Buche „El Imperio Jesuitico" — „die des eigenen Ordens zugrunde, gegründet auf die drei Prinzipien: Kommunismus, absolute Autorität und Verzicht auf die eigene Persönlichkeit." (S. 297)

Sehr richtig schreibt Eduard Winter:

„In Wirklichkeit wurde hier ein Kompromiß geschlossen. Für die Erhaltung des Ordens in Rußland bot die Gesellschaft (Jesu) ihre Hilfe zur Gewinnung der Loyalität der neuen Untertanen (in den ehemals polnischen, jetzt russischen Gebieten) an und versprach, sich als wertvollster Bundesgenosse im Kampf gegen

jede revolutionäre Bewegung für die Erhaltung der herrschenden gesellschaftlichen Zustände in Rußland zu bewähren. Kaiserin Katharina verstand das Bündnis auch ganz in diesem Sinne und kämpfte zeit ihres Lebens mit einem immer wieder angeblich ‚unverständlichen Eifer' für die Erhaltung der Gesellschaft Jesu in Rußland." (a.a.O. 2. Bd. S. 77)

Natürlich werden solche unnatürlichen Bündnisse stets mit der gegenseitigen Mentalreservation geschlossen, den Partner nach gemeinsam errungenen Sieg über die unterdrückten Völker zu betrügen und ebenfalls zu unterjochen. Wir werden noch sehen, wie solche „Bündnisse" auch in neuer und neuester Zeit zwischen sonst grundsätzlich entzweiten politischen und religiösen Gegnern geschlossen wurden. Bismarck sagte am 28. November 1885 im deutschen Reichstag zu dieser Frage:

„Die Jesuiten stellen sich mit der Macht gleich. Die Jesuiten würden auch heute mit der Macht gehen und sich mit der Macht zu stellen suchen und zu stellen wissen, mit der Macht der Zukunft . . . Mit dem absoluten Königtum werden die Jesuiten immer gehen, mit dem absoluten Parlamentarismus auch, mit der absoluten Demokratie auch. Sie werden immer so schwimmen, daß sie dabei obenauf bleiben und eine gewisse Macht, vielleicht eine reichliche, mit ihrem stets steigenden Vermögen behalten."

In Rußland wurde ihnen das schon sehr angewachsene Vermögen am 6. Mai 1774 bestätigt. Dafür sollten und wollten die Jesuiten bei der Niederhaltung des russischen Volkes behilflich sein und die Herrschaft des Feudalismus in Rußland festigen. Der von Pugacev im Jahre 1773 entfachte Bauernaufstand in Rußland war geeignet, die Regierung auf die revolutionären Möglichkeiten hinzuweisen. Der Aufstand kam gerade zur rechten Zeit, um die Zarin und ihre Ratgeber zu veranlassen, angesichts jener Bauernunruhen das Bündnis zwischen Zarismus und Jesuitismus zum Abschluß zu bringen. Ja, man möchte fast glauben, daß ein Kausalnexus zwischen beiden Ereignissen bestanden hätte. Denn es könnte sehr wohl möglich gewesen sein, daß dieser Aufstand von Jesuiten oder deren Agenten inspiriert oder sogar inszeniert worden wäre.

Schon Johannes Scherr sagte in seiner kulturgeschichtlichen Studie „Jesuiten und Freimaurer“: “Er (der Jesuit) verband sich heute mit den Fürsten gegen die Völker, um vielleicht morgen schon, wenn bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens es heischte, mit den Völkern wider die Fürsten zu stehen und zu gehen. Es verschlug ihm nichts, die Empörung zu predigen und zugleich zur Errichtung von Schafotten für die Empörer anzueifern.“ (Berlin 1887, Einleitung S. XIV)

Von der Zarin, der sogenannten „Semiramis des Nordens“, hat Scherr folgendermaßen geurteilt: „Katharinas ganzes Wesen und Walten hat etwas imponierend Kolossalisches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieses Wesen und Walten seinen Nimbus, und statt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derselben. Es fehlt ganz und gar der sittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unsittlich, hohl und faul.“

Über die Jesuiten urteilte der Theologe Professor Otto Zöckler (1833—1906) in der Herzog-Hauckschen „Realienenzyklopädie für protestantische Theologie“: „Im Sinne einer weltlichen Kriegführung und Diplomatie halten sie (die Jesuiten) jede Waffe, jeden Hinterhalt, jede Täuschung für erlaubt, wenn sie nur ihrer Sache zum Siege verhilft. Diese Perfidie hat mehr als alles andere ihren Namen mit Fluch belegt.“ (3. Aufl. 8. Band)

Die Partner dieses an sich widersprechenden Bündnisses waren also einander wert und würdig!

In der Folgezeit wurden den Jesuiten, zumal durch den Einfluß Potemkins, des mächtigen Günstlings der Zarin, immer mehr Rechte in Rußland eingeräumt. Sie erfreuten sich eines wachsenden Schutzes der Zarin und ihrer Ratgeber. Ja, Winter sagt sogar: „Jeder, der sich der Kaiserin empfehlen wollte, suchte mit den Jesuiten gut zu stehen.“

Es ist fast belustigend: Eduard Winter schreibt über den Einfluß der Jesuiten in Rußland: „Jede Opposition gegen die Jesuiten in Zeitschriften, wie sie von wahren russischen Aufklärern eingeleitet wurde, mußte im Keime von der Regierung auf Einschreiten Potemkins und im direkten Auftrag der Kaiserin unterdrückt werden. Solche umlaufenden Artikel wurden 1785 von

Henkershand verbrannt und jede Wiederholung mit strengsten Strafen bedroht, wie die Jesuiten stolz in ihren Briefen berichten.“ (S. 102)

Der französische Historiker Bernard Fay schreibt über den Einfluß der Freimaurer in Frankreich zu jener Zeit: „Die Freimaurerei breitete sich aus. Sie bildete einen sozialen, fast öffentlichen Kult mit einem geheimen Hintergrund . . . Da die Freimaurerei eine umfassende Bruderschaft war, lanzierte sie Männer wie Franklin, — das glänzendste Beispiel der Art — oder sie richtete andere zugrunde. Sie konnte auch jeden, der ihr mißfiel, den Mund verbieten; als 1783 der Baron von Mariwetz und M. de Couffier eine dem Könige gewidmete ‚Physik der Welt‘ veröffentlicht hatten, wollte keine Zeitschrift, keine Akademie darüber sprechen, weil Lalande. der große wissenschaftliche Freimaurer, sie gewarnt hatte dieses Buch zu fördern. So wurde die Freimaurerei in der französischen Gesellschaft zu einer starken Macht, die zu einer Veränderung der Ideen und ihrer Richtung beitrug, das heißt, zum Kampf gegen die Kirche und die Grundsätze der Monarchie.“ [7])

Also wie in Rußland die Jesuiten, wirkten in Frankreich die Freimaurer, wenn auch mit verschiedenen Methoden und anderen Zielen.

Ein bezeichnender Fall ereignete sich in Moskau. Dort hatte ein ehemaliger russischer Leutnant namens Nowikow eine Buchhandlung eröffnet. Er vertrieb besonders aufklärerische französische Literatur, die bei der Vorliebe der Zarin für Voltaire, d'Alembert und Diderot in hohem Ansehen stand. Nowikow war aber selbst ein begabter Schriftsteller, der mit eigenen Schriften das russische Volk aufzuklären suchte. Das war den Jesuiten unerwünscht. Vermutlich auf ihre Veranlassung erging am 23. Dezember 1785 ein Schreiben der Zarin an den Kommandanten von Moskau, General Graf Bruce, mit dem Befehl die Buchhandlung zu durchsuchen. Sie wurde geschlossen und Nowikow verhaftet. Bei dem Verhör stellte es sich heraus, daß Nowikow nicht nur

[7]) Bernard Fay: „Louis XVI. ou la fin d'un Monde“, Paris 1955; Übers. München 1956, S. 305/6.

Freimaurer, sondern auch Führer der nach Rußland einsickernden Martinisten war. Die Martinisten hatten in Frankreich einen revolutionären politischen Geheimorden gebildet und waren aus der Freimaurerei hervorgegangen. Voltaire hatte die Martinisten abgelehnt und verspottet. Vielleicht war Katharina, die jene Geheimorden selbst in satirischen Lustspielen verspottete, von Voltaire über die Gefährlichkeit der Martinisten unterrichtet worden. Die Zugehörigkeit zur Freimaurerei allein hätte Nowikow damals kaum eine Strafe eingetragen. Die Freimaurerei wurde erst 1794 verboten. Aber Nowikow wurde als „gefährlicher Ketzer und Revolutionär" durch einen Ukas der Zarin vom 1. August 1792 zu 15jähriger Festungshaft verurteilt und auf die Festung Schlüsselburg gebracht.

Als dann die französische Revolution im Jahre 1789 ausgebrochen war, behaupteten die Jesuiten, sie allein hätten diese Revolution verhindern können. Ja, sie verbreiteten, ein berüchtigter französischer Revolutionär habe geäußert, „daß die französische Revolution nicht möglich war, solange dieser Orden bestand". Zweifellos war der Jesuitenorden in Frankreich der schärfste Gegner des Freimaurerordens, denn — so erklärte Napoleon I. — „die Freimaurer haben die Revolution unterstützt und noch in letzter Zeit haben sie dazu beigetragen, die Macht des Papstes und den Einfluß des Klerus zu vermindern". Der wachsende Einfluß der Freimaurerei auf die französische Regierung hat bei dem Verbot des Jesuitenordens in Frankreich (1762) entscheidend mitgewirkt. Diese Umstände wurden natürlich von den Jesuiten in Rußland propagandistisch ausgenutzt. Eduard Winter kennzeichnet die Lage sehr richtig, wenn er sagt: „Jetzt war für die Gesellschaft Jesu die Stunde gekommen, gerade im zaristischen Rußland, wo die herrschenden Kreise des Adels mit wachsendem Entsetzen und Haß die Ereignisse in Frankreich verfolgten, den Wahrheitsbeweis dafür anzutreten, eine Bastion der Restauration zu sein." (S. 102)

Der Vatikan sucht und findet Anschluß

Die französische Revolution und die Maßnahmen der Revolutionsregierung gegen die Kirchen und Klöster in Frankreich nötigten den Vatikan zu einer verstärkten Gegenarbeit. Papst Pius VI. mochte es jetzt beklagen, daß Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufgelöst hatte. Allerdings hatten sich viele Ex-Jesuiten als Freimaurer oder Illuminaten den Logen und anderen der zahlreichen Geheimorden angeschlossen, um den Verlauf der Revolution bzw. die revolutionäre Propaganda in ihrem Sinne zu beeinflussen oder gar zu steuern. So war es zum Beispiel der Jacobinismus in Frankreich, „in welchem man", — wie Scherr scharfsichtig erkannte — „so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wallungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt. Wie der Vater auf vollständiger Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zugunsten der Gesellschaftsmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder selbstverständlich in seiner Art und mit den Mitteln, die natürlich — mochten sie sein wie sie wollten — ‚der Zweck heiligte'. Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz (der Allmacht) fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß Theokratie, der jakobinistische Demokratie. Da nun bekanntlich *vox popoli, vox dei* (die Volksstimme, Gottesstimme), so war mit den verschieden lautenden Worten nur ein und dasselbe Ding gemeint: Herrschaft, unbedingte, widerspruchslose Herrschaft."

Es ist daher auch verständlich, und entspricht dem Kampf des Jesuitismus gegen die Freimaurerei, wenn die Jakobiner gegen die Freimaurer vorgingen und deren Logen schlossen. Ebenso entspricht der religiöse und missionarische Charakter der Jakobiner dem Jesuitismus. In seinen *„Discours politiques"* tritt Robespierre

— einer der hervorragendsten Jakobiner — gegen die „Gottleugner" der Aufklärung und für die Religion ein. *„Qui donc t'a donné la mission d'annonçer au peuple que la Divinité n'existe pas . . ."* (Wer hat dir den Auftrag gegeben, dem Volke zu verkünden, daß es keine Gottheit gibt?) Nachdem er dann die Religion verteidigt, sagt er *„l'homme public, mais le législateur serait cent fois plus insensé, qui adopterait un pareil système. L'athéisme est aristocratique . . . Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer"* (noch hundertmal unsinniger müßte man den Staatsmann, den Gesetzgeber nennen, der sich für ein solches System erklärte. Die Gottlosigkeit ist aristokratisch . . . Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man einen erfinden.) Man erkennt hier deutlich den Einfluß des Jesuitismus, von dem Scherr sprach.

Papst Pius VI. — den Katharina II. in einem Brief an den Kaiser Joseph II. „ein unbequemes Möbel" genannt hatte — wandte sich am 25. Februar 1791 an die Zarin und ersuchte sie um Hilfe gegenüber den politischen, sozialen und religiösen Auswirkungen der französischen Revolution. Denn dies war „eine politische Revolution" — wie der Franzose Alexis de Tocqueville sehr richtig sagte — „die zur Bekehrung aufruft, die man mit ebensolcher Leidenschaft den Fremden predigt, wie man sie bei sich selber vollzieht". Sie sollte zu einer Weltrevolution erweitert werden. Da die Jesuiten in Rußland unbeschränkt und staatlich gefördert arbeiteten, schien sogar das alte Ziel des Vatikans, die Vereinigung der Ost- und Westkirche, unter diesen Umständen wieder erreichbar zu werden. Jedenfalls erstrebte der Papst einen engeren Anschluß an das zaristische Rußland. Im Jahre 1799 beteiligte sich Rußland denn auch am 2. Koalitionskrieg gegen die französische Republik.

Sehr richtig sagt Eduard Winter, man könne alle diese Ereignisse „nur in diesem großen Zusammenhang verstehen". — „Vor allem gilt dies" — so schreibt er weiter — „für die sich in steigendem Maße auswirkende Tätigkeit des Jesuitenordens in Rußland, die in ihrer Bedeutung und Eigenart bisher noch keinswegs voll erschlossen und untersucht worden ist. Auch hier kommt es darauf an, die großen Zusammenhänge zu zeichnen. Es wird umfassender Studien bedürfen, um in dieser Frage Licht zu schaffen. Gewiß ist es kein Zufall, daß sich hauptsächlich Jesuiten mit der Geschichte dieser Periode des Zusammenwirkens von päpstlicher Restauration und zaristischer Regierung vor allem unter Katharina II., Paul I. und Alexander I. in Monographien beschäftigt haben." (a.a.O. S. 107)

Allerdings! — Jene Jesuiten haben natürlich die Ereignisse in ihrem Sinne dargestellt. Der katholische J. de Recalde urteilte in seinen *„Lettres sur le Confessioriat du P. de Tellier"* (Paris 1922) über die Geschichtsschreibung der Jesuiten:

„Wie die Söhne Noahs einen Mantel über die Blöße ihres Vaters warfen, so umhüllen aus Korpsgeist seit drei Jahrhunderten die Söhne der Gesellschaft Jesu mit den Mänteln der Beredsamkeit, der Gelehrsamkeit, der falschen Zeugnisse, der Diebstähle, der Unterschlagungen, der Ausmerzungen, der Verdrehung öffentlicher Aktenstücke das geheime Wesen ihres Ordens *(la pensée intime)* und das Leben seiner Mitglieder. Diese unendliche Reihe zu durchforschen, übersteigt die menschliche Kraft. Man müßte die Allwissenheit und Allmacht des Weltenrichters haben, der eines Tages zur Erleichterung des allgemeinen Bewußtseins Herzen und Nieren aller Menschenkinder aufdeckt. Inzwischen kann die Wahrheit nur ans Licht kommen durch Blitzstrahlen; sie kann sich nur ausbreiten durch einzelne helle Flecken, die sich auf dem von Tinte geschwärzten Grunde abheben. Bald hier, bald dort taucht eine erhellende Einzelheit aus der Nacht auf; sie stürzt den tiefgründigen Unterbau in das Dunkel." (pag. 7)

Immerhin haben die Jesuiten dem Historiker genügend Material geliefert, um ihre Moral, ihre Lehren, ihr politisches und soziologisches Wirken für jedermann erkennbar zu machen. Denn „fast unbegreiflich ist es" — schrieb der Historiker Wilhelm Wachsmut (1784—1866) in seinen „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit" — „wie die Jesuiten dieses in Druckschriften darlegen und so ihren Feinden selbst Waffen in die Hände geben konnten. Es ist, als ob verblendeter Hochmut sein Spiel getrieben habe . . . Wie der Lügner zuletzt seine Lügen für

wahr hält, so vergaßen die Jesuiten zuletzt, daß sie Grundsätze aussprachen, die immerfort hätten zu den Ordensgeheimnissen gehören müssen. So verrät auch der verschmitzteste Gauner sich gewiß irgend einmal auf eine unbegreiflich plumpe Weise". (Leipzig 1831—33, 1. Teil, S. 116) Das konnten wir so recht bei dem Demetrius-Unternehmen beobachten. Es wird zwar zuweilen — wie beim Anastasia-Prozeß — von „dunklen Kräften", von „dunklen Mächten" gesprochen, aber ohne daß Klarheit geschaffen und die Wahrheit schriftlich niedergelegt wird.

Es ist nun wohl verständlich, und liegt ganz im Rahmen des ideologischen Gegensatzes zwischen Jesuitismus und Freimaurerei, wenn Katharina II., nachdem sie zunächst die Freimaurerei in Rußland geduldet hatte, die Logen in dem Maße mißbilligte, wie sie die Jesuiten billigte, bis sie die Freimaurerei im Jahre 1794 verbot.

Nach Katharinas Tod — am 17. November 1796 — trat ihr Sohn und Nachfolger Paul I. die Regierung an. Nach einem unbewiesenen und unerweislichen freimaurerischen Bericht soll Paul auf Verlangen Katharinas in den Freimaurerbund aufgenommen worden sein, und die Zarin habe der Aufnahmezeremonie versteckt beigewohnt. Falls dies zutrifft — so heißt es in dem „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei" (Leipzig 1901) — habe sie (die Zarin) „einen politischen Zweck dabei verfolgt". (2. Band, S. 276) Jedenfalls — sollte Paul I. tatsächlich Freimaurer gewesen sein, so steht sein Verhalten und seine Förderung der Jesuiten im unvereinbaren Widerspruch dazu. Da seine Ermordung indessen im Jahre 1801 durch Personen erfolgte, deren Zugehörigkeit zur Freimaurerei erwiesen ist, könnte hier ein Racheakt an einem eidbrüchigen Freimaurer vollzogen worden sein, wie es in jener Zeit zuweilen geschah. [1])

[1]) Die freimaurerische Zeitschrift „Latomia" hat das Bestehen von „Rachegraden" in jener Zeit bestätigt und schrieb, „daß früher der Dolch praktisch gebraucht wurde, in Verschwörungen gegen die gesetzmäßigen Herrscher . . ." (13. Band, S. 228, Leipzig 1854). Papst Leo XIII. behauptete demgemäß in seiner Enzyklika „Humanum genus" v. 20. 4. 1884, in der Freimaurerei „wird die Todesstrafe nicht selten vollzogen, wenn einer überführt wird, ihr Geheimnis verraten oder das Befohlene nicht ausgeführt zu haben".

Im „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei" heißt es: „Da bestieg Paul I. 1796 den Thron, und es schien anfangs, als ob für für die Freimaurerei unter ihm besonders günstige Verhältnisse eintreten sollten, da er bereits in den Bund aufgenommen worden war. Doch alsbald wurde er gegen die Freimaurer eingenommen und für den Malteserorden gewonnen, so daß er Verbote gegen alle geheimen Zusammenkünfte erließ. Hierdurch wurde die Freimaurerei in Untätigkeit versetzt." (2. Bd. S. 273)

Von welcher Seite Paul I. „gegen die Freimaurer eingenommen wurde" ist hier zwar nicht gesagt, dürfte aber nach den mitgeteilten Tatsachen nicht mehr zweifelhaft sein.

Bereits als Zaretwitsch war Paul von den Jesuiten eingenommen. Im Oktober des Jahre 1781 hatte er mit seiner Gattin Maria Fedorowna Polock die Haupniederlassung der Jesuiten in Rußland besucht. Es wurde ihm ein pomphafter Empfang bereitet und ihm die Unterstützung der Jesuiten zugesichert. Er soll beim Abschied zu Maria Fedorowna gesagt haben: „Wie gut sind uns doch die Jesuiten gesinnt."

Als Paul dann auf einer Italienreise im Jahre 1782 Rom besuchte, fand eine auffallend herzliche Zusammenkunft zwischen Papst Pius VI., dem Zarewitsch Paul und dessen Gattin Maria Fedorowna statt. „Es fehlte nicht an rührenden Szenen. So überreichte die Großfürstin dem damals gerade nach Österreich abfahrenden Papst einen kostbaren Pelzmantel." (Winter, a.a.O. S. 118/119) [2]

Am 7. Januar 1797 beglückwünschte Papst Pius VI. den Zaren Paul I. zur Thronbesteigung. Der Papst wies in seinem Schreiben auf die Freundschaft hin, welche die Familie des Zaren mit ihm verbinde. In einem besonderen Schreiben an die Zarin Maria Fedorowna

[2]) Man trifft hier wieder einmal auf eine merkwürdige Parallele in unserer Zeit. Denn als der Schwiegersohn des gewesenen sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschow — den man ja „cum grano salis" als „roten Zarewitsch" bezeichnen könnte — mit seiner Gattin Rada im März 1963 den Papst Johannes XXIII. besuchte, wurden auch Geschenke ausgetauscht, und „es fehlte nicht an rührenden Szenen". Ja, Chruschtschows Tochter soll bei dieser Audienz sogar vor Rührung Tränen vergossen haben. Ist hierin etwa der Schlüssel für Chruschtschows Sturz zu finden?

bat er sie um ihre Unterstützung. Diese hat ihm die Zarin denn auch gewährt. Im Jahre 1799 bat der Papst Maria Fedorowna erneut in einem besonders herzlich gehaltenen Handschreiben um ihre Unterstützung bei seinen Anliegen in Rußland. Eduard Winter schrieb dazu, daß „der Einfluß der Kaiserin . . . sichtlich nicht vergeblich angerufen wurde. Die Rolle der Maria Fedorowna ist in dieser Angelegenheit bisher nicht beachtet worden, sie darf aber nicht unterschätzt werden." (a.a.O. S. 127)

Nun, „die Rolle der Maria Fedorowna" ist auch in einer literarischen Angelegenheit „bisher nicht beachtet worden". Wir zeigten bereits die verhinderte Vollendung des Schillerschen „Demetrius" durch Goethe. Auch hier darf ihre Rolle „nicht unterschätzt werden". Man wird angesichts der so engen Bindung des Zaren Paul I. und seiner Gattin Maria Fedorowna an den Papst und die Jesuiten wohl nicht mehr ungläubig staunen, wenn wir behaupten, daß Maria Fedorowna ihren Einfluß als Schwiegermutter des Erbprinzen von Weimar geltend machte, um zu verhindern, daß der jesuitische Demetrius-Schwindel durch Goethe auf die Bühne gebracht und erneut erörtert würde.

Im Jahre 1797 — im Jahre der Thronbesteigung des Zaren Paul I. — erschien das aufsehenerregende Buch des Engländers John Robinson (1774—1805) *„Proofs of an conspiracy against all Religions and Governments of Europe carried on in the Secret Meetings of the Freemasons, Illuminati and Reding Societies"* (Edinburg 1797). Robinson war — wie sein Zeitgenosse Augustin Baruel — einer der heftigsten Gegner der Freimaurerei und aller Geheimorden. Sein Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt und überall gelesen. Wie sehr sich die Freimaurerei durch dieses Buch beeinträchtigt fühlte, geht daraus hervor, daß Preise für treffende Gegenschriften ausgesetzt wurden. Robinson deckte die geheimen politischen Machenschaften auf und warnte die Fürsten eindringlich vor Freimaurern, Illuminaten und den übrigen, zahlreichen Geheimorden, die aus oder neben der Freimaurerei entstanden waren. Die Ereignisse der französischen Revolution schienen die

Enthüllungen Robinsons zu bestätigen. Dieses Buch und andere derartige Bücher wurden natürlich von den Jesuiten propagandistisch benutzt, um ihre freimaurerischen Gegner zu diffamieren und zu beseitigen, ganz gleich, ob die Darstellungen der Tatsächlichkeit entsprachen oder nicht. Es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß man dieses Buch dem Zaren Paul I. vorlegte, um ihn dadurch zu veranlassen, den Jesuiten noch mehr zu vertrauen und zu größerer Aktivität gegen die französische Revolution anzuspornen. Der Erfolg blieb nicht aus. Im Jahre 1799 verband sich Rußland mit England, Österreich, Portugal und Neapel zum 2. Koalitionskrieg gegen die französische Republik. Die Türkei, die sich bereits durch die ägyptische Expedition des Generals Bonaparte im Kriegszustand mit Frankreich befand, schloß sich diesem Bündnis an. „Der Zar" — so schreibt Winter — „von den Jesuiten beraten, wurde im Zusammenspiel der restaurativen Mächte sehr rasch der Tonangebende. Das ist bisher zu wenig beachtet worden". (S. 126) Nun, nicht nur in diesem Falle, sondern überhaupt und überall in der Geschichte ist das hintergründige Wirken der Jesuiten auf der einen Seite und das der Freimaurer auf der anderen, „bisher zu wenig beachtet worden". Wie die Jesuiten im 30jährigen Krieg den Fürsten „die Rollen schrieben", die sie zu spielen hatten (Gfrörer), so schrieben sie die Rollen auch in diesem Krieg. Wenn sich die beiden Gegner — Jesuiten und Freimaurer — zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur ideologisch bekämpft hatten, so suchten sie jetzt mittels ihres Einflusses auf die Fürsten und Regierungen die militärische Entscheidung, um den Weg für ihre Ideologien frei zu machen. Die Einflußnahme war inzwischen weit genug fortgeschritten, um dies zu ermöglichen. Freilich, in allen diesen Kriegen standen und stehen realpolitische Interessen im Vordergrund, während die ideologischen Zielsetzungen im Hintergrund verborgen bleiben. Mit dem unseligen Schlagwort: die Religion ist in Gefahr oder mit einer Kreuzzugspsychose ist schon oft das größte Unheil über die Menschheit hereingebrochen.

Nach anfänglichen Erfolgen — die Russen kämpften unter dem Befehl des Marschalls Suvorow — wurden die Verbündeten durch

den aus Ägypten herbeigeeilten General Napoleon Bonaparte vernichtend und entscheidend geschlagen. Der General Bonaparte übernahm die französische Regierung, während sich Paul I. von der Koalition trennte und mit England brach. Jeder suchte die Schuld an den Niederlagen bei dem Koalitionspartner.

Der engste Vertraute und Ratgeber Pauls I. war der Jesuit Gabriel Gruber (1740—1805) — nicht zu verwechseln mit dem Freimaurerexperten des Jesuitenordens, Pater Hermann Gruber. Der Jesuit Gabriel Gruber konnte stets unangemeldet bei dem Zaren eintreten. Ebenso vertraulich verkehrte Gruber bei der Zarin Maria Fedorowna, der späteren Schwiegermutter des Erbprinzen von Weimar. Der Generalassistent des Jesuitenordens in Rußland bereitete dem Zaren Paul I. persönlich den morgendlichen Kakao. War er besorgt, daß Paul einmal durch diesen Trank vergiftet werden könnte? — Jedenfalls geriet der Zar völlig in die Hand der Jesuiten. Ja, es wäre diesen wohl noch gelungen, Rußland allmählich zu katholisieren und den Zaren zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen. Vermutlich wäre — wäre Paul nicht ermordet worden — auf diese Weise erreicht, was durch den Demetrius-Schwindel nicht erreicht worden war.

Im November des Jahres 1800 hat Paul I. in einer streng vertraulichen Unterredung mit dem neapolitanischen Gesandten Antonio Serracapriola zum Ausdruck gebracht, daß er die Vereinigung der beiden Kirchen anstrebe. In einem Geheimschreiben an den König von Neapel vom 30. November 1800 wird dieser ersucht, den Papst von dieser Absicht des Zaren zu unterrichten. Eduard Winter, der sich auf diesen Bericht bezieht, schreibt darüber: „In dem Schreiben betonte der Zar, er wünsche schon seit längerer Zeit eine Union der griechisch-russischen und der römisch-katholischen Kirche. Eine solche Union wäre für die Christenheit im Kampf gegen Unglauben und Atheismus, die Thron und Altar gefährden, sehr nützlich. Dieses Wissen um die Gefahr in einem großen Teil Europas habe seinen Willen gestärkt, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln dagegen zu kämpfen, in dem er in seinem Reich eine Barriere aufrichte. Dazu gehöre

auch die Durchführung der Kirchenunion, um alle Antirevolutionäre zu einem gemeinsamen Kampf gegen den Atheismus zu vereinigen. Es sei aber, um den Erfolg sicher zu haben, größte Vorsicht und Rücksicht gerade auf ihn und das weitestgehende Entgegenkommen von seiten des Papstes nötig." (a.a.O. 2. Bd. S. 138/139)

Es ist nun unwesentlich, ob diese Absicht des Zaren, die Vereinigung der beiden Kirchen herbeizuführen — um die es ja auch bei dem Demetrius-Unternehmen ging — eine Folge der jesuitischen Beeinflussung war, oder ob er — umgekehrt — die Jesuiten förderte, um diese Vereinigung zur Stütze seines Thrones mit ihrer Hilfe zu erreichen.

Es fällt dabei auf, daß eine solche Vereinigung in unseren Tagen durch das von Papst Johannes XXIII. begonnene Konzil erstrebt wird. Wenn es auch heute keine absoluten Throne mehr zu stützen gibt, so ist der das Christentum und die Kirchen bedrohende Atheismus und Unglaube bedeutender als vor 160 Jahren. Jedenfalls könnte jenes Schreiben des Zaren — *mutatis mutandis* — auch heute noch für alle jene Regierungen gelten, welche unter klerikalem Einfluß stehen und eine „Barriere" gegen den Kommunismus errichten wollen.

Eduard Winter schreibt zu dieser engen Beziehung des Zaren Paul I. zu den Jesuiten: „Dieses merkwürdige Bündnis des Jesuiten mit dem russischen Kaiser erscheint auf den ersten Blick grotesk, aber es war durchaus real begründet. Gruber hatte nämlich verstanden, dem Kaiser die Bedeutung der katholischen Kirche, vor allem des Jesuitenordens und seiner Schulen, für den Kampf gegen jede revolutionäre Bewegung so klar zu machen, daß dieser glaubte, die Jesuiten müßten die Stütze seines Reiches werden, und jeder, der sich ihrer Wirksamkeit widersetze, sei ein „Jakobiner". Aus den von dem russischen Jesuiten Gagarin veröffentlichten Briefen Grubers sind wir auch über die Methode, nach der dieser auf Paul I. einwirkte, völlig im Bilde. Wie weit der Kaiser mit Gruber übereinstimmte, geht aus einem Ausspruch des Kaisers hervor: ‚Um die Flut der Gottlosigkeit, der Aufklärung und des Jakobinertums in meinem Reiche aufzuhalten, sehe ich kein anderes Mittel,

als die Erziehung der Jugend den Jesuiten anzuvertrauen. Bei der Kindheit muß man beginnen. Man muß das Gebäude beim Fundament beginnen, wenn nicht wieder alles einstürzen und es weder Religion noch Regierung geben soll'." (a.a.O. 2. Bd. S. 130/131)

Allerdings! — „bei der Kindheit muß man beginnen". Der Philosoph Arthur Schopenhauer sagte schon: „Wenn nämlich dem Menschen in früher Kindheit gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten, da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß in der Regel — das heißt, in fast allen Fällen — der Mensch beinahe so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz zu zweifeln." (Parerga und Paralipomena" II. 15)

Das wußten die Jesuiten auch und darum lag ihnen so viel daran, die vom Zaren autorisierten Erzieher der russischen Jugend zu werden. Nur so war es möglich, die Russen später im Sinne der Jesuiten und für die Ziele der Jesuiten einsetzen zu können. Schopenhauer meinte indessen: „Wenn die Welt erst ehrlich genug geworden sein wird, um den Kindern vor dem 15. Jahre keinen Religionsunterricht zu erteilen, dann wird etwas von ihr zu hoffen sein." — Aber — so sagte Shakespeare — „ehrlich sein heißt ein Auserwählter unter Zehntausenden zu sein!"

Heute muten uns die Erklärungen des jesuitenfreundlichen und tyrannischen Zaren Paul I. sehr zeitgemäß an. Auch heute bemüht sich der Klerus, die alleinberechtigten Erzieher der Jugend stellen zu dürfen. „Paul hatte, von Gruber bestärkt, die Gefahr der (französischen) Revolution und die Kraft der katholischen Kirche als einer konterrevolutionären Macht erster Ordnung gesehen." (Winter a.a.O. S. 143) Nun, auch heute erblickt man im sogenannten Westen „in der Kraft der katholischen Kirche" eine „Macht erster Ordnung" gegen den Kommunismus und nimmt

dafür manches in Kauf, ohne zu bedenken, daß man sich auf diese Weise ja dem Katholizismus ausliefert. Indessen müßte man wohl heute, wenn man die Zahl der von Shakespeare ehrlich genannten „Auserwählten" ermitteln wollte, ein Verhältnis von eins zu einer Million annehmen. Aber nicht etwa nur wegen des Bevölkerungszuwachses! Solches bewirkt aber in den religiösen Fragen eine seelenmordende Heuchelei, die — wie Schiller sagte — „die Mutter so vieler Laster ist".

Um der Wirksamkeit der Jesuiten in Rußland mehr Nachdruck zu verleihen, übergab ihnen Paul I. die Universität Wilna. Er bat den Papst, den Jesuitenorden wenigstens für Rußland offiziell wieder herzustellen. Papst Pius VII. kam diesem Ersuchen des Zaren natürlich freudig nach. Am 7. März 1801 wurde der Jesuitenorden in Rußland mit allen Vorrechten wieder hergestellt, während die allgemeine Wiederherstellung des Ordens erst am 7. März 1814 durch das päpstliche Breve *„Sollicitudo omnium"* erfolgte. Wie Peter d. Gr. dem Papst bei der Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1719 vorgriff, indem er die Jesuiten für Rußland verbot, griff jetzt Paul I. dem Papst vor, als er den Orden in Rußland offiziell wieder herstellen ließ. *Tempora mutantur!*

Eine gewaltsame Wendung

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ermordung Pauls I. eine Folge seines tyrannischen Verhaltens war. Aber seine Förderung und Begünstigung der Jesuiten, seine Beziehungen zum Papst trugen ihm die wachsende Gegnerschaft der russischen Geistlichkeit und der orthodox-gläubigen Russen ein. Da nun deren Religiosität mit ihrem Nationalgefühl eng verbunden war und die Unterdrückung der Freimaurerei den Zaren auch bei den liberal denkenden Russen verhaßt gemacht hatte, ist die entstehende Verschwörung hochgestellter Staatsbeamten und Offiziere zum Sturz Pauls I. verständlich. Die ursprüngliche Absicht war indessen nicht, den Zaren zu ermorden, sondern ihn zu zwingen, zu Gunsten seines Sohnes Alexander abzudanken. In der Nacht des 24. März 1801 begaben sich die Verschworenen zwischen 11 und 12 Uhr in den Michailow'schen Palast und drangen bis in das Schlafzimmer des Zaren vor. Sie weckten ihn und legten ihm die Abdankungsurkunde zur Unterzeichnung vor. Paul lehnte die ihm zugemutete Abdankung entrüstet ab und weigerte sich empört, die Urkunde zu unterzeichnen. Einer erregten Auseinandersetzung folgte ein wüstes Handgemenge mit den Verschwörern, in dessen Verlauf der Zar überwältigt und erdrosselt wurde, wie einst sein Vater, der Zar Peter III.

Während die Russen und alle revolutionär bzw. freimaurerisch eingestellten Bewohner der übrigen europäischen Staaten den Tod des Zaren Paul I. begrüßten, waren die Jesuiten in ihren Plänen erheblich gestört. In seinem Bericht an den Papst bezeichnet der Jesuit Gruber den ermordeten Zaren als den „großen Protektor der römischen Kirche und der Gesellschaft Jesu". Die Verschwörer waren sich jedoch der drohenden Gefahr einer Unterwerfung unter die Herrschaft der römischen Kirche sehr wohl bewußt. Um diese Unterwerfung hatte es sich gehandelt und „nicht nur um eine krankhaft wankelmütige Veranlagung eines halb wahnsinnigen

Kaisers, wie es gelegentlich dargestellt wird", urteilt Winter (a.a.O. 2. Bd. S. 142) Die Verschwörer wußten außerdem, daß die Zarin Katharina II. beabsichtigt hatte, ihren Sohn Paul zu Gunsten ihres Enkels Alexander von der Thronfolge auszuschließen. Wegen der römischen Gefahr aber schlossen die Führer der Palastrevolution die Zarin-Witwe Maria Fedorowna von der Regentschaft aus, obgleich diese fest damit rechnete, den Thron besteigen zu können, wie es einst ihre Schwiegermutter, die Zarin Katharina II., nach der Ermordung deren Gemahls, des Zaren Peter III., getan hatte. Maria Fedorowna erhob vergeblich Einspruch gegen die Ausrufung ihres Sohnes Alexander zum Zaren, weil ihrer Meinung nach sie als Zarin-Witwe zunächst zur Thronfolge berechtigt gewesen wäre. Die Verschworenen hatten die Zarin jedoch vorsorglich im michailowschen Palast eingeschlossen, bis Alexander zum Zaren ausgerufen und die Thronfolge geregelt worden war. Vermutlich hätte sich unter einer Regentschaft der Maria Fedorowna der jesuitische Einfluß noch verstärkt, denn ihre Beziehungen zum Papst waren — wie wir sahen — sehr eng und herzlich.

Wir könnten nun aber aus dieser Tatsache einen weiteren Indizien-Beweis dafür entnehmen, daß die Vollendung des Schillerschen „Demetrius" durch Goethe mittels Einfluß der Zarin-Witwe und ihrer Tochter, der Erbherzogin von Weimar, verhindert worden ist.

Der Zar Alexander I. war in seiner Jugend von dem freimaurerischen Aufklärer Laharpe erzogen und unterrichtet worden. Er war also einer jesuitischen Beeinflussung weniger zugänglich als Paul I. Wenn auch die geheimen Gesellschaften verboten blieben, so konnten die Freimaurer ihre Arbeiten wieder aufnehmen, und im Jahre 1803 trat Alexander dem Freimaurerbund bei.

Ein vertrauter Freund Alexanders — der Fürst Adam Czartoryski (1770—1861) — hat in seinen Memoiren den Zaren folgendermaßen gekennzeichnet:

„Dem Kaiser gefielen die äußeren Formen der Freiheit, so wie einem schöne Aufführungen gefallen: es gefiel ihm, daß seine Regierung äußerlich einer freien Regierung ähnelte, und er rühmte sich dessen. Er brauchte aber nur die Außenansicht und die Form,

ihre Verkörperung in der Wirklichkeit ließ er jedoch nicht zu. Mit einem Wort, er wäre gern damit einverstanden gewesen, der ganzen Welt die Freiheit zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß alle freiwillig sich ausschließlich seinem Willen unterwerfen würden."

Das ganze Wesen des Zaren, seine Politik, seine Moral und sein Handeln war widerspruchsvoll. Er „bewegte sich in Widersprüchen", — wie der geniale russische Dichter Puschkin einmal gesagt hat. Diese Widersprüche zeigen sich auch in den Beziehungen Alexanders I. zum Vatikan und zum Katholizismus. Persönlich war er von einem Widerwillen gegen die Jesuiten erfüllt und ließ sie doch gewähren. Er hatte — wie er selbst äußerte — den lebhaftesten Anteil an der französischen Revolution genommen und doch bekämpfte er sie. Er wurde Freimaurer und verbot die Logen. Er verstand zu heucheln wie kaum ein anderer. Er vertrat die Aufklärung und versank in einem christlichen Mystizismus. Im Jahre 1804 brach Alexander die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan ab. Er tat dies jedoch vornehmlich aus politischen Gründen, da sich die Beziehungen Rußlands zu Frankreich verschlechtert und Papst Pius VII. die Krönung Napoleons zum „Kaiser der Franzosen" vorgenommen hatte.

Ein Jahr zuvor war jedoch Joseph de Maistre als französischer Emigrant in Rußland eingetroffen. Dieser entwickelte dort eine rege Tätigkeit zu Gunsten des Vatikans. De Maistre war einst Freimaurer und Martinist gewesen. Er wurde dann Gegner der Revolution und schließlich ein wütender Papist. Schon ein paar seiner Verlautbarungen kennzeichnen seine Einstellung. Auf die Frage: „Was ist eine Nation?" antwortet er: „Der Monarch und die Aristokratie". Vom Volk ist nicht die Rede. Er behauptete: „Nur die Rückkehr zum Mittelalter, zur römisch-katholischen Kirche, zum Papsttum könne helfen, die Revolution zu bändigen." — „Übrigens" — so schrieb er weiter — „würde die Autorität des Papstes immer nur von jenen bestritten, die er niederschlug. Also gab es nie eine legitimere Autorität als diese, und nie eine weniger umstrittene."

De Maistre hielt jetzt nicht nur die abgerissene Verbindung

zwischen Papst Pius VII. und den russischen Jesuiten aufrecht, er bildete in der russischen Aristokratie Kreise, in denen er erfolgreich Gläubige für die römisch-katholische Kirche gewann. De Maistre nannte die Jesuiten „die treuen Schäferhunde", welche die „Herde der Gläubigen vor den Wölfen" — das waren in seinen Augen alle „Ketzer", Freimaurer und Andersgläubige — schützen sollten. Wir erkennen hier wiederum das schon erwähnte Bildgleichnis aus dem *„Imago primi saeculi Societatis Jesu"*. De Maistre beklagte nur, daß es zu seiner Zeit „den treuen Schäferhunden" nicht mehr erlaubt sei, „zu beißen". Das sollte vermutlich — aus dem Gleichnis in die Wirklichkeit zurückübersetzt — heißen, es sei zu beklagen, daß die Ketzer und Andersgläubigen — zu denen ja auch die russisch-orthodoxen Russen zählten — nicht mehr wie ehemals in letzer Konsequenz verbrannt oder getötet werden durften. Denn — das erklärte der Jesuitengeneral Franz Xaver Wernz noch im Jahre 1898 in seinem *„Jus Decretalium"* — es wären „alle christlichen (nichtkatholischen) Sekten ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar.".[1]) Dementsprechend forderte der Jesuit De Lucca, „der Staat hat die Pflicht, den Ketzer auf Befehl und Antrag der Kirche mit dem Tode zu bestrafen".[2])

De Maistre verkündete jetzt den durch die französische Revolution aufgeschreckten Russen, dieses Ereignis sei nur durch den vom Protestantismus herbeigeführten Abfall von der römisch-katholischen Kirche möglich geworden und mit Unterstützung der Freimaurerei und Aufklärung herbeigeführt. Er mahnte daher zur Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche und bezeichnete dies als die einzige Möglichkeit einer „Rettung des Abendlandes". Die gleichen Auffassungen und Forderungen vertrat der romantische Dichter Fr. von Hardenberg (Novalis) und seine romantischen Kollegen, wie Tieck, v. Brentano und Friedrich Schlegel in Deutschland. Wir erleben heute ja eine Renaissance dieser Gedanken. Sie werden von der sogenannten „Abendländischen Akademie" und der „Abendländischen Aktion" propagiert,

[1]) „Jus Decretalium", Romae 1898, I. 13.

[2]) „Institut. juris eccl. publici", Romae 1901, I, 143 seq.

der Minister, kirchliche Würdenträger und katholische Politiker angehören. Der „Münchner Merkur" vom 23./24. Juni 1956 würdigte das Programm dieser Organisation mit den Worten: „Es ist jenes auf das Dauernde gerichtete Wesen des Konservativen, das es — schon seit dem ersten großen Konservativen, dem Savoyarden Joseph de Maistre — christlich sein läßt." Der Konservativismus De Maistres ist indessen nicht nur „christlich", sondern katholisch, ultraklerikal und papistisch. Indessen schlägt auch hier der Name De Maistre eine Brücke von dessen Bestrebungen im 19. Jahrhundert zu denen der „Abendländischen Akademie" unseres Jahrhunderts. Dadurch erschließt sich das Verständnis für die geschichtlichen Zusammenhänge und die Kontinuität der katholisch-jesuitischen Bestrebungen, die heute im westlichen Europa immer deutlicher sichtbar werden. Wie De Maistre die französische Revolution von 1789 mit seinem katholischen Konservatismus bekämpfte, bekämpfen heute die „Abendländische Akademie" und die ihr angeschlossenen Organisationen im westlichen Europa die nach jener Revolution ausgerichtete Demokratie und den Bolschewismus, im Sinne De Maistres und in seinem Geist. *Nomen atque omen!* — Name und zugleich Vorbedeutung!

Mit dem Schlagwort einer „Rettung des Abendlandes" und der Gefahr der Revolution gewann De Maistre in den Jahren 1803 bis 1812 zunehmenden Einfluß. Er nutzte die seit dem Jahre 1810 wachsenden politischen Spannungen zwischen Frankreich und Rußland geschickt aus.

Aber — wie stets galten die Bestrebungen der Jesuiten in diesem Fall nicht dem Wohle Rußlands, sondern sie erwarteten von dem russisch-französischen Krieg die Förderung ihrer eigenen hintergründigen Absichten. Eduard Winter schreibt dazu:

„Als 1812 der vaterländische Krieg ausbrach, wurde sehr bald deutlich, wie wenig russisch-national man in den Jesuitenschulen dachte. Ihre Lehrer waren ja zum größten Teil keine Russen; sie dachten kosmopolitisch, römisch-katholisch . . . Wie der enge Gesinnungsgenosse der Jesuiten, De Maistre, den vaterländischen Krieg im Jahre 1812 sah, legte er in einem vertraulichen Bericht vom 2./14. Juni 1813 nieder, der der russischen Regierung 1814

über den Gesandten in London in die Hände gespielt wurde. Das Urteil lautete: Der Bericht stamme von einem bekannten Intriganten, der ein Feind des russischen Volkes sei. Wie konnte auch ein Mann wie De Maistre, der die Volksmassen grundsätzlich so verachtete, dem heroischen Widerstandswillen der Völker Rußlands im Jahre 1812 gerecht werden?" (a.a.O. S. 171)

Vermutlich erwarteten die Jesuiten die Schwächung der beiden derzeitigen großen Weltmächte, um — wie Hardenberg (Novalis) es dichterisch ausdrückte — „das Friedensfest auf den rauchenden Walstätten" zu feiern und die „im Kreise herumgetriebenen Nationen" vor die „ehemaligen Altäre", das heißt, zur römisch-katholischen Kirche zurückzuführen. Weder ein Sieg Napoleons — der mit dem Papst zerfallen war — noch ein Sieg Alexanders — dessen Volk den Papst glaubensmäßig ablehnte — konnte im Sinne De Maistres sein. Ein solcher Sieg würde auf der einen wie auf der anderen Seite die nationalen Impulse gestärkt haben. Das lag indessen nicht im Sinne von ideologischen Organisationen, die sich „von Anfang an über lokale und nationale Beschränkungen erhoben" hatten, um „in ihrer Weise an dem großen Neubau der modernen Gesellschaft zu arbeiten". Der Jesuitenorden war nun aber eine solche Organisation.

Das Verhalten der Jesuiten während des Krieges des Jahres 1812 mag zu einer anderen Haltung des Zaren Alexanders I. beigetragen haben. Außerdem mochte er durch den Freihern vom Stein beeinflußt worden sein, der bekanntlich im Jahre 1812 von Alexander nach Rußland berufen worden war. Stein war — wie sein Begleiter Ernst Moritz Arndt — Gegner der Jesuiten. Arndt sprach oft mit dem Freiherrn vom Stein über die Jesuiten, und dieser wird dementsprechend auch mit dem Zaren über den Orden gesprochen haben, als er mit Alexander im September des Jahres 1812 die „Deutsche Frage" besprach. Stein sagte einmal — wie Ernst Moritz Arndt berichtet — die Jesuiten seien „eine giftige und natterische Gesellschaft, welche unser Deutschland beinahe ein Jahrhundert mit Aufruhr, Krieg und Mord gefüllt und verwüstet hat . . . Unser Deutschland kann von ihnen nachsagen: noch sind an vielen Stellen die Wunden nicht vernarbt, die sie ihm zwischen

den Jahren 1570 und 1670 geschlagen haben. Sie verstehen die Natternschlingungen und Umschlingungen und haben Natternzähne." [3])

Wenn Stein dem Zaren solche Mitteilungen gemacht hat, so wird dessen Widerwille gegen die Jesuiten noch gestiegen sein. Jedenfalls wurde die Betätigung der Jesuiten in Rußland, die im Jahre 1812 ihre größte Ausdehnung gefunden hatte, mit dem Ukas des Zaren vom 20. Dezember 1815 wesentlich eingeschränkt. Es heißt in jenem Ukas unter anderem:

„Es ist festgestellt, daß die Jesuiten die Pflichten der Dankbarkeit und der Demut, welche die christliche Religion auferlegt, nicht erfüllt haben. Anstatt in einem fremden Lande friedlich zu leben, unternahmen sie es, die griechische Religion zu verwirren, die seit den entferntesten Zeiten die Religion des Kaiserreiches ist und auf der als auf einem unerschütterlichen Felsen die Ruhe und das Glück unserer Völker ruht. Zunächst fingen sie an, das erworbene Vertrauen zu mißbrauchen: sie entfremdeten unserer Religion junge Leute, die ihnen anvertraut waren und einige Frauen schwachen und unsteten Geistes, die sie zu ihrer Kirche hinüberzogen . . . In Anbetracht solcher Taten sind wir nicht erstaunt, daß der Jesuitenorden aus allen Ländern entfernt und nirgendwo geduldet wurde. Wo ist der Staat, der in seinem Innern diejenigen duldet, die Verwirrung und Haß verbreiten? . . . Wir bestimmen deshalb:

1. Die katholische Kirche bleibt in demselben Zustand, den sie hatte während der Regierungszeit unserer glorreichen Vorfahrin Katharina II. bis zum Jahre 1800.

2. Alle Mitglieder des Jesuitenordens haben unverzüglich St. Petersburg zu verlassen.

3. Der Eintritt in unsere beiden Hauptstädte ist ihnen verboten." [4])

Die Jesuiten wurden zunächst noch in Russisch-Polen geduldet.

---

[3]) Ernst Moritz Arndt: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein", Werke, Bd. 2, S. 195, Leipzig 1893.

[4]) Crétineau-Joly: „Hist. religieuse, politique et litéraire de la Compagnie de Jesus, composée sur les documents inédits et authentiques", Paris 1844—46, VI. 23/4 und 33/9.

Inzwischen wirkte sich der Einfluß der christlich-okkulten Sybille, der Frau Juliane von Krüdener (1764—1824), auf den Zaren Alexander I. aus.

Juliane von Krüdener, geb. von Vietinghoff, war die Gattin eines russischen Gesandten, der im Jahre 1802 starb. Wegen des ausschweifenden Lebens der Frau und ihrer verschiedenen Liebesabenteuer lebten die beiden Ehegatten schon seit dem Jahre 1791 voneinander getrennt. Im Jahre 1814 sagte Frau von Krüdener durch eine angebliche „innere Erleuchtung" den Sturz Napoleons voraus. Eine „Prophezeiung", zu der in jener Zeit zwar keine okkulte Eingebung mehr nötig war, die aber dennoch großen Eindruck machte. Jedenfalls begründete Frau von Krüdener mit dieser „Prophezeiung" ihren Ruf als „Prophetin". Im Jahre 1815 nahm sie nähere Beziehungen zu dem Zaren Alexander I. auf und eröffnete in Paris, nach damaliger Sitte, einen „Salon", wo sich ihre Gläubigen regelmäßig versammelten, um ihren christlich-okkulten Predigten zu lauschen und sich in den Mystizismus einweihen zu lassen. Alexander I. neigte zum Mystizismus. Die mit seiner Unterstützung eingeleitete Verschwörung gegen seinen Vater, den Zaren Paul I., die mit dessen Ermordung endete, belastete sein Gewissen und verdüsterte zuweilen sein Gemüt. Daher ist seine Beeinflussung durch die Frau von Krüdener psychologisch erklärlich.

Nun wurde in diesem „Salon" der Frau von Krüdener nicht nur geschwärmt, gepredigt und gebetet. Es wurde dort auch sehr eifrig politisiert. Goethe meinte zwar, „wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt dem Toren niemals ein". Er hätte jedoch mit größerer Berechtigung sagen können: wie sich Religion und Politik verketten, das fällt den Toren erst recht nicht ein! Hier können wir dies jedoch nicht nur sagen, sondern feststellen. Es geschah und geschieht — auch in der Gegenwart — sehr oft, daß Fürsten, Minister und andere mächtige Personen auf diese Weise in eine Richtung gelenkt werden, in der sie diese oder jene „dunklen Mächte" und „dunklen Kräfte" wirken zu sehen wünschen, um deren Macht und Einfluß für ihre Zwecke zu gebrauchen. Denn — so verriet uns der ehemalige USA-Präsident Harry S. Truman — „die Politik ist eine Bühne, auf der die Souffleure oft mehr zu

sagen haben als die Darsteller". So soufflierte die Sybille Juliane von Krüdener dem Zaren Alexander I. die Idee der „Heiligen Allianz", während er sich in der Rolle eines „Retters des Abendlandes" gefiel.

Ernst Moritz Arndt nannte die Frau von Krüdener die „Feldmarschallin des Salons". Goethe kennzeichnete sie als eine Frau, die, wie einst „junge Huren, alte Nonnen, von Pfaffen wohlberaten, im Kloster Wunder taten", jetzt Europa durchzieht und an den Höfen „Affen, Hunde und Bären tanzen" läßt. Er nennt ihre okkulten Faseleien „neue leid'ge Zauberflöten", mit denen sich das „Hurenpack zuletzt zu Propheten" emporschwindelt.

Wenn der zornige Goethe der Frau von Krüdener ein solches Gedicht widmete, in dem er so ungewöhnliche Töne anschlug, kann man ermessen, wie groß der Einfluß dieser Frau gewesen sein muß.

Frau von Krüdener wurde aus der Schweiz und verschiedenen deutschen Staaten ausgewiesen, bis sie schließlich nach Rußland abgeschoben wurde. Dort starb sie am 25. Dezember 1824 — ein Jahr vor dem Zaren Alexander I. — in einer von der Fürstin Golicyn gegründeten pietistischen Kolonie auf der Krim. Es ist sehr aufschlußreich, daß verschiedene Angehörige der Familie Golicyn durch De Maistres Einfluß zur römisch-katholischen Kirche übergetreten waren. Die Jesuiten betrachteten den christlichen Okkultismus der Frau von Krüdener daher mit Mißtrauen und Sorge. Bereits im Jahre 1814 hatte der vorausschauende Jesuitengeneral Brzozowski, der sich auf die Golycyns stützen zu können hoffte, geschrieben, „unser Graf Golycin ist nicht mehr der, der er war". (Winter, a.a.O. II. S. 184) Die Bezeichnung „unser" sagt alles!

Das politische Ergebnis jener christlich-okkulten Schwärmereien war die vom Zaren Alexander I. entworfene sogenannte „Heilige Allianz". Dieser Vertrag wurde zunächst am 26. September 1815 von dem Zaren Alexander I. von Rußland, dem Kaiser Franz II. von Österreich und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen unterzeichnet. Es heißt in diesem Vertrage einleitend, daß sich die drei Monarchen feierlich verpflichten, sowohl in der Regierung ihrer Staaten als auch in der Politik, allein die christlichen Grundsätze der Milde, der Gerechtigkeit und des Friedens walten zu lassen. Redensarten, die wir auch heute zuweilen hören können. Es heißt dann weiter:

„Art. 1) Die drei Monarchen werden, den christlichen Vorschriften gemäß, sich wie Brüder behandeln und bei allen Veranlassungen sich als solche gegenseitig unterstützen, ihre Völker und Armeen werden sie wie Väter einer Familie in demselben Geiste der Brüderlichkeit regieren.

Art. 2) In Folge dieser Gesinnung werden die drei Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland, welche die drei verschiedenen christlichen Konfessionen repräsentieren, sich als Zweige der nämlichen christlichen Familien betrachten und bekennen, daß das christliche Volk in Wahrheit keinen anderen Herrn habe, als Gott, unseren göttlichen Erlöser Jesus Christus.

Sie empfehlen daher auch ihren Völkern, sich täglich mehr in der Übung der christlichen Pflichten zu befestigen.

Art. 3) Alle Monarchen, welche sich zu den gleichen Grundsätzen bekennen wollen, sind angelegentlich aufgefordert, dieser Allianz beizutreten."

Auf dem Kongreß zu Aachen vom 29. September bis 21. November 1818 wurde auch der französische König Ludwig XVIII. in diese Allianz aufgenommen. Der Prinzregent von England unterzeichnete den Vertrag zwar persönlich, aber ohne Bindung für den Staat. Der Papst weigerte sich, der Allianz beizutreten. Er erkannte die darin zum Ausdruck kommende Gleichstellung der drei christlichen Konfessionen nicht an. Denn — so berichtete der russische Diplomat Italinskij im Jahre 1824 aus Rom, der Vatikan sei nur von dem Streben erfüllt, das Zeitalter Gregors VII. und die mittelalterliche Papstherrschaft wieder herzustellen. Dem entsprach die Propaganda De Maistres in seinem Buch *„Du Pape"*. Vermutlich hat der Beitritt Frankreichs und die Unterzeichnung des Prinzregenten von England De Maistre im Jahre 1819 zu folgender beachtenswerter „Prophezeiung" veranlaßt:

„Es ist unendlich wahrscheinlich, daß die Franzosen noch ein Trauerspiel darbieten werden; aber ob dies eintreten wird oder

nicht: eines ist gewiß, der religiöse Geist, der nicht ganz ausgetilgt ist in Frankreich, wird eine starke Spannung bei der Zusammenpressung bilden, gemäß der Natur aller elastischen Flüssigkeiten. Herabstürzend vom Berge, wird sie Wunder wirken. Der römische Papst und das französische Priestertum werden sich umarmen, und in dieser heiligen Umarmung werden sie die gallikanischen Grundsätze (die eine Unabhängigkeit der französischen Kirche von Rom vorsahen) ersticken. Dann beginnt für den französischen Klerus eine neue Ära, Frankreich wird erneuert und Frankreich wird Europa die Religion predigen, und niemals ist eine Werbepredigt ähnlich dieser gesehen worden. Und wenn die Befreiung der Katholiken in England verkündet sein wird, was möglich und sogar wahrscheinlich sein wird, so daß die katholische Religion französisch und englisch in Europa sprechen wird, möge man sich gut an das erinnern, was ich sage: nichts wird es geben, was ihr nicht erwarten könnt.[5])

Dieser „Prophezeiung" De Maistres entspricht jene des Frhrn. v. Buß aus dem Jahre 1851 für Deutschland und die Beseitigung der Hohenzollern. Frhr. v. Buß war der politische Beichtvater der österreichischen Erzherzogin Sophie, der Mutter des österreichischen Kaisers Franz Joseph. Er war in alle jene Pläne eingeweiht und sagte unter anderem, „der Papst wird von Berlin aus den deutschen Protestantismus in den Schoß der (katholischen) Kirche zurückführen. Staunen Sie nicht, meine Herren, ich weiß, was ich sage." Dann schildert v. Buß die politischen Maßnahmen, welche zu diesem Zweck zu ergreifen wären und auch durchgeführt worden sind.[6])

Wir haben hier also eine weitreichende religiös-politische Konzeption des Vatikans vor uns, die wir zu ihrer Würdigung kurz erläutern müssen. Heute können wir nämlich rückschauend beurteilen, ob diese Planungen trotz verschiedener Rückschläge weiter verfolgt, ja teilweise bereits durchgeführt worden sind.

Nach dem Sturz Napoleons I. bildete sich in Frankreich unter

[5]) zit. n. Hoensbroech: „Der Jesuitenorden", Bern 1926, 1. Band, S. 634.
[6]) Wilhelm Oncken: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm", Berlin 1892, 2. Band, S. 478/9.

den Königen Ludwig XVIII. und Karl X. wieder eine klerikale Regierung, die jesuitisch beeinflußt wurde. Im Jahre 1830 wurde die klerikale Regierung des französischen Königs Karl X. durch die Juli-Revolution gestürzt. Leopold v. Ranke bezeichnete dieses Ereignis „als eine Niederlage der strengen kirchlichen Gesinnung". „Man weiß" — so schrieb er weiter — „daß der religiöse Eifer Karls X. seinen Sturz vornehmlich vorbereitet hat . . . Selten sah man die Deputiertenkammer jener Zeit so einmütig wie bei den Beschlüssen gegen die versuchte Organisation der Jesuiten, so daß Rom in der Tat einen Schritt zurückwich."[7])

Die geschichtliche Erfahrung lehrt jedoch, daß für den Vatikan ein „Schritt zurück" in der Folgezeit „drei Schritte vor" bedeutet. Diese Vorschritte erfolgten während der die 2. Republik ablösenden Regierung Louis Napoleons, bzw. Napoleons III. (1848 bis 1870). Während der 3. und 4. französischen Republik mußte Rom allerdings gelegentlich wieder einen „Schritt zurückweichen". Heute, unter der Regierung des Generals De Gaulle, — einem begeisterten Verehrer des ultra-katholischen Schriftstellers Chateaubriand — ist der Kirche wieder so viel Bewegungsfreiheit und Einfluß ermöglicht, daß die von De Maistre angekündigte „Werbepredigt" für den Katholizismus in Europa von Frankreich aus begonnen werden kann.

Die erstmalige Erscheinung eines inzwischen ermordeten *(Cui bono?)* katholischen Präsidenten in den USA, die Fortschritte des Katholizismus in England, Deutschland und Holland und anderen einst überwiegend protestantischen Ländern, lassen die von De Maistre und v. Buß vorausgesagte Entwicklung klar erkennen.

Diese Entwicklung fiel dem schweizerischen Professor Johannes Scherr bereits im Jahre 1875 auf. Er schrieb damals:

„Die Vorschritte, welcher der Jesuitismus in den letzen fünfzig Jahren gemacht hat, sind erschreckend, — erschreckend wenigstens für jeden, welcher in einem Religionskriege etwas erschreckliches sieht. Daß die Jesuiten auf einen solchen Krieg hinarbeiten, untersteht für einen Betrachter dessen, was sie in Deutschland, in

[7]) Leopold von Ranke: „Die römischen Päpste", Neudruck, München 1938, 3. Band, S. 161.

Österreich, in Holland, in Belgien, in England, in Amerika vor sich gebracht haben, kaum einem Zweifel. Ihre Erfolge wären erstaunend, ja geradezu erstarrend, so man nicht wüßte, daß allzeit auf Erfolg rechnen darf, wer auf die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen spekuliert." [8])

Mit einem Krieg sind nun aber heute, im Atomzeitalter, die jesuitischen Ziele nicht mehr zu erreichen. Denn ein Krieg mit nuklearen Massenvernichtungsmitteln würde das Ende der Menschheit bedeuten. Das wissen die Jesuiten auch. Dennoch könnte eine apokalyptische Stimmung aufkommen, in der man angesichts des schwindenden Glaubens und der wachsenden Befreiung vom kirchlichen Dogmenzwang eines bösen Tages nach den Worten des Kardinals in Schillers „Don Carlos" handeln könnte: „Der Verwesung lieber als der Freiheit!" Vielleicht hat der Jesuit Gundlach daran gedacht, als er in seinem Vortrag des Jahres 1959 den Atomkrieg rechtfertigte und sagte: „Ja, wenn die Welt untergehen sollte dabei, dann wäre das auch kein Argument gegen unsere Argumentation. Denn wir haben erstens sichere Gewißheit, daß die Welt nicht ewig dauert, und zweitens haben wir nicht die Verantwortung für das Ende der Welt. Wir können dann sagen, daß Gott der Herr, der uns durch seine Vorsehung in eine solche Situation hineingeführt hat oder hineinkommen ließ, wo wir dieses Treuebekenntnis zu seiner Ordnung ablegen müssen, dann auch die Verantwortung übernimmt." („Deutsche Tagespost" vom 21. 4. 1959, Nr. 46, S. 4)

Man müßte eine solche Erklärung, die geeignet ist, den verantwortlichen Regierungen die Verantwortung für ein so ungeheuerliches Geschehen — wie es ein Krieg mit Massenvernichtungsmitteln ist — abzunehmen und mittels einer unbewiesenen und unbeweisbaren theologischen Hypothese einem „Gott" anzulasten, eine Gotteslästerung nennen. Nietzsche hat schon einmal gesagt: „Bei allem, was geschieht, zu sagen: Gott würde es nicht zulassen, wenn es mir nicht zuträglich wäre — an dieser himmlischen Kinderei hätte die Menschheit schon mehrere Male zugrunde gehen können. Glücklicherweise gab es immer Menschen, die nicht christlich genug waren, um sich so kindlich zu beruhigen." Hoffentlich gibt es auch heute noch genug Menschen, die nicht christlich genug sind, um sich bei solchen jesuitischen Rechtfertigungen eines Atomkrieges so kindlich zu beruhigen. Ja, einen so gedachten „Gott" meinte Schiller, wenn er in seinem Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" (Urfassung) empört ausrief: „O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen, kein Loblied fei're ihn!"

[8]) Johannes Scherr: „Blätter im Winde", Leipzig 1875, S. 96/97.

Schopenhauer meinte einmal angesichts des ihm bekannten Elends in der Welt, „wenn ein Gott die Welt gemacht hat, so möchte ich nicht der Gott sein: ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen". Was hätte man erst von einem Gott zu halten, der — nach der Erklärung des Jesuiten Gundlach — bereit ist, die Verantwortung für die Auswirkungen eines Atomkrieges zu tragen, weil seine immerhin doch fragwürdige „Ordnung" nicht anerkannt wird? —

Nun, — so sagte der Philosoph Joh. Gottl. Fichte — „was sie Gott nennen, ist mir ein Götze. Eigenwillig, wie sie selbst es sind, nach deren Bilde er geformt ist . . . Ein eigensinniger Gott, dem seine Übermacht statt allen Rechts gilt". [9])

Nun erfolgen aber derartige Planungen, wie sie De Maistre und Frhr. v. Buß andeuteten und wie sie zielsicher über ein Jahrhundert hinaus verfolgt wurden, nicht zufällig. Die Durchführung erfordert eine durchdachte Konzeption und eine umfangreiche, mannigfaltige Organisation, ja eine zentrale Leitung. Ob diese Leitung nun vom Vatikan aus erfolgt oder — wie Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 28. November 1885 meinte — durch ein „vom Papste unabhängiges Jesuitenzentrum", ist praktisch gleichgültig. Aber die von Gerhard Kroll, dem Vorsitzenden der „Abendländischen Aktion", in seiner im Jahre 1951 erschienenen Schrift „Grundlagen der Abendländischen Erneuerung" abgegebene Erklärung: „Das Ganze setzt eine überstaatliche Führung voraus" (Seite 78), wird gewiß zutreffen.

[9]) Arthur Schopenhauer: Nachlaß; Joh. Gottl. Fichte: „Joh. Gottl. Fichtes Apellation an das Publikum über die durch ein Kurf. Sächs. Confiscationsrescript ihm beigemessenen atheistischen Äußerungen", Tübingen 1799.

Im Jahre 1812 war der Zar Alexander I. von den Worten De Maistres noch so ergriffen worden, daß er ihn umarmte. Im Jahre 1817 beklagte er sich in einem Schreiben an den russischen Gesandten in Turin über den Bekehrungseifer De Maistres und dessen enge Beziehungen zu den Jesuiten. „So schnell änderte Alexander I. seine Auffassung" bemerkt Eduard Winter. Der Zar benutzte De Maistre zwar gern wegen dessen Einfluß auf die Katholiken in Polen, als dieser jedoch die „Heilige Allianz" ablehnte, mußte er Rußland verlassen. Denn Alexander glaubte die revolutionären Strömungen in seinem Lande und in Europa besser mittels der „Heiligen Allianz" und den sich daraus entwickelnden Methoden Metternichs bekämpfen zu können. Der Vatikan blieb jedoch in seiner ablehnenden Haltung fest. Der russische Gesandte Italinskij faßte die Ergebnisse seiner Verhandlungen mit der Kurie in der Meldung zusammen: „Die Unduldsamkeit ist in Rom Maxime, Unwissenheit Staatsräson." Eduard Winter hat richtig geurteilt, wenn er zu diesen hin- und herlaufenden Verhandlungen, Gesandt- und Botschaften zwischen dem Vatikan und dem Zaren grundsätzlich sagt: „So ergibt sich immer wieder zwischen dem Heiligen Stuhl und dem zaristischen Rußland enge Verwandtschaft und andererseits Gegensätzlichkeit." Eine Verwandtschaft besteht in dem imperialistischen autoritären System und der Unterdrückung jeder freiheitlichen Gesinnung; Gegensätzlichkeit erwächst aus dem beiderseitigen Anspruch auf Alleinherrschaft. Bismarck schrieb zu dem so unerwarteten und plötzlichen Tod des Kardinalstaatssekretärs Franchi — der eine den Jesuiten widersprechende Politik gegenüber Deutschland anbahnte — „von Rußland hat man gesagt: *gouvernement absolu tempéré par le régicide*" (eine absolute Regierung gemäßigt durch Königsmord). — „Ist ein Papst", — so fährt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (Stuttgart 1898) fort — „der in der Nichtachtung der in der Kirchenpolitik konkurrierenden Organe" (er meinte hier den Jesuitenorden) zu weit ginge, vor kirchlichen ‚Nihilisten' sicherer als der Zar?" (2. Band, S. 127)

Die Weigerung des Papstes, der „Heiligen Allianz beizutreten, und die erneute Mißbilligung der jesuitischen Machenschaften veranlaßten den Zaren zu der endgültigen Ausweisung der Jesuiten. Am 13. März 1820 erging ein neuer Ukas, in dem es unter anderem hieß:

„Da die Jesuiten sich durch ihr Verhalten außerhalb des Schutzes der Gesetze des Kaiserreiches (Rußland) gestellt haben, indem sie nicht nur die heiligen Pflichten, welche die Dankbarkeit, sondern auch diejenigen, die der Untertaneneid ihnen auferlegt hatte, verletzt haben, sollen sie unter polizeilicher Überwachung über die Grenzen des Kaiserreiches gebracht werden; niemals dürfen sie zurückkehren, unter welcher Form und unter welchem Namen auch immer." (Siehe Anm. 3)

Jetzt setzte De Maistre auf die französische Karte, da sich hier der Klerikalismus, von den bourbonischen Königen unterstützt, zu neuer Blüte zu entfalten schien. Aber auch die Freimaurerei bereitete dem Zaren Sorgen. Gegen die sich in Rußland entfaltende Reaktion bildeten sich geheime Gesellschaften, unter denen die sogenannten „Dekabristen" hervorragen, denen es sogar gelang, einen Aufstand zu entfachen. Die Freimaurerlogen hatten den Dekabristen gewissermaßen als Deckmantel gedient, indem sie dort Verständnis für ihre freiheitlichen Bestrebungen und auch Anhänger fanden. Infolgedessen ordnete der russische Innenminister am 25. April 1822 die Schließung der Freimaurerlogen an. Alle Beamten und Staatsangestellten mußten eine eidesstattliche Erklärung abgeben, keiner geheimen Gesellschaft des In- und Auslandes anzugehören und — falls sie dazu gehört hatten — schwören, jede Verbindung mit einer solchen Gesellschaft abzubrechen. Gerätschaften, Insignien und Mobilien der Freimaurerlogen wurden öffentlich ausgestellt und versteigert, um die Mysterien der Freimaurerei der Lächerlichkeit preiszugeben.[10])

Der preußische Gesandte in Petersburg, v. Schöler, berichtete am 20. August 1822 an den König Friedrich Wilhelm III. über diese Aktion gegen die Freimaurerei in Rußland. Er schrieb in

[10]) M. J. Crusenstolpe-Delbrück: „Russische Hofgeschichten", München 1918, 3. Band, S. 310/311.

Ernst Friedrichs: „Geschichte der einstigen Maurerei in Rußland", Berlin 1904, S. 157 f.

H. Riegelmann: Die europäischen Dynastien in ihrem Verhältnis zur Freimaurerei", Berlin 1943, S. 303/306.

seinem Bericht unter anderem, die russische Regierung habe sich entschlossen, „in allen katholischen Kirchen in Rußland und Polen die päpsliche Bulle, welche die Carbonari und alle Genossen geheimer Verbindungen mit dem Bannfluch belegt, publizieren zu lassen". [11])

Man benötigte also hier wieder die Unterstützung des Vatikans gegen alle revolutionären Umtriebe. Es handelte sich bei dieser Bulle um die Enzyklika des Papstes Pius VII. „*Ecclesiam a Jesu Christo*" vom 13. September 1821, in der auch die Freimaurer erwähnt wurden.

Es zeugt von der Unwissenheit des Zaren und seiner Minister, daß sie glaubten, internationale Organisationen wie Jesuiten- und Freimaurerorden durch Verbote erledigen zu können. Jede Gewaltanwendung und alle Gesetze dieser Art haben sich in solchen Fällen immer wieder als wirkungslos erwiesen. Das gilt von diesen Verboten des Zaren ebenso wie von den Jesuiten- und Sozialistengesetzen Bismarcks oder denen des NS-Regimes der Jahre 1933 bis 1945 und den Verboten des Kommunismus von heute. Daher hatte der klarblickende und -denkende Johannes Scherr schon zu dem Jesuitengesetz Bismarcks im Jahre 1872 in sein „Sommertagebuch" — im Jahre 1873 in Zürich veröffentlicht (S. 110) — eingetragen: „So ein Gesetz würde der Jesuiterei so wenig Abbruch tun, als es der Kommunisterei Eintrag tut, wenn man in altherkömmlicher Polizeistaatsstupidität die Kommunistenapostel auf die Festung setzt. (— oder nach Sibirien schickte, wie im zaristischen Rußland). Schafft gute Schulen, aus welchen das Bonzentum verbannt ist, und mit diesem Widerjesuitengesetz bewaffnet werdet ihr es erleben, daß die Gezieferschaft Loyolas nicht aus Deutschland gewaltsam hinausgeschmissen zu werden braucht, sondern bloß lustig hinausgelacht wird. Aber solche Schulen wollt ihr nicht, weil dieselben ein Geschlecht heranzögen, welches in der Stimmung und imstande wäre, auch noch anderes Ungeziefer vom deutschen Boden wegzulachen oder wegzuwischen."

[11]) Gesandtschaftsberichte v. Schölers in den Akten des Auswärtigen Amtes im Preuß. Geh. Staatsarchiv (Berlin-Dahlen), AA Rep. I. Nr. 80.

Und solch „anderes Ungeziefer" gab es nicht nur im Jahre 1872 in Deutschland, sondern auch im Jahre 1820 in dem zaristischen Rußland!

In dieser Hinsicht war die Zarin Katharina II. klüger als ihr Enkel Alexander I. Sie stand auf dem Standpunkt Scherrs, indem sie — laut Tagebuch ihres Geheimschreibers Chrapowizkij, Eintragung vom 18. Juli 1782 — sagte: „Innerhalb 60 Jahren wird es keine Sekten mehr geben; sobald die Volksschulen eingerichtet sein werden, wird der Aberglaube von selbst schwinden. Man braucht keine Gewalt anzuwenden." [12])

Es kommt allerdings dabei nicht nur auf die „Einrichtung der Volksschulen" an, sondern auf das, was dort gelehrt wird, damit jene Wirkung eintritt, die Scherr erwartete!

Der Leitgedanke der „Heiligen Allianz" war die Unterdrückung der freiheitlichen Regungen gewesen. Ihr folgten am 20. September 1819 die Beschlüsse der zu Karlsbad unter Metternichs Leitung versammelten Minister, die jede freiheitliche Regung in Deutschland erstickenden „Karlsbader Beschlüsse". Die ständige Furcht des Zaren vor den glimmenden revolutionären Regungen in Europa mag ihn veranlaßt haben, den Gedanken einer Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche erneut zu erwägen. Eduard Winter schreibt dazu:

„Deswegen erscheint es nicht so abwegig, wenn der Zar am Ende seines Lebens wieder dort beginnen wollte, wo sein Vater (Paul I.) aufgehört hatte: bei einem engen Bündnis des zaristischen Rußlands mit dem Papsttum. Schon das Glückwunschschreiben des Zaren zum Regierungsantritt Leos XII. (des Nachfolgers Pius VII.) im Jahre 1823 war von einer auffallenden Wärme. Er versprach den Katholiken in Rußland, ‚die heilsamen Wirkungen einer ganz brüderlichen Fürsorge' (vergl. Art. 1 der ‚Heiligen Allianz') zuzuwenden. Der Papst ging auf diesen Ton ein. Der Gedanke der Union der russischen mit der römischen Kirche, um dadurch die Restauration zu stärken, wurde wieder lebendig." (a.a.O. 2. Bd. S. 205)

[12]) Alexander Brückner: „Katharina II.", Berlin 1883, S. 535.

Ja, General Michaud, Graf von Beauretour, berichtete in einem Brief vom 1. Juli 1835 dem Zaren Nikolaus I., — der Brief wurde erst im Jahre 1937 veröffentlicht — daß Alexander I. zu Beginn des Jahres 1825 beabsichtigte, selbst zur katholischen Kirche überzutreten. Eduard Winter schreibt zu diesem ominösen Brief: „In diesem Brief beschwört der General, er habe von Alexander I. Anfang 1825 in Petersburg den mündlichen Auftrag erhalten, sofort zum Papst zu reisen, und ihm die Bitte zu unterbreiten, daß ihm ein katholischer Mönch, möglichst ein Angehöriger eines Bettelordens, so rasch als möglich gesandt werde, da er gedenke, selbst katholisch zu werden, und auch sein Reich katholisch machen wolle. Für die Durchführung gedenke er alles einzusetzen, selbst das Leben. Es werde nicht leicht sein, aber bei dem ernsten Willen des Kaisers und des Papstes müsse es gelingen."

Winter meint zwar — „Es erscheint auf den ersten Blick phantastisch. Der Jesuit De Buck, der sich eindringlich mit Rußland beschäftigte, schrieb deswegen 1858 den Satz: ‚Es ist schwer zu verstehen, daß dieser Kaiser (Alexander) als Katholik gestorben sei', doch fügt er hinzu: ‚Aber schließlich existieren die offiziellen Schriftstücke im Ministerium für auswärtige Angelegenheiten in Paris'. Es handelte sich sichtlich um streng vertrauliche, damals noch als Staatsgeheimnisse gehütete Berichte des französischen Gesandten in Petersburg oder um Materialien aus dem Familienarchiv der Bourbonen." (a.a.O. 2. Bd. S. 206)

Es kann allerdings „auf den ersten oberflächlichen Blick phantistisch erscheinen, daß der Zar als Katholik gestorben sei". Wer sich aber in der Geschichte — der wirklichen Geschichte und nicht nur in der *„fable convenue"* — umgesehen hat, dem erscheint eine solche Bekehrung unter den gegebenen Umständen und bei der mystischen Charakterveranlagung Alexanders I. durchaus realistisch. Wenn Winter zu dem bald erfolgten Tod Alexanders schreibt: „Verständlich werden in diesem Zusammenhang auch übertreibende Gerüchte, etwa, Alexander I. sei, weil seine Absichten (einer Katholisierung Rußlands) nicht verborgen blieben, vergiftet worden", so dürfte dieses Gerücht gar nicht so übertrieben sein. Die Dekabristen erwogen schon seit dem Jahre 1817 die Ermordung Alexanders I. Immer wieder wurden unter ihnen die Möglichkeiten erörtert, wie der Zar umzubringen sei.[13])

Nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa flüsterte man: „Alexander ist ermordet, ist vergiftet!" Talleyrand, der damals französischer Außenminister und über alle geheimen Vorgänge in der europäischen Politik sehr genau unterrichtet war, sagte ironisch: „Es ist hohe Zeit, daß die Kaiser von Rußland ihre Todesart verändern." Dagegen halten auch wir das andere Gerücht, Alexander sei der Regierung müde gewesen und habe sich im Jahre 1825 unerkannt nach Sibirien begeben, wo er als der geheimnisvolle Mönch Fjodor Kusmitsch gelebt und erst im Jahre 1864 gestorben sei, für eine Sage.

Alexander war Freimaurer, und Papst Leo XIII. behauptete in seiner Enzyklika *„Humanum genus"* vom 20. April 1884, in der Freimaurerei „wird die Todesstrafe nicht selten vollzogen, wenn einer überführt wird, ihr Geheimnis verraten oder das Befohlene nicht ausgeführt zu haben . . ." Der Jesuit Hermann Gruber meinte, das Bombenattentat auf Napoleon III. „kann als Beispiel einer maurerischen Urteilsvollstreckung an fürstlichen Brüdern dienen". Sollten diese Behauptungen zutreffen, so könnte auch die Vergiftung des Zaren — der, obgleich Freimaurer, die Freimaurerei verbot — allerdings „als Beispiel einer maurerischen Urteilsvollstreckung an fürstlichen Brüdern" gewertet werden. Ja, eine Vergiftung ist schließlich noch leichter zu bewerkstelligen als ein Bombenanschlag.

Jener Bombenanschlag auf Napoleon III. wurde von dem Geheimorden der „Carbonari" ausgeführt. Der Russe Semewskij schreibt in seinem im Jahre 1909 in St. Petersburg erschienenen Buche „Die politischen und gesellschaftlichen Ideen der Dekabristen", diese hätten eine „Verbindung mit den schweizerischen Carbonari" unterhalten. Weiter schreibt er, „Laharpe, der ehemalige Erzieher Alexanders I., entsandte nach Petersburg eine nicht mehr junge, aber sehr schöne Französin, die sich darum bemühen sollte, Alexander aufs neue für die liberalen Ideen zu gewinnen. Außerdem wollten die schweizerischen Carbonari

[13]) Michael Wolkonskij: „Die Dekabristen", Zürich 1946, S. 171—181.

angeblich Alexander I. als das Haupt der Heiligen Allianz umbringen. Alexanders Verhältnis zu Laharpe hatte sich abgekühlt, und um diese Zeit korrespondierte er schon nicht mehr mit ihm." Infolgedessen rechnete Laharpe vermutlich darauf, daß jene „sehr schöne Französin" den für weibliche Reize sehr empfänglichen Alexander durch ihren *„sex appeal"* beeinflussen würde, wie die schöne Gräfin Castiglione nach dem mißglückten Bombenanschlag des Carbonari Orsini Napoleon III. beeinflußte. Diese Frau, „der die Männer wie die Hunde nachliefen" — wie der Franzose Octave Aubry sagte — erreichte in der Politik als „Sex-Bombe", was die Spreng-Bombe nicht erreicht hatte.

Selbstverständlich sind derartige Pläne und deren Ausführung schwer nachzuweisen. Leopold v. Ranke, der sich in seiner Abhandlung „Die Carbonari" mit diesem Geheimorden beschäftigt hat, schrieb darüber: „Wenn es schon schwer ist, sich über Zustände und Ereignisse der neuesten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten, wie viel schwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Bildungen, die lange gleichsam ein unterirdisches, der Sonne entzogenes Dasein fortsetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem Unbezweifelten nicht gelangen können, mit dem Wahrscheinlichen."[14])

Auch wir müssen uns in diesem Fall mit dem Wahrscheinlichen begnügen, wie jener große Geschichtsforscher und -schreiber auch.

Überblicken wir nun rückschauend das Verhalten Alexanders I. in allen diesen Fragen, so müssen wir dem genialen russischen Dichter Puschkin zustimmen, der diesem Zaren jene Verse widmete:

„Nicht anders, dieser Herrscher schien —
In Widersprüchen sich bewegend.
Gesicht und Tun, ein Harlekin."

[14]) Leopold von Ranke: „Historisch-biographische Studien", Leipzig 1877: „Die Carbonari".

Wer das hin- und herschwankende Verhältnis zwischen den römischen Päpsten und den russischen Zaren, bzw. die sich daraus ergebende, bald freundlichere, bald feindlichere Stellungnahme der russischen zu der römischen Kirche, verstehen will, muß natürlich die jeweiligen vordergründigen, realpolitischen Ereignisse in ihren Wechselwirkungen auf die hintergründigen ideologischen Zusammenhänge berücksichtigen.

Wir sahen, daß die Zaren in der römischen Kirche ein unüberwindliches Bollwerk gegen die französische Revolution von 1789 mit allen ihren ideologischen und politischen Auswirkungen in Europa zu erblicken glaubten. Daher suchten sie immer, wenn sich in ihrem Lande irgendwelche revolutionären Strömungen zeigten, die Unterstützung der Jesuiten bzw. des Papstes zu gewinnen. Die Päpste suchten ihrerseits natürlich bei diesem politischen Geschäft für sich und die römische Kirche Vorteile einzuhandeln. Das ist verständlich. Doch man kann mit den Worten des revolutionären französischen Dichters Beaumarchais fragen: *„Qui trompe-t-on ici?"* — Wen täuscht man hier? oder wer täuscht sich hier?

Diese Lage blieb unter der Regierung des Bruders und Nachfolgers Alexanders I., dem Zaren Nikolaus I., unverändert.

Nach dem Tode Alexanders brach der lange vorbereitete Aufstand der „Dekabristen" in Rußland aus. Michael Wolkonskij nennt sie in dem Untertitel seines verdienstvollen Buches „Die Dekabristen", „die ersten russischen Freiheitskämpfer des 19. Jahrhunderts". Er hat recht!

„Die geistige Beschaffenheit der Dekabristen ist charakterisiert durch eine gewisse Begeisterungsfähigkeit und Neigung zum Idealisieren. Sie durchdringt eine feurige, begeisterte Liebe zur Freiheit, Liebe zum Vaterland, doch ohne einen Schatten von Chauvinismus, und zum Wohle des Volkes." So hat der Russe Downar-Sapolskij sie in seinem Buch „Die Geheimgesellschaft der Deka-

bristen" (Moskau 1907) gekennzeichnet. „Die Dekabristen" — so sagte M. N. Prokrowskij in seiner „Russischen Geschichte" (Moskau 1914) — „gehörten nicht zu den Menschen, die nachträglich patriotische Phrasen anwenden: sie t a t e n das, wovon sie redeten." Ein anderer Schriftsteller — Gerschenson — hat in der im Jahre 1908 in Moskau erschienenen „Geschichte des jungen Rußlands" geschrieben: „Der Typus des Dekabristen — das ist in erster Linie der Typus eines innerlich vollkommen gefestigten Menschen, dessen seelische Beschaffenheit klar, bestimmt ist, keinen Schwankungen unterliegt — eines Menschen, dem in sich selbst nichts zu tun bleibt, und der deshalb ganz nach außen gewandt ist. Die Weltanschauung, die er sich angeeignet hatte, verlangte nach Teilnahme am Leben und natürlich in der Hauptsache am gesellschaftlichen Leben, das so weit hinter ihr zurückgeblieben war: deshalb mußten diese Leute rein aus psychologischen Gründen zu Politikern werden. Ihnen persönlich, und zwar jeden einzelnen, verlieh diese psychische Sättigung eine erstaunliche moralische Stählung, und darum leuchteten sie, als das Leben ihren persönlichen Mut auf die Probe stellte, in der Finsternis der Bergwerke wie kostbare Edelsteine auf."

Der Aufstand der Dekabristen hätte unter günstigeren Verhältnissen sehr wohl zum Erfolg führen können. Aber das V o l k verharrte in Teilnahmslosigkeit. Es war eine Revolution „von oben". Die Führer waren wohlhabende und angesehene Leute aus Offiziers- und Beamtenkreisen, die beim Fehlschlagen des Aufstandes alles zu verlieren hatten und auch verloren.

Der schwedische Geschichtsschreiber M. J. von Crusenstolpe hat im 4. Bande seines bereits genannten Werkes *„Ryska Hofvet från Peter I. till Nicolaus I."* (Stockholm 1855) den Dekabristenaufstand dargestellt und dabei einige bezeichnende Einzelheiten geschildert. So berichtet er über die Versuche der führenden Offiziere, die Truppen für die beabsichtigte Revolution zu begeistern. Er schreibt:

„Die Offiziere begrüßten das Verlesen aller derartigen Stellen (eines von den Führern verfaßten Aufrufes) mit dem Rufe: ‚Es lebe die Freiheit!' Aber die Soldaten ließen diese Rufe kalt. Man sah es der Verlegenheit dieser armen Menschen an, daß keine Saite in ihrem Innern vibrierte, das Wort Freiheit war ihnen ein leerer Schall . . . Sie hatten in ihrem Leben nichts von Freiheit gehört, weder die Kirche noch das Militärreglement sprachen davon: beide kannten nur den unbedingten, knechtischen Gehorsam."

Die Dekabristen hatten eine nach dem plötzlichen Tod des Zaren Alexander I. eintretende mehrwöchige Regierungskrise zum Losschlagen benutzt. Es handelte sich bei dieser Krise um die Thronfolge. Es war fraglich, welcher der Brüder des verstorbenen Zaren dessen Nachfolger werden würde, Konstantin oder Nikolaus. Die Meinungen waren noch gespalten. Einer der führenden Dekabristen, Sergej Murawjow-Apostol, hatte daher in seiner Ansprache an die Truppen unter anderem gesagt:

„Was brauchen wir denn Konstantin? — Wir können ihn ebensogut wie den anderen (Nikolaus) entbehren. Die Republik ist uns nötig. Laßt uns alle rufen: es lebe die Republik!"

Crusenstolpe sagt dazu: „Hatte aber schon das Wort Freiheit nicht bei den Soldaten verfangen wollen, so konnte es das ihnen gänzlich unverständliche Wort Republik noch weit weniger bewirken. — ‚Wenn wir Euer Gnaden einen Gefallen damit tun, so wollen wir gern: ‚Es lebe die Republik' rufen; wer wird denn aber Zar sein?' — antwortete ein alter Grenadier auf die Äußerung Murawjow-Apostols mit rührender Naivität. Dieser entgegnete ihm, daß es in einer Republik gar keinen Zar gäbe, worauf der Grenadier schnell einfiel: ‚O dann, Euer Gnaden, geht die Sache in Rußland nicht!' — und die ganze Kompagnie pflichtete einstimmig dieser Ansicht bei." [1])

Kommentar überflüssig!

Einer der bedeutendsten Dekabristen, Lunin, hat gesagt, „die Erhebung vom 14. Dezember 1825 hatte als b l o ß e T a t s a c h e geringe Auswirkungen, aber in prinzipieller Hinsicht besitzt sie eine g e w a l t i g e B e d e u t u n g. Sie war die e r s t e o f f i z i e l l e K u n d g e b u n g d e s V o l k s w i l l e n s z u G u n s t e n e i n e s R e p r ä s e n t a t i v s y s t e m s u n d d e r

[1]) Übersetzung: „Russische Hofgeschichten", herausgegeben und bearbeitet von Joachim Delbrück, München 1919, 4. Band, Seiten 154 und 157.

k o n s t i t u t i o n e l l e n   I d e e n, die durch die Geheimgesellschaft verbreitet worden waren." Und Wolkonskij schrieb: „Der Aufstand der Dekabristen geschah ganz uneigennützig. Sie waren Säer, und der Same fiel in gutes Erdreich, auch wenn er zeitweise unter der kalten und rauhen Schneedecke der Selbstherrschaft verborgen blieb." [2])

„Sie konnten nichts als ihn ermorden", ruft Schiller dem spanischen Tyrannen in seinem Drama „Don Carlos" an der Leiche des gemordeten Idealisten Posa zu. Diese Worte könnte man sinngemäß auch auf den Zaren Nikolaus I. und die gemordeten Dekabristen anwenden.

Unser deutscher Dichter Chamisso widmete damals den Dekabristen folgende Verse:

„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;
Laß eine Zeit noch laden S c h u l d a u f S c h u l d
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — — — Geduld!—
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt: V e r g e l t u n g i n d e r W e l t g e s c h i c h t e,
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."

Der Dekabristen-Aufstand wurde zwar niedergeschlagen. „Aber ihr Werk war nicht vergebens", schrieb der Bolschewist Lenin. — „Die Dekabristen erweckten Herzen (Alexander Herzen 1812 bis 1870), Herzen entfaltete die revolutionäre Agitation." Dieser Agitation ist der Zarismus 100 Jahre später erlegen.

Diese Entwicklung hat Crusenstolpe vorausgesagt. Er schrieb daher in dem genannten Werk: „Eine zweite Revolution, wie die, welche soeben mißglückt ist, kann leicht das Leben und Eigentum der stillen und industriellen Bewohner dieser großer Stadt (Petersburg) der Brutalität der Muschiks preisgeben. Wehe, wenn diese Proletarier ihre Ketten zerbrechen, in denen sie jetzt noch der Aberglaube erhält, und die sie in ihrem Knechtsinn und aus Furcht vor der Polizei, welche mit Prügel und Knute die Disziplin unter

[2]) alle Zitate aus dem Buche von Michael Wolkonskij: „Die Dekabristen", Zürich 1946.

ihnen aufrecht erhält, nicht fühlen! Wehe, wenn eines Tages in ihnen das Verlangen sich regt, die Härte, mit welcher man sie behandelt, zu rächen, die oft systematische Demütigung, zu welcher man sie erniedrigt, zu vergelten." (a.a.O. S. 244)

Die Folge- und Begleiterscheinungen der russischen Revolution von 1917 haben erwiesen, wie richtig der schwedische Historiker die Lage erkannt und die Ereignisse vorausgesehen hatte.

Aber auch der deutsche Kulturhistoriker Jokannes Scherr hat zu dieser von ihm vorausgeahnten russischen Revolution in der Präambel zu einem Essay „Die Dekabristen" geschrieben. „Die Exzesse der Rebellion entsprechen mit logischer Notwendigkeit den vorhergegangenen Exzessen der Tyrannei. Wie der Despot, so der Rebell. Wie der russische Zarismus, so die russische Revolution."

Allerdings braucht sich diese Tyrannei nicht immer nur in politischen, polizeilichen oder klerikalen Unterdrückungen auszuwirken. Es gibt auch eine soziale und wirtschaftliche Tyrannei, die nicht weniger drückend, empörend und aufreizend ist. *Cave te!*

Der letzte Zar, Nikolaus II., hatte im Jahre 1917 mit seiner ganzen Familie zu büßen, was Nikolaus I. versäumt hatte, nämlich sich durch die Dekabristen von der Unhaltbarkeit des Zarismus belehren zu lassen. „Er konnte nichts als sie ermorden." So schreitet die Nemesis mit einer alles niederwerfenden Gewalt durch die Geschichte der Menschheit.

Es verdient an dieser Stelle angemerkt zu werden, daß der Sträflings-Transport der zur Zwangsarbeit nach Sibirien verurteilten Dekabristen über Jekaterinenburg führte, jener Stadt, wo der letzte Zar Nikolaus II. sein Ende fand. Es ist eben das Verhängnis der Regierenden, — und zwar gilt dies für Zaren, Könige, Fürsten, Präsidenten und Parteiführer in gleicher Weise — daß sie nichts aus der Geschichte lernen wollen. Aber — so meinte schon Voltaire — „der größte Teil der Fürsten, Minister und sonstigen Würdenträger hat nicht Zeit zum Lesen; sie verachten die Bücher und sind beherrscht durch e i n d i c k e s B u c h, das das Grab des gesunden Menschenverstandes ist."

Dieser Feststellung Voltaires entspricht die Äußerung des russi-

schen Dichters Schukowskij über den Zaren Nikolaus I., „ich sah fast niemals ein Buch in seiner (Nikolaus) Hand; seine einzige Beschäftigung war — Exerzieren und die Soldaten". Als er noch Großfürst und Divisionskommandeur war, äußerte Nikolaus einmal bei einer Offiziersbesprechung: „Meine Herren Offiziere, befassen Sie sich mit dem Dienst, und nicht mit Philosophie: ich kann Philosophen nicht ausstehen. Ich werde allen Philosophen die Schwindsucht an den Hals jagen."[3])

Vielleicht hat er aber jenes „dicke Buch", von dem Voltaire spricht, um so besser gekannt!

Jedenfalls haben seine Generale dieses dicke Buch stets sehr eifrig gelesen. Der Vorsitzende der von Nikolaus I. eingesetzten militärischen Untersuchungskommission sagte bei dem Verhör zu den angeklagten Dekabristen: „Sie haben, meine Herren, immer nur Tracy, Benjamin Constant und Bentham (fortschrittliche Schriftsteller) gelesen — sehen Sie, wohin das geführt hat; ich habe mein Leben lang nur die Heilige Schrift gelesen, und sehen Sie, was ich verdient habe. Dabei wies er auf die zwei Reihen Ordenssterne, die an seiner Brust glänzten."[4])

Der Aufstand der Dekabristen in Rußland war und blieb keine Einzelerscheinung. In fast allen Ländern Europas zeigten sich mehr oder weniger umfangreiche und erfolgreiche revolutionäre Bewegungen. Im Jahre 1820 brachen Revolutionen in Portugal, Spanien und Italien aus. Sie wurden — wie in Rußland — niedergeschlagen. In Spanien wirkte dabei ein französisches Expeditionsheer mit, das die reaktionäre Regierung des Königs Ludwig XVIII. bereitwillig zur Verfügung stellte.

Im Jahre 1830 wurde die reaktionär-klerikale französische Regierung des Königs Karl X. — des Nachfolgers Ludwig XVIII. — gestürzt und der König verjagt. *„Ils n'ont rien appris ni rien oublié"* — sie haben nichts gelernt und nichts vergessen, sagte Talleyrand damals von den klerikal gelenkten und in diesem Sinne

[3]) Wolkonskij, a.a.O., S. 195/197.

[4]) Crusenstolpe a.a.O., S. 167 Anm.
A. v. Rosen: „Aus den Memoiren eines Dekabristen", Leipzig 1874, S. 93.
Derselbe: „Aufzeichnungen eines Dekabristen", St. Petersburg 1907.
Joh. Scherr: „Die Dekabristen", Neues Historienbuch, Leipzig o. J., S. 54.

regierenden bourbonischen Königen. Im gleichen Jahre begann der erste polnische Aufstand gegen die russische Herrschaft.

Selbst in der Schweiz versuchten die Jesuiten maßgeblichen Einfluß zu gewinnen. Dadurch brach im Jahre 1847 ein Bürgerkrieg zwischen den jesuitisch geleiteten katholischen und den republikanisch gesonnenen Schweizern — der sogenannte Sonderbundskrieg — aus. Nach dem Siege der Republikaner wurden die Jesuiten als die Urheber jenes Bürgerkrieges aus der Schweiz ausgewiesen.

Während die Unruhen in der Schweiz noch andauerten, brachen im folgenden Jahre in Frankreich (Februarrevolution), in Wien, Berlin, in Rom und Ungarn bewaffnete Aufstände aus. In Frankreich wurde die 2. Republik gebildet, während die Aufstände in Deutschland gewaltsam unterdrückt wurden. Die österreichische Regierung hatte zwar den Aufstand in Wien brutal niedergeworfen, vermochte aber nicht der Revolution in Ungarn — das damals mit Österreich vereinigt war — Herr zu werden. Auf das österreichische Hilfegesuch stellte der Zar Nikolaus I. sofort zwei russische Heere von insgesamt 120 000 Mann zur Verfügung. Mit Hilfe dieser russischen Armee wurde der ungarische Aufstand blutig beendet.

Ein gewisser Zusammenhang zwischen allen diesen europäischen Revolutionen bzw. Aufstandsversuchen läßt sich nicht übersehen. Der evangelische Kirchenhistoriker Friedrich Nippold hat dazu geschrieben: „Dieselben geheimen Genossenschaften, die uns schon im 18. Jahrhundert von der Aufhebung des Jesuitenordens bis zum offenen Ausbruch der Revolution begegneten und deren erstes gewichtigstes Vorbild der Jesuitenorden selbst war, lassen auch während der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts allenthalben ihre Spuren verfolgen."[5])

[5]) Friedrich Nippold: „Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttums", Elberfeld 1883, S. 295. Ludwig Kulczycki schrieb in seiner „Geschichte der russischen Revolution": „Die Geheimbünde in der Zeit der Restauration und der Juli-Monarchie bereiteten in Frankreich die Revolutionen von 1830 und 1848 vor, deren Folgen durchaus nicht vorübergehend und oberflächlich waren. Die militärischen Verschwörungen und geheimen Gesellschaften spielten in der Geschichte Spaniens im 19. Jahrhundert eine ungeheure, ja sogar ausschlaggebende Rolle . . . Die Einheit Italiens war das Ergebnis einer jahrzehntelangen Geheimbund-Tätigkeit, die geschickt

Fortsetzung Seite 172

Der Jesuit Pachtler schrieb: „Wer die Erscheinungen der neuen und neuesten Geschichte nicht oberflächlich betrachtet, sondern nach ihrem tieferen Grunde durchforscht, wird immer auf ein Zentrum kommen, aus welchem der unheimliche Geist unserer Zeit seine Fälschungen der Wahrheit, der Geschichte und des Rechtes ausstrahlt. Es ist ein furchtbares System in der abgründigen Irreleitung der Geister und der Herzen. Man studiere die soziale, die politische, die religiöse Strömung, und man wird finden, daß alle drei aus einer und derselben Quelle ihr Gift bezogen haben. Wohl sind auch sekundäre Quellen, welche ihre schmutzigen Gewässer in den Hauptarm ergießen; aber sie sind eben nur Nebensache. Diese Hauptmacht des Unheils ist die Organisation menschlicher Irrungen und Leidenschaft *in dem Geheimbunde der Freimaurerei*.“ [6])

Der Jesuit Hermann Gruber behauptete in der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ vom Juni 1917: „Bei der Vorbereitung und Durchführung der französischen Revolution von 1789 und bei der ganzen durch diese Revolution eingeleiteten großen revolutionären Bewegung der Neuzeit spielte die freimaurerische Propaganda zweifellos eine sehr erhebliche Rolle.“ In der 1. Auflage des bekannten „Staatslexikon der Görregesellschaft“ erklärte Gruber weiter: „In seinem Gradwesen hat der Freimaurerbund das Mittel, seine Leute, ohne sich selbst zu verraten, weiter auszukundschaften, zu sieben und zugleich für seine Zwecke zu erziehen . . . Führen die friedlichen *Mittel der Propaganda* nicht zum Ziele, so schreckt die Freimaurerei . . . auch vor Anwendung der Gewalt nicht zurück . . . Hat die Drohung mit *Anwendung von Gewalt* inzwischen noch nicht ihre Wirkung getan, so schreitet man, wenn man sich stark genug glaubt, *zum Aufstand*.“ [7])

Die Jesuiten beobachteten als Gegner der Freimaurer deren Einfluß sehr genau und mit großer Sorge. Tatsächlich standen die Dekabristen in Rußland auch mit den Freimaurern in gewisser Beziehung. „Deshalb ist es nicht verwunderlich“, — so schreibt Semewskij — „daß eine große Anzahl der künftigen Dekabristen Freimaurer waren“. Aber selbst die radikalsten Strömungen in der damaligen Freimaurerei entsprachen nicht ganz den revolutionären Bestrebungen der national ausgerichteten Dekabristen. Semewskij meinte:

„So verstanden zum Beispiel die Freimaurer unter Gleichheit hauptsächlich *die Gleichheit der Freimaurer unter sich*. Die Freimaurer predigten eine humane Behandlung der Bediensteten, und in einigen Fällen beeinflußte das auch das Verhältnis der Gutsherren zu ihren Leibeigenen, aber bis zur Idee, daß *die Beseitigung der Sklaverei eine Notwendigkeit* sei, erhoben sich die Freimaurer nicht. Ein russischer Freimaurer hat gesagt, daß ‚das einfache Volk, besonders das Hofgesinde, ohne die geringste Vorstellung vom Wesen unseres Ordens zu haben, ihn sehr liebt, daß es dem Namen Frei-Maurer zu entnehmen glaubt, daß unsere Brüderschaft sich bemüht, sie zu freien Menschen zu machen; *darin irrt es sehr*, denn wir bemühen uns darum, nicht eingebildete Fesseln von uns zu werfen, sondern wahrhaft schwere, und zwar die Fesseln der Sünde, des Todes und der Hölle!‘ Die Dekabristen riefen zu aktivem Kampfe gegen die beiden Hauptübel des russischen Lebens auf — *gegen das Selbstherrschertum und das Leibeigenschaftsrecht* — und wir sahen schon, wie sich die Freimaurer diesen Fragen gegenüber verhielten.“ [8])

---

die internationalen politischen Zustände auszunutzen wußte; ohne die Aktion der Carbonari, ohne die Verschwörung von Mazzini und die Kämpfe der Verschwörer unter Garibaldi wäre dieses große historische Ereignis überhaupt nicht denkbar. Geheime Gesellschaften bereiteten den berühmten griechischen Aufstand vor. Diese Beispiele genügen, um die sehr bedeutende Rolle geheimer, in Verschwörungen mündender Gesellschaften in gewissen Phasen der sozialen Entwicklung zu beweisen . . . So entstanden denn auch gerade damals in Rußland die ersten Geheimgesellschaften, die sich mit Politik beschäftigten und den Charakter einer Verschwörung annahmen.“ (1. Band: „Von den Dekabristen bis zu dem Versuch, die Agitation ins Volk zu tragen“, Gotha 1910; H. u. G. Schreiber: „Mysten, Maurer und Mormonen“, Wien 1956, S. 287).

[6]) G. M. Pachtler S. J.: „Der stille Krieg gegen Thron und Altar oder das Negative der Freimaurerei“, 2. Aufl. Amberg 1876, S. V.

[7]) Staatslexikon der Görresgesellschaft, 1. Aufl. II. 1254/1286.

[8]) Semewskij: „Die politischen und gesellschaftlichen Ideen der Dekabristen“, Petersburg 1909.

Michael Wolkonskij: „Die Dekabristen“, Zürich 1946, S. 92/93.

H. u. G. Schreiber: „Die Dekabristen“ in dem Werk „Mysten, Maurer und Mormonen“, Wien 1956, S. 276—301.

„Aus der Dekabristenzeit“, Erinnerungen hoher russischer Offiziere, Herausg. von Adda Goldschmidt, Hamburg 1907.

Vera Figner: „Nacht über Rußland“, Berlin 1928.

Nun, die Freimaurer verhielten sich in dieser Frage der Leibeigenschaft — genauer der Sklaverei — wie die Christen des Mittelalters und des Kolonialismus. Im Juni des Jahres 1858 hielt der Freimaurer Parker Cummings aus Washington einen Vortrag auf dem Freimaurerkongreß in Paris. Er sagte dort: „Zugleich mit den Segnungen der Gesittung, der Gesetze und Künste, der Religion und Wissenschaft, die wir von unseren Eltern in England und Frankreich ererbt haben, ward auch das Institut der Sklaverei übernommen. Es ist jetzt in unserem Boden verwachsen und festgewurzelt und in einem großen Teil unseres Vaterlandes so sehr wie irgendeine Einrichtung, die in diesem Lande existiert, Sache der Notwendigkeit für Weiße und Farbige ..." [9])

Der gepriesene, heilig gesprochene, in neuester Zeit bevorzugt und auffallend oft genannte katholische Kirchenlehrer Thomas von Aquin (1225—1274) hat die Sklaverei und selbst die Sklavenjagd für rechtmäßig und notwendig erklärt. Thomas schildert den „besten Staat" und sagt, es sei „zuträglich", „daß in einem solchen Staat die Bauern Sklaven sind, und zwar entweder Ausländer, die als Fremde kommen oder dienende Leute".

Der katholische Moraltheologe Robert Lienhardt begründete und rechtfertigte die Absicht des Thomas von Aquin, die Sklaverei aufrecht zu erhalten, und sagte: „Infolge des Absinkens der Menschheit im Ganzen und einzelner Individuen im Besonderen unter die naturgewollte Linie geistiger und sittlicher Kraft hat es sich als notwendig erwiesen, die Autoritäten zur Durchsetzung der notwendigen Aufgaben mit Zwangsgewalt auszurüsten, hat es sich als sozial zweckmäßig und wegen der allgemeinen menschlichen Straffälligkeit (Erbsünde) als sittlich möglich erwiesen, die Sklaverei als *poena peccati* (abzuleistende Strafe) einzuführen." [10])

Der französische Historiker Adolphe Thiers sagte daher:

[9]) „Latomia", Freimaurerische Vierteljahresschrift, Leipzig 1858, S. 137.
[10]) Robert Lienhardt: „Die Sozialprinzipien des heiligen Thomas von Aquin", Freiburg 1932, S. 170.
Hans Meyer: „Thomas v. Aquin", Bonn 1938, S. 534 ff.
Th. Brecht: „Kirche und Sklaverei", Barmen o. J., S. 60/61.
Thomas Opp. Parmaer Ausg. 1852, Band 16, S. 292, Band 21, S. 658—662.
„Summa theologiae", Parm. Ausg. 1. Band, S. 383.

„*L'esclavage des Etats-Romains est néccessaire à la foi catholique*" — (Die Sklaverei der römischen Staaten ist für den katholischen Glauben erforderlich).

Die Bibel, die Apostelbriefe, die Schriften der Kirchenväter bieten zahlreiche zustimmende Belege für die Rechtmäßigkeit der von Thomas von Aquin geforderten Sklaverei. „Die Autoritäten mit Zwangsgewalt auszurüsten" ist eine klassische Forderung der Hierarchie. Alle autoritären Staaten sind dem bis heute bereitwillig nachgekommen. Sehr richtig hat der Theologe Joh. Gottfried Herder festgestellt: „Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt ... Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden." [11])

Herder spricht hier — wie schon gesagt — als Freimaurer und Illuminat. Wir erkennen daran die offensichtliche Gegnerschaft der Freimaurerei und ihr verwandter Verbände zu dem Jesuitenorden, der sich „für die mittelalterliche Hierarchie begeisterte" und daher natürlich auch die Sozial- und Gesellschafsordnung des Thomas von Aquin bejahte.

Gerschenson hat in seiner „Geschichte des jungen Rußland" (Moskau 1908) geschrieben: „Nach der Unterdrückung des Dekabristenaufstandes war die russische Gesellschaft wie gefesselt; jedes geistige Leben erstarrte unter dem Druck der eisernen Hand, und die utopischen Träume, die noch in einigen wenigen Geistern flackerten, mußten inmitten einer hoffnungslos trübseligen Wirklichkeit allmählich erlöschen." [12])

Die „Karlsbader Beschlüsse" hatten in Deutschland eine ähnlich „hoffnungslos-trübselige Wirklichkeit" herbeigeführt, in Frankreich herrschte unter den bourbonischen Königen ein klerikales Regime. Daher war man in diesen Ländern über den Dekabristenaufstand

[11]) „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 19. Buch, II.
[12]) Wolkonskij, a.a.O., S. 343.

in Rußland sehr bestürzt. Friedrich Schlegel, der klerikale Propagandist Metternichs, hat damals in seinen „Politisch-historischen Fragmenten“ zu dem Aufstand der Dekabristen geschrieben: „Gerade darin, worauf diese gigantische Macht ihren höchsten Stolz und Pomp gründet, da trifft der Schlag zuerst oder bricht die Krankheit aus: in Rußlands Armee. Das Unglück für Rußland ist die versäumte Kirchenvereinigung.“ [13])

„Hier wird wieder der Gedanke deutlich“ — sagt Winter dazu — „Rußland gezähmt durch Rom, wäre die Vollendung der Restauration in Europa.“

Der am 29. November 1830 in Polen ausbrechende Aufstand gegen die Zarenherrschaft hätte dazu dienen können, dem Zaren Nikolaus I. den Gedanken dieser Kirchenvereinigung nahe zu legen. Die zaristische Regierung fürchtete nichts mehr als die sich verbreitenden revolutionären Gesinnungen. Aber der Zar zog aus den Ereignissen in Polen die Lehre, daß der Papst in katholischen Ländern, wie Polen, die Revolution auch nicht verhindern konnte. Daher förderte er die Zusammenarbeit der nationalen russischen Orthodoxie mit der Selbstherrschaft des Zarismus.

Wir erwähnten schon, daß Katharina II. in einem Brief an den Literaturhistoriker Melchior von Grimm ähnliche Gedanken entwickelte. Grimm hatte ihr damals einige lutherisch-theologische Bücher geschickt, und sie auf deren Bedeutung hingewiesen. Sie erwiderte, die griechische bzw. russische Kirche sei mit allem versehen was sie benötige, sie brauche keine Lehren von denen, die sich von ihr getrennt hätten. Ja, sie riet als ehemalige Protestantin den protestantischen Regierungen, sich ebenfalls dieser griechischen Religion anzuschließen, denn diese sei am besten geeignet, den Gedanken der französischen Revolution von 1789 zu widerstehen. Sie meinte, der russisch-orthodoxe Glaube sei, „wie eine Eiche“, die fest „im Volk Wurzeln geschlagen habe“ und allen revolutionären Stürmen trotzen werde.

Aber dieser Schutz vor Revolutionen war nicht von Dauer. Im Jahre 1917 war jene „Eiche“ so morsch geworden, daß der von den

[13]) Nach den ungedruckten Politisch-historischen Fragmenten in der NB Wien, 1826, Teil 1, S. 50 bei Winter, a.a.O., S. 212.

Bolschewisten entfachte Sturm sie umriß. Die Zaren verschlossen sich den unaufhaltsam vordringenden neuen Ideologien. „Die herrschende Feudalklasse mit dem Zarentum an der Spitze widersetzte sich dem Fortschritt“, — schrieb Winter von der Zeit Nikolaus I. — „immer noch herrschte in Rußland die Leibeigenschaft.“ Die Leibeigenschaft, die jene Feudalklasse nicht aufgeben wollte, die aber auch der katholische Kirchenlehrer Thomas von Aquin für rechtmäßig und notwendig erklärte und aus dem christlichen Glauben heraus bestätigt hatte.

In den Kreisen des russischen Hochadels wirkten indessen die romfreundlichen Tendenzen weiter. Hier machte sich der Einfluß des Iwan Gagarin, eines Neffen des Fürsten Gagarin, bemerkbar. Dieser Iwan Gagarin war in Paris zur katholischen Kirche übergetreten und dann dem Jesuitenorden beigetreten. Er hatte sich auch führend an der Hetze gegen den genialen russischen Dichter Puschkin beteiligt, die dessen tragischen Tod herbeiführte. Durch diese und andere hintergründige Machenschaften blieben die zwiespältigen Beziehungen zwischen Rußland und dem Vatikan bestehen. „In dem Zaren Nikolaus I. und dem Papst Gregor XVI.“ — urteilt Winter — „begegneten sich zwei Autokraten mit recht unterschiedlichen Machtansprüchen. Die Ideologie der Restauration verband sie aber. Deswegen konnte das revolutionäre Polen, so katholisch es sich auch geben mochte oder auch war, die beiden nicht entzweien, sondern sie nur einander näher bringen.“ (S. 232)

Die Hilferufe der katholischen Bevölkerung Polens verhallten im Vatikan. Auch die grausame Niederschlagung des polnischen Aufstandes durch russische Truppen fand in Rom nur wenig Beachtung. „Abschließend“ — so sagt Winter — „läßt sich sagen, daß die Verbindung zwischen der polnischen Novemberrevolution und der revolutionären Bewegung im zaristischen Rußland vor und nach ihrem Ausbruch nicht eng genug gesehen werden kann. Dagegen waren Zarentum und Papsttum zusammen mit Metternich als Hauptträger der Restauration in Europa die bittersten Feinde der Novemberrevolution. So sehr auch die speziellen Interessen der drei restaurativen Hauptmächte in Europa, zu denen noch Preußen hinzu-

kam, einander widersprachen, im Kampf gegen jede Revolution waren sie einig. Deswegen vermittelte Metternich bei der päpstlichen Kurie zu Gunsten des zaristischen Rußlands gegen Polen. Das sind die Tatsachen!" (a.a.O. 2. Bd. S. 231)

Die Beziehungen des Vatikans zum Kreml richteten sich jeweils nach dem revolutionären Klima in Europa. Es brauchte aber nicht erst zu revolutionären Ausbrüchen zu kommen. Die Jesuiten erkannten und erforschten die ideologischen Lehren revolutionärer Gruppen sehr genau, weil sie wußten, daß diese Lehren die eigentlichen Ursachen solcher Revolutionen waren.

Aus diesem Grunde müssen wir uns über die revolutionären Ereignisse und deren hintergründige Ideologien völlig klar sein, wenn wir verstehen wollen, daß der Vatikan über die Entwicklung beunruhigt war und das revolutionäre Feuer in jenem Jahrzehnt bald hier bald dort zu löschen suchte. So sehen wir, wie sich die vatikanische Politik in dieser Zeit nach Westen wenden mußte, wollte sie später im Osten wieder etwas erreichen.

Die westliche Großmacht und die Stütze des Papsttums war nun aber Frankreich. Es war für den Vatikan zwingend, alles daran zu setzen, daß die revolutionären Gedanken und Kräfte in diesem Lande nicht die Oberhand bekamen. War dann der päpstliche Einfluß in Frankreich wieder gesichert, konnte man im Osten fester auftreten und auch die Zaren von dem moralischen Übergewicht der Kirche über die revolutionären Ideologien überzeugen.

Werfen wir also einen kurzen Blick auf die ideologischen Meinungen und politischen Ereignisse im westlichen Europa, zumal auf die Vorgänge in Frankreich und im Kirchenstaat selbst.

Das Verhältnis der verschiedenen revolutionären Geheimbünde zur Freimaurerei entsprach in allen europäischen Ländern etwa dem der Dekabristen in Rußland. Diese Bünde sympathisierten zwar mehr oder weniger mit dem Freimaurerbund, aber ihre Mitglieder waren nicht immer gleichzeitig Freimaurer. Diejenigen jedoch, die den Logen angehörten, suchten natürlich ihrerseits die Freimaurerei zu radikalisieren. Gruber hat in der ersten Auflage des „Staatslexikons der Görresgesellschaft" erklärt, „die Freimaurerei hat ihrem Wesen nach, weil sie nur so ihre Ziele erreichen kann, das Bestreben, einen Staat im Staate zu bilden, eine geheime Nebenregierung zu sein, welche der wirklichen Regierung entgegenarbeitet". Das ist allerdings sehr beachtlich. Der Freimaurer v. Orly hat dies sogar bestätigt. Er sagte nämlich: „Die Logen bilden einen geheimen Staat im Staate, bestimmt, die Regierungen entweder zu beherrschen oder zu untergraben und durch Logenmitglieder zu ersetzen." [14])

Vermutlich hat diese Äußerung v. Orlys den Jesuiten Gruber zu seiner Anklage veranlaßt. Aber die Freimaurer könnten ihrerseits den Jesuiten die gleichen Absichten unterstellen. So erklärte der im Jahre 1848 nach dem Sturz Metternichs ernannte österreichische Ministerpräsident Joh. Ph. von Wessenberg (1773—1858): „Dieser Orden (der Jesuiten) trachtet nach der Natur seiner Einrichtungen und nach dem Geist seiner Lehren, wie dies die Erfahrungen von Jahrhunderten beweisen, nach einem Universaldespotismus über alle Geister, über alle Organe des staatlichen und kirchlichen Lebens, so daß nur ein Stockblinder es verkennen kann, daß dieser Orden die mächtigste und gefährlichste geheime Gesellschaft ist, um in Kirche und Staat die eigentliche Herrschaft an sich zu ziehen. Auch ist nach der eigentümlichen Einrichtung des Ordens jede Reform desselben unmöglich . . . Gelingt es dem Orden, auch in Deutschland wieder Boden zu gewinnen, so ist ein heftiger und langer Kampf des Lichtes mit der Finsternis vorauszusehen, ein Kampf, der dem Frieden der Kirche wie der Ruhe der Staaten gleich gefährlich werden dürfte." [15])

Man kann hier also die Worte des römischen Satirikers Juvenalis gebrauchen und sagen: „*Quis tulerit Gracchos de seditione querentes*" — (Wer schenkt Aufrührern Gehör, die Klage erheben wegen Aufruhr).

Der als „Heiliger" und maßgeblicher Kirchenlehrer verehrte Thomas von Aquin hatte die Juden zu Sklaven der Kirche erklärt. Er hatte geschrieben: „Die Juden sind Sklaven der Kirche, über

[14]) Karl Diedler: „Freimaurer-Denkschrift über die politische Wirksamkeit des Freimaurerbundes", Berlin 1864.

[15]) v. Hoensbroech: „Der Jesuitenorden", Bern 1927, 2. Band, S. 586/7.

deren Habe sie verfügen kann. Durch ihre (der Juden) Verschuldung an Christus sind sie streng genommen, von Rechts wegen ewiger Sklaverei verfallen, aber die christliche Milde duldet ihr Zusammenwohnen und macht sie anstatt zu wirklichen Sklaven, bloß zu Kammerknechten *(servos tributarios)*."

Die französische Revolution hatte indessen den Juden gleiche Rechte zugebilligt. Das war zwar zunächst noch theoretisch gewesen. Infolgedessen standen die Juden aber jetzt auf der Seite der revolutionären Bewegungen. Der jüdische Schriftsteller und spätere englische Premierminister Benjamin Disraeli hat die revolutionäre Betätigung seiner Volks- und Glaubensgenossen in dem Roman *„Coningsby, or the new generation"* verwertet. Er schrieb im Jahre 1844 zu der im Jahre 1848 in Deutschland zum Ausbruch kommenden Revolution: „Die mächtige Revolution, die sich zur Stunde in Deutschland vorbereitet — und von der bis jetzt noch so wenig bekannt ist, reift ausschließlich unter der Leitung von Juden heran, die heute fast ein Monopol auf alle Lehrstühle in Deutschland besitzen . . . Siehst du also, mein lieber Coningsby, daß die Welt von recht verschiedenen Personen regiert wird, als diejenigen glauben, die nicht hinter die Kulissen sehen."

In dem aus dem Buche des Jesuiten Scheffmacher „Licht in den Finsternissen" zusammengestellten „Controvers-Katechismus" wird über die Zugehörigkeit der Juden zur Freimaurerei gesagt:

„Ist es wahr, daß auch Juden Freimaurer sind? — Nur zu sehr ist es wahr. Im Anfange waren die Juden aus den Logen ausgeschlossen, seitdem sie aber in allen Ländern dieselben Rechte haben wie die Christen, ist es ihnen gelungen, auch in den Logen sich Plätze zu verschaffen und oft dieselben zu führen. Heute haben sie sogar ihre eigenen Logen, deren Zahl rasch zunimmt und die zu den gefährlichsten gehören." [16])

Es soll hier nicht untersucht werden, ob und wie weit diese und zahlreiche andere Behauptungen dieser Art zutreffen oder nicht. Tatsache ist jedenfalls, daß sich Jesuiten und Juden damals bekämpften und die Kirche einen temperierten „Antisemitismus" vertrat. Die Juden wollten mittels jener Revolution von 1848 die Fortführung ihrer Emanzipation erreichen, was ihnen denn auch gelang. Jeder Unterdrückte, welcher Rasse, welchem Volk oder Glauben er auch angehören mag, schließt sich naturgemäß politischen Parteien, Bewegungen oder Strömungen an, von denen er Befreiung oder Erleichterung erwartet oder erwarten zu können glaubt. Das war so, das ist so, und das wird auch so bleiben, solange es Menschen und Staaten gibt.

Das war im Jahre 1848/49 im Kirchenstaat des Papstes nicht anders. Auch dort brach eine Revolution aus. Der Papst und die Kardinäle mußten die Stadt Rom fluchtartig verlassen. Der von dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. nach Rom entsandte Graf Brühl — Brühl war selbst katholisch — berichtete: „Die hiesigen Zustände (im Kirchenstaat) sind in wahrhaftiger Fäulnisgärung, die Jesuiten haben die Finger in Allem, und wer noch zweifeln kann, daß ihnen alle Mittel genehm seien, der braucht nur hierher zu kommen. Die Wirtschaft ist skandalös!" [17])

Diese „skandalöse Wirtschaft" im Kirchenstaat war Metternich keineswegs entgangen. Er meinte jedoch gelegentlich, selbst wenn die päpstliche Regierung die schlechteste sei, müsse man sie erhalten, denn wo solle man sonst mit dem Papst bleiben. Auch hier erwies sich, was Katharina II. einst an den Kaiser Joseph II. geschrieben hatte, der Papst sei „ein unbequemes Möbel".

Im Jahre 1848 führte diese Mißregierung zur Revolution im Kirchenstaat. Der Führer dieser Revolution, der bedeutende Freimaurer Garibaldi, bildete eine republikanische Regierung und diese erklärte am 9. Februar 1849:

1. Der Papst ist in Wirklichkeit und von Rechts wegen von dem weltlichen Regiment des römischen Staates abgesetzt.
2. Der römische Papst wird alle nötigen Garantien dafür erhalten, daß er seine geistliche Gewalt unabhängig ausüben kann."

[16]) „Controvers-Katechismus", Neue Ausgabe mit bischöflicher Approbation, Straßburg i. Els. o. J., S. 230.

[17]) A. Friedberg: „Die Grundlagen der preußischen Kirchenpolitik und Friedrich Wilhelm IV.", Berlin 1822, S. 40.

Das klingt zwar recht annehmbar. Die Kirchengeschichte zeigt indessen, daß weder die Päpste noch irgendwelche Kirchenfürsten ihre „geistliche Gewalt“ jemals ohne Hilfe eines „weltlichen Regimentes“, das heißt, der staatlichen Gewalt, durchsetzen konnten und können. Das kann jeder, der die Kirchengeschichte aufmerksam studiert, erkennen. Man braucht dabei noch nicht so weit zu gehen, wie Friedrich d. Gr., der seine Studien folgendermaßen zusammenfaßte:

„Die Kirchengeschichte offenbart sich uns als ein Werk der Staatskunst, des Ehrgeizes und des Eigennutzes der Priester. Statt etwas Göttliches darin zu finden, trifft man nur auf lästerlichen Mißbrauch mit dem höchsten Wesen. Ehrwürdige Betrüger benutzen Gott als Schleier zur Verhüllung ihrer verbrecherischen Leidenschaften.“ [18])

Für manche Ohren wird dieses Urteil des Königs zu hart klingen. Goethe hat sich etwas milder ausgedrückt. Er wollte mit der Kirchengeschichte nichts „zu schaffen“ haben. Denn — so sagte er — „ich sehe weiter nichts als Pfaffen“. Und „es ist die ganze Kirchengeschichte Mischmasch von Irrtum und von Gewalt“. Den „Irrtum“ zu diesem „Mischmasch“ lieferten die Dogmen und theologischen Streitereien, die „Gewalt“ steuerte das „weltliche Regiment“ bei, sei es nun direkt — wie im Kirchenstaat — sei es indirekt durch die vom Klerus gelenkten christlichen Staaten.

Daher schrieb Friedrich d. Gr. am 24. März 1767 an Voltaire: „Die Macht der Geistlichkeit gründet sich auf die Meinung und Leichtgläubigkeit der Völker. Man kläre die letzteren auf und der Zauber hat ein Ende.“

---

[18]) „Vorrede zum Auszug aus Fleurys Kirchengeschichte“ 1766; Die Werke Friedrichs des Großen, übersetzt von Fr. v. Oppeln-Bronikowski, Berlin 1913, 8. Band, S. 112. Maximilian Harden meinte zwar, es sei „ein Glück für alle Kämpfer gegen Rom, daß es Preußens größter König war, der wider ‚tous ces frauduleux pontifes‘ (alle diese betrügerischen Priester) gewettert hat. Kein staatlich bestellter Korrektor wird dieses Aufbäumen der Wahrheit gegen die pompöse Lüge auszutilgen vermögen“. (Maximilian Harden: „Apostata“, 4. Aufl., S. 57, Berlin 1892.)

Das mochte in der Monarchie so sein. In der Republik ist das zur größten Freude der „frauduleux pontifs“ anders geworden! Man hat heute nicht nur „dieses Aufbäumen der Wahrheit gegen die pompöse Lüge“ ausgetilgt, sondern sogar den Staat Preußen und versucht außerdem das Andenken von „Preußens größtem König“ auszutilgen. Pro pudor!

Diese Aufklärung war in der Mitte des 19. Jahrhunderts schon so weit vorangeschritten, daß die Revolutionsregierungen die überholten Ansprüche des Papstes und der Kirche nicht mehr zu berücksichtigen hatten. Der bereits genannte jüdische Schriftsteller Disraeli behauptete in seinem im Jahre 1852 erschienenen Roman *„The life of Lord George Bentinck“*, daß in jenen Regierungen „an der Spitze überall Männer der jüdischen Rasse stehen“. Das war allerdings übertrieben. Wenn dies aber auch nur teilweise zutraf, so war eine solche übermäßige Einflußnahme der Juden dem Vatikan unerwünscht. Die Jesuiten wußten sehr wohl wie unwirklich und unwirksam die „geistliche Gewalt“ ist, wenn ihr nicht durch die „weltliche Gewalt“ Nachdruck verliehen wird. Die Regierung der 2. französischen Republik hätte kaum ein Heer aufgestellt, um — wie Ludwig XVIII. im Jahre 1820 die Revolution in Spanien — im Jahre 1849 die Revolution in Rom niederzuschlagen. Aber man hatte vorgesorgt. Man hatte in Louis Napoleon Bonaparte — dem späteren Kaiser Napoleon III. — einen Mann gefunden, der bereit war, im Falle seiner Wahl zum französischen Präsidenten, ein solches Heer, zur Rückführung des Papstes, nach Rom zu entsenden. Sein Name und seine Eigenschaft als Neffe des großen Napoleon belebte das Nationalgefühl der Franzosen, der Klerus propagierte seine Kandidatur, und so wurde er am 10. Dezember 1848 zum Präsidenten der 2. französischen Republik gewählt.

Diese Wahl war eine folgenschwere Fehlentscheidung, wie so oft bei solchen Wahlen. Aber derartige Fehlentscheidungen lassen sich später nur durch einen Krieg berichtigen. *„Quidquid delirant reges, plectuntur achivi“* — schrieb der römische Dichter Horaz in seinen Epistulae (I, 2, 14) — das wahnwitzige Beginnen der Fürsten müssen die Völker büßen. — Die Franzosen büßten diese Wahl Louis Napoleons mit dem Krieg 1870/71.

Obgleich Louis Napoleon Freimaurer und Carbonari war, arbeitete er jetzt mit dem Klerus und den Jesuiten zusammen, die ihm im Jahre 1852 zum Kaiserthron in Frankreich verhalfen.

Als Präsident der französischen Republik entsandte er sofort ein französisches Heer nach Rom. Die sich unter Garibaldis Füh-

rung dort tapfer verteidigenden römischen Republikaner unterlagen der französischen Übermacht, und der geflohene Papst Pius IX. kehrte nach Rom zurück. Die „skandalöse Wirtschaft" der Jesuiten konnte fortgesetzt werden. Denn — so schrieb der Kirchenhistoriker Friedrich Nippold — „kein Papst ist so den Wünschen der Jesuiten entgegengekommen wie der bußfertige Pius IX.". Der französische Kultusminister De Falloux hat in einem Schreiben vom 7. August 1849 zugegeben, daß diese Wiederherstellung der Papstherrschaft von vornherein fest beschlossene Sache gewesen ist, als man Louis Napoleon zum Präsidenten wählen ließ. Als die enttäuschten französischen Republikaner gegen die erneute Herrschaft des Klerus und der Jesuiten in Frankreich vorzugehen beabsichtigten, machte Louis Napoleon der Republik mit dem Staatstreich vom 2. Dezember 1851 ein blutiges und unrühmliches Ende. Genau ein Jahr später wurde er, wieder mit Hilfe der klerikalen Propaganda, zum „Kaiser der Franzosen" gewählt. Das Schlagwort „die Religion ist in Gefahr" und die Lüge Napoleons III. „*l'empire, c'est la paix*" — das Kaiserreich bedeutet den Frieden — wirkten in dieser gespannten politischen Lage. Der zeitgenössische Schriftsteller St. John hat diese Propaganda geschildert. Er schrieb: „Die Priester und die religiösen Orden zerstreuten sich geräuschlos, gleich einer dunklen Wolke über das Land, nährten den Aberglauben des Volkes und verbreiteten den Glauben, daß die Religion in Gefahr wäre ... Es schien Louis Napoleon, daß es ihm, ohne selbst religiös zu sein, durch den Schein der Achtung für die Kirche, möglich sein werde, sich die Mitwirkung der Geistlichkeit zu sichern, und daher wurde er, wie man sagt, ein Glied der Gesellschaft Jesu, welche, obgleich den Bourbonen ergeben, den Bonaparten sich nicht widersetzen würde, vorausgesetzt, daß sie durch dieselben den Glanz und die Macht ihres Ordens erhöhen könnten." [19])

Diese Rechnung ging auf. Der Bischof von Chartres, der ultrakatholische Montalembert und der jesuitische Reaktionär De Falloux taten sich besonders dabei hervor. Sie mahnten ihre Gläubigen bei ihrer Seelen Seligkeit für Louis Napoleon zu stimmen. Das

[19]) Augustus St. John: „Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen", Leipzig 1858.

kaiserliche Frankreich wurde jetzt die Hochburg des Jesuitismus, wie es De Maistre im Jahre 1819 vorausgesagt hatte.

Von diesen, unter Beihilfe des Klerus herbeigeführten „Volksabstimmungen" hat der amerikanische Universitätsprofessor Charles Kendall Adams in einem heute noch lesenswerten Buche geschrieben:

„Es bedarf jetzt nur der einfachen Darlegung der Tatsachen, um darzutun, daß das Wahlverfahren unter dem zweiten Kaiserreich nicht geringeres war, als ein riesiger Schwindel ... Es war ein handgreiflicher Betrug, der, wenn er nicht solche ernsten Folgen gehabt hätte, in derselben Proportion ein Gegenstand des Gelächters geworden wäre ... Das durch die Abstimmung unter dem zweiten Kaiserreich erzielte Resultat vertrat nicht um ein Haar mehr die Wünsche des französischen Volkes, als es der Fall gewesen wäre, wenn man dieses unter militärischer Bedeckung zur Wahlurne geführt und mit der Bajonettspitze gezwungen hätte, dem Geheiß des Kaisers gemäß abzustimmen ... Man kann nur ironisch das eine Wahl nennen, was das Volk auffordert, zu einer Handlung, die bereits mit Hilfe der Militärmacht begangen worden ist, ja oder nein zu sagen." [20])

Auf diese Weise hatte sich Louis Napoleon den Staatsstreich nachträglich „legalisieren" lassen, und in gleicher Weise vollzogen sich die Abstimmungen für die Errichtung des Kaiserreiches.

Aber heute vollziehen sich die Wahlen in den autoritären Staaten in gleicher Weise. Ob diese sich nun als Hierarchien, Monarchien oder Demokratien bezeichnen, ist völlig gleichgültig. Die kirchliche Lehre des Thomas von Aquin ist in allen diesen Fällen die letzte und christliche Begründung, auch wenn dies den Regierenden nicht immer bewußt sein mag.

Leopold von Ranke hat zu diesen Ereignissen in Frankreich geschrieben: „Der Klerus ergriff die starke Hand, durch welche seine eben gewonnene Stellung gegen die bei der Fortdauer einer republikanischen Verfassung zu befürchtende umstürzende Bewegung gesichert wurde. Er schlug es dem Fürsten (Napoleon III.), der

[20]) Ch. K. Adams: „Demokratie und Monarchie in Frankreich", autor. deutsche Übersetzung, Stuttgart 1875, S. 220/22.

noch Präsident war, hoch an, daß er durch seinen Einfluß und seine Waffen zur Wiederherstellung des Papstes in Rom hauptsächlich beitrug; die kirchlich-katholische Haltung, die der neue Machthaber bei seinen Reisen an den Tag legte, erweckte eine allgemeine Befriedigung. Er redete, so sagten sie, wie Konstantin; in diesem Sinne ward er von der Geistlichkeit empfangen. Die kirchliche Partei glaubte selbst den Akt des 2. Dezember (des Staatsstreiches) vorbereitet zu haben; sie half denselben durch das einstimmige Votum ihrer Anhänger zu legalisieren. Die Bischöfe schlossen sich dem neuen Kaisertum an, welches in ihrem populären Ansehen und Einfluß eine seiner Stützen sah und dem kirchlichen Interesse wiederum verpflichtet war. Man sah Kardinäle im Senat des Reiches; die kirchlichen Bedürfnisse wurden bis auf die Dorfkirchen herab im Budget berücksichtigt; die Ernennungen zu den bischöflichen Sitzen erfolgte nicht ohne Rücksprache mit dem römischen Hofe." [21])

Das Letztere bedeutete den Verzicht auf die „gallikanischen Grundsätze", die in der Unabhängigkeit der französischen Kirche von Rom gipfelten. Das hatte De Maistre gewollt. Damit begann „für den französischen Klerus eine neue Ära", wie es De Maistre verkündet hatte.

Der Jesuitismus war die einzige Macht gewesen, welche Louis Napoleon, nach seinen gescheiterten Versuchen, auf den Kaiserthron führen konnte. „Für mich gibt es nur den Schatten eines Kerkers oder den Glanz des Thrones", hatte er einst nach seinem erfolglosen Putsch während der Festungshaft im Ham geschrieben. „Er ließ sich also in der Schweiz dem Orden (Jesu) affiliieren", obgleich er bereits dem Geheimbund der „Carbonari" in Italien und einer schweizerischen Freimaurerloge angehörte. [22])

Der Herzog von Saint-Simon (1675—1755) hatte bereits über diese Institution der „Affiliierten" der Jesuiten geschrieben: „Stets haben die Jesuiten unter den Laien, die zu ihrer Gesellschaft gehören, Leute aus allen Berufen. Die Tatsache ist gewiß ... Diese Aggregierten legen die gleichen Gelübde ab wie die Jesuiten, soweit ihr Stand das gestattet, das heißt, das Gelöbnis unbedingten Gehorsams dem Ordensgeneral und den Ordensoberen gegenüber. Die Gelübde der Armut und Keuschheit sollen sie ersetzen durch die Dienste und den Schutz, den sie der Gesellschaft (Jesu) leisten, besonders aber durch grenzenlose Unterwürfigkeit den Oberen und dem Beichtvater gegenüber ... Die Politik kommt dabei auf ihre Rechnung durch die sichere Hilfe dieser heimlichen Bundesgenossen." [23])

Louis Napoleon hat zwar — nach seiner Bedrohung durch verschiedene Attentate — versucht, sich seinen Verpflichtungen gegenüber den Jesuiten zeitweilig zu entziehen, suchte diese indessen — zumal durch den Einfluß seiner Gattin — dennoch zu erfüllen. Dadurch geriet er jedoch wieder in Gegensatz zu der Politik der Gegner der Jesuiten.

Die freimaurerische Zeitschrift „Latomia" erklärte nach dieser Thronbesteigung des abtrünnigen „Bruders", die mit Hilfe der Jesuiten erfolgt war und auch nur mit deren Hilfe erfolgen konnte, ausdrücklich und offiziell: „Es ist in der gesamten Maurerwelt anerkannt und durch zahlreiche unableugbare Tatsachen dargetan und bewiesen, daß der Freimaurerbund seine erbittertsten Gegner in den Jesuiten gefunden hat."

Die Hamburger Großloge hatte bereits im Jahre 1841 in einem Bericht an die Großloge von New York auf die jesuitische Gefahr hingewiesen. Laut „Latomia" hieß es darin unter anderem: „Der Jesuitismus, diese hundertköpfige Hydra, lüftet bald hier bald dort ein Haupt, welches, obgleich kriechend und versteckt, doch bemerkbar ist." [24])

Man traf auf dieser Seite entsprechende Maßnahmen. Der anonyme Verfasser des Buches „*Le dernier des Napoleon*", das im Jahre 1872 nach dem Sturz Napoleons III. in Paris erschien, sagt

[21]) Leopold von Ranke: „Die römischen Päpste", Neudruck München 1938, 3. Band, 9. Buch, Seite 170/1.

[22]) Diese Nachrichten sind der Schrift „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859, S. 25/26 und der Zeitschrift „Acacia" Nr. 66 1908, Juliheft, S. 405, entnommen.

[23]) Louis de Saint-Simon: „Memoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon", Paris 1873, T. 12, p. 164.

[24]) „Latomia", Leipzig 1854, 13. Band, S. 228 ff.; Leipzig 1842, S. 324.

dazu: „Napoleon hatte ehemals den Carbonari geschworen, die Unabhängigkeit und Einigung Italiens ins Werk zu setzen. Von dem Tage an, als er zur Herrschaft gelangt war, schreitet das Gespenst im Schatten hinter ihm, die Schwurformel in einer Hand, den Dolch in der anderen, bedrängt seine Abende, erschreckt seine Nächte, indem es ihm den Beschluß der Loge der Rächer andeutet, in welcher vierzig Verschworene durch das Los bezeichnet waren, Napoleon niederzumachen, wenn er seine Versprechungen gegen Italien nicht verwirklichte. Der Graf Arese langte in den Tuilerien an und rüttelte seine Trägheit auf, indem er ihn auf die Gefahr hinwies, welche ihn bedrohte." [25])

Es wurden dann verschiedene Attentate auf Napoleon III. geplant und ausgeführt. Es galt den alten Carbonaro Louis Napoleon Bonaparte wegen Eidbrüchigkeit zu bestrafen und einen Akt revolutionärer Vehme an ihm zu vollziehen." Denn „das Empire ist der Jesuitismus." [26])

Der Jesuit Pachtler sagte zu derartigen Fällen, es sei eine „von niemanden anzuzweifelnde Tatsache: 1. Die Freimaurerei hat ein Tribunal, vor welchem auch Könige und Kronprinzen als ‚Brüder' zu erscheinen haben. 2. Also wird der Souverän Untertan der ‚königlichen Kunst'. 3. Er kann möglicherweise zu jeder Strafe, auch zum Tode, von jenem Tribunal verurteilt werden. Die Exekution überläßt man einem Br. (‚Bruder') Pianori oder Orsini und bezahlt ihm das Honorar in einer klingenden Million."

Pianori und Orsini waren zwei Attentäter gegen Napoleon III. Indessen spielte bei diesen Attentaten das „Honorar" keine Rolle. Es waren offenbare politische Überzeugungstäter, die — nach Meinung des Verfassers des Buches *„Le dernier des Napoleon"* — „den Beschluß der Loge der Rächer" auszuführen hatten. Vermutlich bezog sich der Jesuit Pachtler bei der Annahme „einer klingenden Million" auf eine Veröffentlichung des französischen Blattes „Courier de Lyon" vom 9. Dezember 1870. Dort wurde nämlich behauptet, „die Delegierten des RRG und der FRI" hätten am 26. November 1870 den König Wilhelm I. von Preußen, Bismarck und Moltke zum Tode „verurteilt". Für die Durchführung des Urteils — so hieß es — sei „eine Million Franken bewilligt, zahlbar an die Vollstrecker oder ihre Erben durch die sieben Zentrallogen". (Vergl. Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich", 7. Aufl. Seite 462, Leipzig 1889).

[25]) „Le dernier des Napoleon", Paris 1872; autor. Übersetzung: „Der letzte Napoleon", Wien 1872, S. 143.

[26]) „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859, Seiten 97 und 130.

Busch sagt allerdings vorsichtig zu dieser Meldung des französischen Blattes. „Die Sache ist kaum glaublich." Aber Pachtler hat diese „Sache" doch wohl nach seinen Informationen für glaublich gehalten. Die Jesuiten verfügen ja allerdings noch über andere, geheimere Nachrichten. [27])

Louis Napoleon war aber nicht nur den Carbonari, sondern auch den Freimaurern gegenüber eidbrüchig geworden. Das scheint ihm bewußt gewesen zu sein. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 waren die Freimaurerlogen zunächst geschlossen worden. Ja, es lag bereits ein Dekret vor, durch welches die Freimaurerei in Frankreich überhaupt verboten werden sollte. Zu dieser Maßregel hatte sich der neue Präsident vermutlich unter Druck seiner klerikalen und jesuitischen Helfer entschlossen. Als Napoleon III. dann durch das *Plebiscit* zum „Kaiser der Franzosen "ausgerufen worden war, gelang es dem *„Grand Orient de France"*, jenem freimaurerischen Dachverbande, „sich dem gegenwärtigen Regierungssystem zu

[27]) Pachtler, a.a.O., S. 245. Die Jesuiten vergessen indessen ihre eigenen Schriften, welche den Fürstenmord verteidigen und empfehlen, falls die Interessen der Kirche oder ihres Ordens beeinträchtigt werden. Wir nennen hier nur die Schriften

Joh. Mariana: „De Rege et Regis institutione", Toledo 1599, pag. 81 - 85;
Franc. Suarez: „Defensio fidei catholica", Colon 1614, N. 14.
Adam Tanner: „Universa Theologia scholastica", Ingolstadt 1627, III, 1237.
Clarus Bonarscius: „Amphith. Honoris", 1606, pag. 100.

Der fanatisch katholische König Philipp II. von Spanien hatte schon zuvor in der Praxis für die Ermordung seines politischen Gegners, des Prinzen Wilhelm von Oranien, dessen Mörder „auf sein königliches Wort und als Diener Gottes" den Betrag von 25 000 Kronen zugesagt und versprochen, ihn in den Adelsstand zu erheben. Der Mord wurde dann von dem durch die Jesuiten „begeisterten" Balthasar Gerard am 10. Juli 1584 tatsächlich ausgeführt.

nähern und die gefährdete Existenz der Logen zu sichern", wie die freimaurerische Zeitschrift „Latomia" im Jahre 1854 schrieb. Der von Napoleon III. zum Großmeister ernannte General Magnan — später General Mellinet — sollte die Hoch- und Rachegrade abschaffen. Das war nach den auf den Kaiser verübten Attentaten verständlich. Denn — so begründete die „Latomia" diese Maßnahme — „der Verdacht wird immer bleiben, wenn man bei den höheren Graden, namentlich den Rachegraden, verharrt, daß wie früher der Dolch praktisch gebraucht wurde, in Verschwörungen gegen die gesetzmäßigen Herrscher, derselbe auch jetzt noch seine Anwendung finden könnte."[28])

Das heißt implizite, der Dolch wurde von den „Rachegraden" tatsächlich „gebraucht"; im Bedarfsfall wurde also gemordet. In dem Buche *„Le dernier des Napoleon"* wird sogar von einer „Loge der Rächer" gesprochen. Allerdings bediente man sich bei jenen Attentaten des 19. Jahrhunderts nicht mehr des Dolches, wie die von Jesuiten inspirierten Mörder Clément und Ravaillac bei ihren Mordtaten an den französischen Königen Heinrich III. im Jahre 1589 und Heinrich IV. im Jahre 1610, sondern man zog Bomben und Schußwaffen vor.

Wenn die Freimaurer den Dekabristen in Rußland nicht aktiv genug waren — wie es der Kompromiß mit Napoleon III. zeigt — so waren die Carbonari jedenfalls tatbereiter.

Aber nicht nur die Freimaurer, auch die Juden waren kompromißbereit. Noch im Jahre 1852 hatte der einflußreiche jüdische Großbankier Fould von Napoleon III. gesagt, „dieser Schuft ist imstande von mir Geld zu borgen". Dann wurde er Finanzminister und stellte die Verbindung des Judentums mit dem Kaiserreich her. In dem Buche *„Le dernier des Napoleon"* wird dazu gesagt: „Man könnte diese Periode mit ‚Ankunft der Juden' überschreiben. Noch hat man nicht die Thronerhebung der Juden durch Napoleon III. ins Auge gefaßt." Es waren zumal drei Bankiers, die damals Einfluß gewannen. Der demokratische Dichter und Revolutionär Georg Herwegh hat sie in seinem Gedicht „Die drei Juden des Kredits" genannt und verspottet:

[28]) „Latomia", 24. Band, S. 308 ff., Leipzig 1865.

„Drei Juden, die merke dir, aktienschwer,
Von wegen deines Papieres;
Den Rotschild merke, den Isaak Pereire
Und merke dir auch den Mires.
Und merke dir, Schwindler, überhaupt:
Der Schwindel dauert, so lang man dran glaubt."

Es handelte sich indessen in jenen Jahren — oder überhaupt — nicht nur um den aufblühenden Börsenschwindel, sondern um den politischen Schwindel — zum Beispiel den mexikanischen Kaiserschwindel, an dem Napoleon III., der Bankier Jecker und der Papst Pius IX., jeder in seiner Art, beteiligt waren. In Frankreich begannen die Bankiers auch bald in der Politik mitbestimmend zu wirken. Heinrich Heine hatte dies bereits bei seinem Aufenthalt in Paris bemerkt. Er schrieb über diese Finanzherrschaft: „Man merkt jetzt, daß es noch etwas Kläglicheres gibt, als eine Mätressenherrschaft. In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Comptoir eines Bankiers."[29])

Wie jene Bankiers in dieser Zeit der europäischen Wirren und Revolutionen „arbeiteten", hat der katholische Priester Gaston Ritter an Vorgängen während des spanischen Bürgerkrieges geschildert. Er schrieb:

„Im Jahre 1835 war in Spanien wieder einmal Bürgerkrieg zwischen den Carlistos und Christinos. Die Familie Rothschild hatte den Christinos 16 Millionen Franken geliehen. Jetzt drängte sie auf Rückzahlung. Um diese zu erreichen, bestach sie den Minister Grafen Toreno mit einer Summe von 2 100 000 Frank. Tat-Tatsächlich erhielten die Rothschilds auf diese Weise das Geld zurück. Dann taten sich die Häuser Rothschild zusammen und spielten in den spanischen Fonds *à la baisse*. Für diese Operationen am Vermögen des spanischen Volkes spendierten sie 1 800 000 Pfund Sterling. Infolge dieses Spieles fielen die spanischen Renten von 70 auf 35, und Tausende von Besitzern spanischer Papiere verloren zwei Drittel ihres ganzen Vermögens. Die Rotschilds

[29]) Heinrich Heine: „Französische Zustände", 1. Teil; sämtliche Werke, Hamburg 1867, 8. Band, S. 130.

aber verdienten bei der ganzen Geschichte so ungeheuer, daß das Schmiergeld an den Minister Grafen Toreno im Betrage von 2 100 000 Frank nach den eigenen Worten des Salomon Rotschild dagegen nur, *un pot-de-vin,* ein Trinkgeld blieb. Salomon Rothschild schrieb an Metternich nach Wien, daß Don Carlos (der spanische Prätendent) sein Emporkommen großenteils nur dem — dieser Geldoperation — zu danken habe. ‚Verraten Sie aber nicht unser Geheimnis; denn wie viele würden nicht Todesrache an uns nehmen wollen für ihr erlittenes Unglück'. (Aus dem Österreichischen Hof- und Staatsarchiv)." [30])

Vielleicht hing mit dieser Bankiersherrschaft und dem Wiedererstarken der Freimaurerei ein Nachlassen in den jesuitischen Beziehungen Louis Napoleons zusammen. Der Jesuit Koch schreibt nämlich in dem bereits genannten „Jesuiten-Lexikon", daß die Jesuiten in der ersten Zeit des Kaiserreiches „große Bewegungsfreiheit" genossen, so daß „bis 1854 schon vierzehn Unterrichtsanstalten von ihnen geleitet wurden. Seit 1859 aber wurde die Spannung zwischen der kaiserlichen Regierung und der öffentlichen Meinung unter Katholiken sowohl als auch unter den republikanisch gesinnten Liberalen (die meist Freimaurer waren.) so stark, daß die Unterrichtsfreiheit Gefahr lief, und die Jesuiten in beständiger Furcht vor Verfolgungen, ja, der Verbannung lebten". [31])

Der Freimaurer Dr. Köthner hat einmal geschrieben: „Die Anschauungen wie die Stimmungen des überwiegenden Teiles der Bevölkerung jedes Landes sind stets durch geheime Weisungen und Parolen beeinflußt worden, welche die Freimaurer des betreffenden Landes von ihren Oberen empfingen." Dann wäre es also sehr wohl möglich, daß auch die öffentliche Meinung im kaiserlichen Frankreich auf diese Weise beeinflußt worden war. „Der Kaiser

[30]) Gaston Ritter: „Das Judentum und der Schatten des Antichrist", 2. Aufl., Graz 1933, S. 7.
Da dieses Buch von den bischöflichen und kirchlichen Zensurbehörden geprüft und mit den Prädikaten „Nihil obstat" und „Imprimatur" versehen worden ist, dürften diese Nachrichten auch von uns nicht zu beanstanden sein und werden wohl den Tatsachen entsprechen. Jedenfalls erkennen wir, wie derartige finanzielle Transaktionen das politische Geschehen hintergründig beeinflußten.

[31]) Koch S. J.: „Jesuiten-Lexikon", Paderborn 1934, Spalte 1274/5.

beugte sich einer d u n k l e n M a c h t, die ihn unerbittlich vorwärtstrieb und deren Einfluß er sich nicht entziehen konnte", schrieb der Napoleon-Biograph Adolph Ebeling über den Einfluß der Carbonari bzw. Freimaurer. [32])

Das gilt natürlich vom Einfluß der Jesuiten ebenfalls. Zwischen der Beeinflußung dieser beiden „d u n k l e n M ä c h t e" — ein Ausdruck, der in dem Anastasia-Prozeß des Jahres 1961 auffiel — hin- und herlavierend, betrieb Louis Napoleon eine zweiächslerische Politik, die zwar zunächst ungewöhnlich erfolgreich war, aber schließlich ins Verderben führte.

Der Bismarck nahestehende R. v. Keudell schrieb über die politischen Erfolge und das Ansehen Louis Napoleons: „Bismarck erzählte gern von den Eindrücken der in Paris verlebten Augustwochen. Der Kaiser Napoleon galt damals in der öffentlichen Meinung Deutschlands als einer der klügsten Männer der Welt, dem w i e d u r c h Z a u b e r alles zu gelingen schien, was er unternahm, und dessen g e h e i m e n o d e r o f f e n b a r e n Einfluß man bei allen Vorkommnissen in Europa als selbstverständlich zu betrachten gewohnt war. Bismarck aber schilderte ihn anders auf Grund mehrfacher Beobachtungen. Sein Verstand, meinte er, sei keineswegs so überlegen, wie es die Welt glaube, und sein Herz nicht so kalt."

Bismarck nannte Napoleon III. eine *„Incapacité méconnue"* — eine verkannte Unfähigkeit, und sagte später einmal „m i t s e i n e r I n t e l l i g e n z i s t e s n i c h t w e i t h e r."

Hier deckt sich Bismarcks Meinung mit der Meinung des Prinzen Jérôme Napoleon, dem Vetter Napoleons III. Dieser sagte nämlich einmal von seinem gekaiserten Vetter Louis Napoleon: „Mag sich Frankreich doch verhehlen, daß es einen Gänserich für einen Adler nahm, das begreift sich, man gibt nur schwer zu, sich so getäuscht zu haben. Aber daß ganz Europa in die Ketzerei verfällt, d i e s e n M e n s c h e n (Napoleon III.) f ü r i n t e l l i g e n t z u h a l t e n, das streift an das Wunderbare."

Nun, das „Wunderbare" wird sehr offenbar, wenn man die jesuitisch-klerikale Propaganda kennt, die in ganz Europa für

[32]) Adolf Ebeling: „Napoleon III. und sein Hof", 3 Bände, Köln und Leipzig 1894.

Napoleon III. gemacht wurde, solange er eine Politik betrieb, die dem Vatikan genehm war. „Der Heilige Stuhl hat alles gegen sich, was in Europa liberal heißt“, klagte Napoleon III. am 20. Mai 1862 dem französischen Außenminister Thouvenel. Dennoch kehrte er, zumal unter dem Einfluß der Kaiserin Eugenie, immer wieder zu der klerikalen Politik zurück. Der Prinz Jérôme Napoleon — der übrigens als Freimaurer liberal dachte — sagte dazu: „Der Kaiser wagte nicht aus Furcht vor der klerikalen Partei, welche seine Umgebung ihm als sehr einflußreich darstellte, die weltliche Herrschaft des Papstes in Rom preiszugeben, die er doch nach seiner inneren Anschauung verurteilte.“ [33])

Die Führerin jener klerikalen Partei war die Kaiserin Eugenie. Ihre Biographin Clara Tschudi hat dazu geschrieben: „Bei der Dankbarkeit gegen die Gottheit, die sie wahrhaft beseelte, folgte sie (Eugenie) nur einem inneren Drange, wenn sie auf alle die Wünsche der Pfaffen einging, und so stellte sie sich unverhohlen an die Spitze der klerikalen Partei. Sie setzte sich mit einem Eifer ohnegleichen für die Aufrechterhaltung der päpstlichen Macht ein. Sie tat alles, um den Geist des Katholizismus in seiner ganzen Strenge im ganzen Lande wieder zu erwecken. Schonungslos verfolgte sie diejenigen, die nicht blind an der alten Kirche festhielten, sie beurteilte — bis auf wenige Ausnahmen — die Personen ihrer Umgebung je nach ihren religiösen Anschauungen.“ [34])

Es ist nun ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, daß Yvonne, die Gattin des autoritären Staatspräsidenten der 5. französischen Republik, des Generals Charles de Gaulle, heute — also genau nach 100 Jahren — den gleichgerichteten Einfluß ausübt, wie Eugenie, die Gattin des gekaiserten Staatspräsidenten der 2. französischen Republik, Louis Napoleon Bonaparte. Die Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 1. November 1963 schrieb darüber:

[33]) „L'empereur (Napoleon III.), par crainte du parti clérical, que son entourage lui représentait comme très influent, n'osait abandonner le pouvoir temporel du pape à Rome et cependant, dans son opinion intime ‚il le condamnait.“
„Revue des deux mondes“, 1. April 1878, XXVI, p. 490.

[34]) Clara Tschudi: „Eugenie, Kaiserin der Franzosen“, autoris. Übersetzung aus dem Norwegischen von Erich Holm, Leipzig o. J., S. 77.

„Madame de Gaulle — spielt neben dem General eine sehr imponierende Rolle. Wenig bekannt ist bei uns, daß sie, eine strenge Katholikin, sich in moralischen Fragen in die gaullistischen Staatsgeschäfte einmischt. Geschiedene werden im Elysee-Palais nicht empfangen, und geschiedene Beamtinnen haben durch ihren Einspruch weniger Chancen befördert zu werden. Nach Madame de Gaulles Meinung sind geschiedene Frauen als Lehrerinnen ungeeignet.“

Nun, Madame Klio, die Göttin der Geschichte, ist als Lehrerin desto geeigneter! Sie veranstaltet nämlich hier einen Wiederholungsunterricht für alle die unaufmerksamen Schüler, die das Klassenziel des vorigen Jahrhunderts noch nicht erreicht haben. Die klerikale Beeinflussung der französischen Politik durch Eugenie führte Louis Napoleon — wie er selbst sagte — „einem zerschmetternden Unglück entgegen“. Es ist kaum anzunehmen, daß die klerikale Beeinflussung der französichen Politik durch Madame de Gaulle glückbringender sein wird. „Der hlg. Stuhl hat alles gegen sich, was in Europa liberal heißt“, schrieb Louis Napoleon im Jahre 1862 sehr einsichtig. Dennoch ließ er sich durch seine Gattin bestimmen, die klerikale Politik fortzuführen. Ist dies heute etwa anders? Hat nicht der hlg. Stuhl heute außer den Liberalen noch die aggressiveren Kommunisten gegen sich? — *„Ils n'ont rien appris!“*

Der große österreichische Dichter Franz Grillparzer sprach seine Meinung über Louis Napoleon in dem im Jahre 1852 verfaßten Zeitgedicht „Napoleon III.“ klar und deutlich aus. Er sagte nämlich:

„Von seiner Weisheit tönet ein Geschrei
Bis in Europas letzten Winkel:
Mir scheint er klug aus Schurkerei
Und dumm aus Eigendünkel.“

Der Kampf geht weiter

Das gegenseitige Bestreben zwischen Papsttum und Zarentum, diesen beiden ungleichen und doch so gleichen autoritären Systemen, einen *modus vivendi* zu schaffen, wurde zwar durch manche Ereignisse politischer und ideologischer Art unterbrochen, aber nicht aufgegeben. Die Furcht vor den mannigfaltigen revolutionären Bewegungen in den europäischen Ländern und deren hinter- oder vordergründigen Lenkern und Führern, war für die beiden bislang noch gefestigten autoritären Mächte der Antrieb gewesen, nach einer Verständigung zur gemeinsamen Abwehr zu suchen.

In dieser Lage gelang es dem Papst und dem Zaren, ein Konkordat zwischen der russischen Regierung und der katholischen Kirche abzuschließen. Dieses Konkordat wurde am 3. August 1847 von den Bevollmächtigten in Rom unterzeichnet. Wir haben am 20. Juli 1933 einen ähnlichen Fall erlebt, als die autoritäre NS-Regierung ein Konkordat mit dem Vatikan abschloß, das heute noch gilt. Wie bei allen diesen Konkordaten waren die Kontrahenten aber nach dem Abschluß mit den getroffenen Vereinbarungen unzufrieden. Beide folgten nur zeitlich bedingten politischen Erwägungen, so daß man jedesmal fragen muß: „*Qui trompe-t-on ici?*“ — Wen täuscht man hier? — Denn jeder der beiden Partner war insgeheim bestrebt, den anderen durch Auslegungskünste und Winkelzüge zu überspielen oder zu hintergehen. Dabei erwiesen sich die Kardinäle infolge ihrer theologischen Schulung immer als die geschickteren Auslegungskünstler. Dagegen kamen die Diplomaten niemals auf.

Die mehr oder weniger erfolgreichen Revolutionen in Europa — zumal der Sturz Metternichs in Wien und des Königs Louis Philippe in Paris — geboten im Jahre 1848 Eile, wenn durch die Verbindung von Papsttum und Zarismus überhaupt noch etwas erreicht werden sollte. Eduard Winter sagt dazu: „Die Verhandlungen, die in den Jahren 1848 bis 1850 in Rom geführt wurden,

zeigen deutlich, wieviel dem Zaren und seiner Regierung daran lag, nicht nur die Ratifizierung des Konkordats durch den Papst zu erreichen, sondern e s a u c h z u L e b e n z u b r i n g e n. Das Bündnis von Zar und Papst mitten in der revolutionären bewegten Zeit sollte allen Anhängern der Restauration Mut machen. Im Augenblick ging es dem zaristischen Rußland nur um die Bewahrung der restaurativen Kraft des Papsttums für Europa, die ebenso wie Österreich bedroht war.“ (a.a.O. S. 271/272)

Das Konkordat stieß in Rußland auf Ablehnung. In einer Denkschrift über „die römische Frage“ warnte der russische Dichter F. J. Tjutcev (1803—1873) vor dem Papsttum. In dieser Denkschrift wurde unter anderem gesagt: „Nicht indem wir uns von den Jesuiten führen lassen, sondern indem wir ihnen u n s e r e r u s s i s c h e A u f f a s s u n g entgegensetzen, müssen wir vor sie treten.“ Das sollte vermutlich heißen, man könne die jesuitische Ideologie — die sich ja „von Anfang an über die lokale und nationale Beschränkung erhoben“ hatte — nur durch eine größere und wirksamere Ideologie überwinden. Das war an sich richtig. Jene wirksamere „russische Auffassung“ — welche die Möglichkeit einer Weltherrschaft einschloß — war der Panslawismus. Aber bei dieser russischen Ideologie unterschied Alexander Herzen zwischen einem z a r i s t i s c h e n und einem v ö l k i s c h e n Panslawismus. Ebenso lehnte Herzen die mit dem Zarismus verbundene Orthodoxie ab. Er erklärte indessen, der Katholizismus sei durch seine Bindung an das Papsttum noch reaktionärer als der durch die orthodoxe Kirche gestützte Zarismus. [1])

Tjutcev konnte es nicht schwer fallen, den Zaren zu überzeugen, daß weder das Papsttum noch der Katholizismus die erhoffte „restaurative Kraft“ besaßen, um den revolutionären Bewegungen und Ideologien widerstehen zu können. Die Revolutionen in Rom — am Sitze des Paptstums, — in Wien, in Paris und anderen katholischen Ländern, hatten es schlagend erwiesen. Selbst der Franzose François Guizot (1787—1874) — ein eifriger Katholik — hatte gestanden: „Der römische Hof (der Vatikan) ist zu lange der Bundesgenosse der absoluten Gewalt gewesen, als daß seine Sache

[1]) Winter, a.a.O., S. 278 und 284.

nicht den Freunden politischer und religiöser Freiheit verdächtig sein sollte." Somit konnte sich der Zarismus im Bunde mit dem Papsttum nur kompromittieren. Daher meinten die russischen Intellektuellen angesichts der offenbaren Niederlagen des Papsttums gegenüber den revolutionären Bewegungen in Westeuropa, die katholische Kirche müsse sich mit der russisch-orthodoxen Kirche vereinigen und sich d i e s e r unterwerfen. Dostojewskij stellte in seinem Roman „Der Idiot" fest, der Katholizismus sei schlimmer als der Atheismus. In dem berühmten Roman „Die Brüder Karamasow" wies er durch die Gestalt des Großinquisitors auf die gefährliche Unduldsamkeit der römischen Kurie hin und zeigte, wie das wahre und urspüngliche Christentum durch das Papsttum umgestaltet und zu politischer Herrschaft mißbraucht worden war. Die Ideologie des Panslawismus gewann fortschreitend an Boden und nahm eine imperialistische Richtung. Von diesem Panslawismus hat Bismarck im Jahre 1879 gesagt, „es ist, als ob Rußland unter der Leitung der slawischen Propaganda die Erbschaft des napoleonischen Cäsarismus übernommen hätte ... Der Friede Europas ist seit dem Falle Napoleons von niemand als ausschließlich von dem slawophilen Rußland bedroht." Wir werden noch sehen, wie sich in der entwickelnden Slawophilie jesuitische Einflüsse bemerkbar machen, während die andere Richtung revolutionär-demokratische, ja völkische Bestrebungen vertrat.

Tjutcev hatte in seiner Denkschrift das russische Volk als den „Fels in der Sturmflut der Revolutionen" bezeichnet. Vermutlich hatte er dies mit Rücksicht auf den Zaren getan. Jedenfalls urteilt Winter, „das galt nur für das offizielle z a r i s t i s c h e Rußland. Wo die Sympathien des russischen V o l k e s in den stürmischen Jahren 1848/49 tatsächlich waren, zeigen die zahlreichen Unruhen im Lande selbst und sehr gut die Berichte der österreichischen Gesandten in Rußland." (S. 278) Auch die Zarin Katharina II. hatte sich geirrt, als sie die mit dem Zarismus verbundene russisch-orthodoxe Kirche für ein unüberwindliches Bollwerk gegen fortschrittliche, revolutionäre Gedanken hielt. Die Geschichte der Religionen zeigt, daß jede auf primitiven Vorstellungen beruhende religiöse Weltanschauung eines Tages von dem nach Erkenntnis strebenden Menschengeist überwunden wird. Denn — so sagte Schopenhauer – „Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben".

Angesichts einer solchen Lage in Rußland und der Entwicklung des Panslawismus wurde man im Westen bedenklich. Winter schreibt: „In den Geheimberichten des österreichischen Gesandten in Petersburg von Anfang 1854 nach Wien wird scharf zwischen dem r u s s i s c h e n K a i s e r und dem r u s s i s c h e n V o l k unterschieden. Während der Zar den Frieden wolle, wünsche die breite Masse die Befreiung ihrer slawischen Brüder auf dem Balkan. Eine Umkehr sei bei der augenblicklichen Erregung in Rußland nicht mehr möglich.

Herzen (Alexander Herzen) unterscheidet in der Situation des Krimkrieges mit Recht zwischen dem z a r i s t i s c h e n P a n s l a w i s m u s und der G e s i n n u n g d e s V o l k e s in Rußland, das von dem glühenden Wunsch beseelt sei, die Balkanvölker frei vom türkischen Joch zu wissen. Ein solches Streben des russischen Volkes sei revolutionär, weil es d i e V e r e i n i g u n g a l l e r s l a w i s c h e n V ö l k e r a u f r e v o l u t i o n ä r - d e m o k r a t i s c h e r G r u n d l a g e a n s t r e b e." (S. 284)

In Deutschland war dieses Bestreben, „die Vereinigung aller d e u t s c h e n L ä n d e r auf revolutionär-demokratischer Grundlage" herbeizuführen im Jahre 1848/49 an fürstlicher Eigensucht und konfessioneller Eifersucht gescheitert. Daher war man gegenüber derartigen Bestrebungen sehr mißtrauisch geworden. Zumal in dem österreichischen Kaiserstaat, weil eine Vereinigung Deutsch-Österreichs mit den übrigen deutschen Bundesländern auf r e v o l u t i o n ä r - d e m o k r a t i s c h e r G r u n d l a g e im ersten deutschen Parlament bereits beschlossen und eingeleitet worden war. Nur durch die gewaltsame Niederschlagung des Wiener Oktober-Aufstandes und der revolutionären Bewegungen in den deutschen Bundesländern wurde diese Entwicklung verhindert. Zar Nikolaus I. war dem österreichischen Kaiser Franz Joseph bei der Niederschlagung der Revolution behilflich gewesen, aber der sich jetzt auch in der russischen Politik bemerkbar machende Pan-

slawismus mit seiner imperialistischen Tendenz bereitete den österreichischen wie den jesuitischen Politikern große Sorge. Am 29. November 1850 hatte Österreich auf der Konferenz von Olmütz seine Vorherrschaft in Deutschland gegen das aufstrebende Preußen abgesichert, und am 18. August 1855 schloß der von dem Kardinal Rauscher beeinflußte Kaiser Franz Joseph jenes ungeheuerliche Konkordat, durch das Österreich praktisch dem Vatikan unterworfen wurde.

Auf jener Konferenz von Olmütz zeigte sich bereits die enge Verflechtung der österreichisch-politischen und der vatikanisch-kirchlichen Interessen. Allein der diplomatische Rückzug Preußens verhinderte eine vorgesehene und vorbereitete militärische Aktion Österreichs gegen Preußen, aus der sich zweifellos ein Krieg entwickelt haben würde. Die Hintergründe jenes österreichischen Vorgehens hat der dem österreichischen Kanzler Schwarzenberg und der Mutter des Kaisers Franz Joseph sehr nahestehende, den Jesuiten eng verbundene Frhr. v. Buß seinen Freunden im Jahre 1851 erläutert. Der Historiker Wilhelm Oncken hat darüber geschrieben:

„Der Kriegsplan dieser letzteren (der Jesuiten) aber ward grell beleuchtet durch eine Äußerung aus dem Jahre 1851, welche die ‚Neue Freie Presse' bekannt machte. Professor Buß in Freiburg, einer der politischen Beichtväter der Erzherzogin Sophie (der Mutter des jungen Kaisers Franz Joseph), und tief eingeweiht in die Ziele des Fürsten Schwarzenberg (des österreichischen Kanzlers), hatte über den Umschwung, der durch den Bußgang des Ministers v. Manteuffel (des preußischen Außenministers in Olmütz) eingetreten war, gesagt: „Es ist dieser friedliche Ausgang der Differenz mit Preußen ein großer Schlag für die katholische Kirche. Steht unser Radetzky (der österreichische Feldmarschall) in Berlin, so ist die Burg des Protestantismus gefallen, und der Papst wird von Berlin aus den deutschen Protestantismus in den Schoß der Kirche zurückführen. Staunen Sie nicht, meine Herren, ich weiß, was ich sage. In Württemberg allein schon haben wir über 50 protestantische Pfarrer, die ihre Unterwerfung unter den Primat (des Papstes) bereits zugesagt haben, wenn ihnen gestattet würde, ihre Ehe fortzuführen, und in Norddeutschland werden es noch mehr sein, wenn nur erst der Schwarzenberg dreinzufahren hat. Es war die Hauptabsicht, durch den Sieg über die Preußen den Protestantismus zur Anerkennung der (katholischen) Kirche zu zwingen, denn solange jener besteht, wird die Kaiserwürde nur ein frommer Wunsch bleiben. Das Kaiserreich muß wieder errichtet werden, und die Ungarn, die Kroaten, die Slowenen nehm' ich alle herein, und diese Schirmvogtei mit den Bajonetten von 70 Millionen hinter sich, wird die dreifache Krone des Papstes wieder zur Gesetzgeberin Europas machen. Für jetzt ist Schwarzenberg zu schwach gewesen; aber die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir diese Burg des Protestantismus langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Bezirken die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholizismus erhalten und Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netze von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern und durch eine Unzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugeteilt sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen."

Ähnliche Äußerungen hatte in jenen Tagen der Historiker Gfrörer getan, und was damals von vielen belächelt wurde, war nur zu bald zu einer furchtbaren Wahrheit geworden. Was ehedem unter vier Augen geflüstert, von dem einen als das Ziel tief versteckter Pläne angedeutet, von dem anderen mit ungläubigem Lächeln als Phantasterei hingenommen worden war, das wurde seit Ausbruch des großen Kirchenkampfes (im Jahre 1872) von allen Dächern gepredigt." [2])

Nun, was Oncken hier schrieb, ist inzwischen noch deutlicher

[2]) Wilhelm Oncken: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm", Berlin 1892, 2. Band, Seiten 478/9.

geworden. In Preußen waren die Könige der Hohenzollern zu beseitigen, in Rußland war es erforderlich, die Zaren auszuschalten, um die beiden Bevölkerungen und Kirchen dem Primat des Papstes zu unterwerfen. Die Beseitigung der beiden Dynastien erfolgte durch den ersten Weltkrieg. Was Frhr. v. Buß im Jahre 1851 angedeutet hatte, ist nun inzwischen so weit vorgeschritten, daß es heute unmöglich zu übersehen ist.

Schon vor dem Abschluß des Konkordates hatte der Kardinal Rauscher dem Kardinal Viale Prela am 6. August 1855 mitgeteilt, daß der österreichische Kaiser Franz Joseph nicht nur — wie einst als deutscher Kaiser — der „Schirmvogt der römischen Kirche sei", sondern auch „als Präsident des deutschen Bundes Schirmvogt über die katholischen Untertanen der protestantischen deutschen Fürsten" wäre. Daraus leitete der Kardinal verschiedene Rechte des Vatikans ab, um über die Katholiken in den anderen Staaten gesetzlich verfügen zu können.[3])

Aus dieser Sicht betrachtet, zeigen sich die Ursachen des im Jahre 1853 ausbrechenden Krimkrieges in einer ganz anderen, tieferen Bedeutung. Wir erkennen aber auch hier wieder realpolitische Vorder- und ideologische Hintergründe. Realpolitisch wollte sich der Zar Nikolaus I. einen Hauptanteil bei einer möglich erscheinenden Aufteilung der durch Kriege geschwächten Türkei — wie sie einst mit Polen vorgenommen worden war — sichern. Im Juli 1853 besetzten russische Truppen die Donaufürstentümer. Eine versuchte Vermittlung der Großmächte durch die Wiener Note vom 28. Juli 1853 blieb erfolglos. Am 1. November 1853 begann der offene Krieg zwischen Rußland und der Türkei. England und Frankreich griffen auf Seiten der Türkei in den Krieg ein, der nach verlustreichen Kämpfen erst im Jahre 1856 durch den Frieden von Paris beendet wurde.

Betrachten wir nun die Hintergründe, so zeigen diese — wie Eduard Winter sehr richtig sagt — „die engen Verflechtungen von wirtschaftlichen, politischen und kirchlichen Interessen in besonders deutlicher Weise. Der Papst stand

[3]) Nach den Veröffentlichungen der „Berliner Nationalzeitung" vom Dezember 1867, bei F. W. Ghillany: „Europäische Chronik", 4. Band, S. 183/4, Leipzig 1878.

hinter dem österreichischen Kaiser nicht nur, weil dieser Rußland gegenüber als unbedingter Schutzherr der römisch-katholischen Kirche auftrat, sondern weil in den fünfziger Jahren noch die Existenz des von den Päpsten so zäh verteidigten, aber längst schon überlebten Kirchenstaates von Österreich abhing. Je stärker Österreich war, desto sicherer war die Erhaltung des Kirchenstaates durch österreichische Bajonette. So wird der enge Zusammenhang zwischen Österreich und dem Vatikan im Krimkrieg durchaus verständlich". (S. 286) Mit diesen „österreichischen Bajonetten" hatte ja auch der Frhr. v. Buß so zuversichtlich gedroht, als er von der Einbeziehung der „Ungarn, Kroaten und Slowenen" in den österreichischen Kaiserstaat sprach. Hatte sich der Vatikan in dem neuerrichteten französischen Kaiserstaat eine Schutzmacht im Westen geschaffen, so wurde aus dem österreichischen Kaiserstaat eine solche Schutzmacht im Osten gebildet. Österreich trat zwar nicht mehr aktiv im Krimkrieg gegen Rußland auf, schloß jedoch am 2. Dezember 1855 — als Folge des Konkordates — ein Bündnis mit den Westmächten. Die drohende Haltung Österreichs zwang nun die Russen starke Truppenverbände bereitzustellen, um gegebenenfalls gegen die österreichische Armee zu operieren. Diese Truppen fehlten auf den anderen Kriegsschauplätzen und schwächten so die russischen Kampftruppen bei der Entscheidung. So trug dieses Verhalten Österreichs wesentlich zur Niederlage Rußlands im Krimkrieg bei. Dadurch wurde in Rußland naturgemäß eine starke Erregung verursacht, die das Anwachsen des Panslawismus wesentlich förderte und den Gegensatz zu den Westmächten verstärkte. Das wirkte sich auch auf die Beziehungen zum Vatikan aus.

Frankreich beteiligte sich gemäß der von Napoleon III. bestimmten klerikalen Politik aktiv an dem Krimkrieg. Dieser Krieg war indessen bei der französischen Bevölkerung unpopulär. Man erinnerte sich noch der Worte Louis Napoleons vor seiner Ernennung zum Kaiser: „*L'empire c'est la paix!*" Um den Kriegseintritt zu begründen, konstruierte Napoleon III. jetzt ein „Schutzrecht" über die „heiligen Stätten" in Palästina, die durch das Vorgehen der Russen bedroht würden. Also — eine Art Kreuzzugs-

parole, die ja auch heute noch beliebt ist. Realpolitisch gesehen, wollte Louis Napoleon durch seine Teilnahme an diesem Krieg aus seiner außenpolitischen Isolierung herauskommen, in die er — zumal gegenüber England — durch den verdammungswürdigen Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 geraten war. Persönlich war er durch den Zaren Nikolaus I. sehr verärgert worden. Während nämlich die übrigen Fürsten ihn als „Kaiser der Franzosen" anerkannt hatten, und ihn dementsprechend behandelten, verweigerte ihm der Zar die unter Kaisern und Königen übliche Anrede „*mon frère*". Der jeden revolutionären Gedanken verabscheuende Nikolaus I. wollte den ehemaligen Carbonaro und Freimaurer Louis Napoleon nicht als „Kaiser" anerkennen, obgleich dieser mit dem Empire ein autoritäres Regime in Frankreich eingeführt hatte. Dieses Regime hat ein zeitgenössischer anonymer Schriftsteller gekennzeichnet: „Das Empire ist der Jesuitismus und die Korruption im Innern, die Bravade nach Außen. Wenn das Innere ermattet hinsinkt, — *perinde ac cadaver* — so wird ein Aderlaß nach Außen appliziert. Wenn jede freie Regung im Innern erdrückt ist, und Frankreich nur noch einer stummen, zahlenden und gehorsamen Herde gleicht . . . so rührt der Empereur die Trommel wirbelnd, und erzählt von den Untaten der Russen zu Jassy und Bukarest und von ihren räuberischen Absichten auf Konstantinopel . . . Der Mann der Antithese, der die Kunst erfand, zu binden, was sich ewig flieht, als er Kaiser wurde, erfand er das Schiboleth: Sklaverei im Innern, Chauvinismus nach Außen, brutale Gewalt nach beiden Seiten, die eine gegen die Franzosen, die andere durch sie." [4])

Die Beteiligung am Krimkriege sollte das Prestige Napoleons III. im Innern stärken. Tatsächlich haben die französischen Truppen — zumal bei den Kämpfen um die Festung Sebastopol — die Hauptlast in diesem Krieg getragen.

Zar Nikolaus I. erlebte das Ende dieses verlustreichen Krieges nicht mehr. Er starb am 2. März 1855. Sein Sohn und Nachfolger, der Zar Alexander II., setzte den Krieg zwar noch fort, konnte aber die Niederlage Rußlands nicht verhindern. Außerdem brach

[4]) „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859, S. 97/98.

eine Finanzkatastrophe über Rußland herein, während sich in Frankreich eine wirtschaftliche Prosperität zeigte, die auf der ersten Pariser Weltausstellung des Jahres 1855 in Erscheinung trat. Wir haben aus der Schilderung des katholischen Priesters Gaston Ritter über das Finanzgebahren der Rothschilds während des spanischen Bürgerkrieges im Jahre 1835 entnehmen können, welche politischen Wirkungen hintergründige finanzielle Machenschaften zeitigen. Daher ist es möglich, daß auch im Falle Rußland und Frankreich ähnliche Maßnahmen der großen Finanzmagnaten eine Rolle gespielt haben. Die finanziellen und wirtschaftlichen Einflüsse in der Politik verstärkten sich zunehmend und bestimmten oft deren Richtung.

Das von dem Zaren Nikolaus I. mit dem Vatikan im Jahre 1847 abgeschlossene Konkordat wirkte sich in Rußland aus. Es verschaffte der römischen Kirche — wie stets in solchen Fällen — bedeutende Vorteile und größere Möglichkeiten zu ihrer Ausbreitung und Festigung. Nikolaus I. mochte erwartet haben, daß sein Entgegenkommen den Papst veranlassen würde, auf die politischen Gegensätze und Spannungen zwischen Rußland und Österreich — zumal auf dem Balkan — ausgleichend einzuwirken. Der Krimkrieg und seine Folgen bereiteten jetzt dem Nachfolger, dem Zaren Alexander II., noch größere Schwierigkeiten, ohne daß sich der Vatikan irgendwie einschaltete.

Der österreichische Kaiser Franz Joseph I. erfüllte die ihm durch das österreichische Konkordat des Jahres 1855 zugewiesene Aufgabe, als „Schirmvogt der römischen Kirche" zu handeln, mit der bekannten habsburgischen Frömmigkeit. Das erstreckte sich nicht nur auf die Innenpolitik, sondern machte sich auch Rußland gegenüber bemerkbar. Bekanntlich hat Leopold von Ranke in dieser habsburgischen Frömmigkeit eine „egoistische Ader" entdeckt, die jedoch auch sonst bei vielen sich fromm gebärdenden Staatsmännern und Politikern zu finden ist.

Nach dem Ausgang des Krimkrieges und der damit verbundenen Schwächung des russischen Einflusses in Europa, hatte der Vatikan keine Veranlassung mehr, zu Gunsten Rußlands bei der österreichischen Regierung zu intervenieren. Im Gegenteil. Der nach

Petersburg entsandte päpstliche Legat Chigi stellte unter Ausnutzung der entstandenen Lage und Berufung auf das bestehende Konkordat neue noch weitgehendere Forderungen, die der Zar mit Rücksicht auf die in der Bevölkerung verbreitete antirömische Stimmung nicht bewilligen konnte. Der Legat reiste verstimmt und enttäuscht nach Rom zurück.

Indessen hatten die im Ausland lebenden, teilweise zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen Russen damit begonnen, die Vereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit der römisch-katholischen zu propagieren. Dabei trat der russische Jesuit Prinz Gagarin besonders eifrig mit Wort und Schrift hervor. Auch in Rußland gewann er bald Anhänger für solche Pläne. Auf diese Weise entstand eine konservativ-revolutionäre Strömung. „Es handelte sich" — so urteilt Winter — „um eine bisher viel zu wenig beachtete und doch nicht so bezeichnete Gruppe adliger Russen, die wir am besten als katholische Slawophile ansprechen können." (a.a.O. 2. Bd. Seite 293)

Bei dieser Gruppe war der religiös-politische Einfluß der Gedanke des ultrakatholischen Papisten De Maistre ebenso deutlich erkennbar, wie er sich heute in der deutschen Bundesrepublik bei den Bestrebungen der sogenannten „Abendländischen Akademie" verrät und dort auch offen zugegeben wird. Das scheinbar „revolutionäre" Pathos dieser Gruppe zog zeitweilig viele fortschrittlich denkende Russen an. Auch solche die — wie Alexander Herzen — in schärfstem Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche standen, glaubten jene Gruppe unterstützen zu müssen. Bei diesen Russen wirkten zweifellos nationale Beweggründe mit. Sie erstrebten nach der Niederlage im Krimkrieg eine Reform des zaristischen Regierungssystems und suchten durch eine Verbindung mit der römisch-katholischen Kirche eine Annäherung an das westliche Europa — zumal an Frankreich — herbeizuführen. Dennoch zweifelte man daran, ob das autoritäre und reaktionäre System des Zarismus mit einem anderen autoritären und reaktionären System des Papsttums überwunden werden könne. So etwa sah es Alexander Herzen an. Er selbst verfolgte den revolutionär-demokratischen Weg weiter.

Der Zar Alexander II. hob zwar die Leibeigenschaft der russischen Bauern auf, wollte sich aber der autoritären Herrschaft nicht entäußern. So stand er vor den gleichen Problemen wie sein Vater, der Zar Nikolaus I. Winter kennzeichnete die derzeitige Lage folgendermaßen: „Wohl versuchten der neue Zar und seine Ratgeber, die revolutionäre Situation, die nach dem Krimkrieg immer stärker deutlich wurde, zunächst durch Ankündigung von Zugeständnissen zu meistern. Das gesellschaftliche Gefüge des zaristischen Rußlands mußte jedoch möglichst erhalten bleiben, das war der Wille des größten Teiles der herrschenden Klasse des Adels. Deswegen war die Frage nach der revolutionsfesten Ideologie gerade am Ende der fünfziger Jahre für das zaristische Rußland ebenso aktuell wie 1848 . . . Darüber stritten sich die orthodoxen Slawophilen heftig mit den katholischen. Ist das Katholische nicht für Rußland etwas Revolutionäres? Im Gegenteil, antworteten die katholischen Slawophilen, die katholische Kirche ist eine stärkere Schutzwehr gegen die Revolution als die orthodoxe. Diese Auseinandersetzung ging bis ins 20. Jahrhundert. Auch sie drehte sich also wieder um die Frage, welche Kirche größere Sicherheit gegen die Revolution biete." (a.a.O. 2. Bd. Seiten 295 u. 298)

Hier zeigte sich also wieder einmal, welche Funktion die Kirche mit dem Christentum für die herrschenden Klassen zu erfüllen hat und auch tatsächlich erfüllt. Das ursprünglich durchaus „irdisch" gedachte „Reich Gottes", das die ersten Christen ihren Gläubigen mit der „Wiederkunft Christi" versprochen hatten, wurde nach Errichtung einer Staatskirche durch den römischen Kaiser Konstantin mit theologischen Spekulationen in den „Himmel" verlegt und den bedrückten Menschen und Sklaven wurde d o r t ein Ausgleich aller ihrer irdischen Not und ihres zeitlichen Elends versprochen. So wurde das Christentum — wie Heinrich Heine sagte — „der Talisman" gegen alle revolutionären Gedanken. Aber — so meinte Heine — „jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht".

Aus diesem Grunde hat sich denn auch die russische Revolution des Jahres 1917 nicht nur gegen den Zarismus, sondern auch gegen die Kirche und den christlichen Glauben gewandt. Das Christen-

tum, in seiner Urform zwar radikal kommunistisch, hatte sich zu einer reaktionären Ideologie entwickelt, und die Kirche hatte sich in diesem Sinne betätigt. „Mit der Befestigung des Papsttums — schrieb der Sozialdemokrat Karl Kautsky — „ist die aufsteigende Entwicklung der Kirche vollendet. Von da an bedeutet jede weitere Entwicklung in Staat und Gesellschaft für sie einen Niedergang, wird die Entwicklung ihr Feind und sie der Feind jeder Entwicklung, wird sie eine durch und durch reaktionäre, die Gesellschaft schädigende Einrichtung . . . Aus dem Kommunismus hervorgegangen, zählt sie zu den erbittersten Feinden des modernen Kommunismus." [5])

Man könnte sagen, die Bestrebungen der Slawophilen liefen darauf hinaus, den sich ausbreitenden Panslawismus — *sit venia verbo* — „katholisch zu taufen". Sie berücksichtigten zwar die nationalen Tendenzen jener Ideologie, gaben aber das autoritäre System des Zarismus nicht preis, sondern wollten es durch den Katholizismus untermauern.

Nun hatte Papst Pius IX. jedoch in seiner Unterredung mit dem Abate Rosmini schon am 9. Juni 1849 ausdrücklich erklärt, „die konstitutionelle Regierungsform sei mit derjenigen der Kirche nicht vereinbar, die sogenannten konstitutionellen Rechte, wie die Freiheit der Presse, der Assoziation usw. seien an sich schlecht, unsittlich und daher mit dem Geist der Kirche inkompatibel". [6])

Aber gerade diese Rechte forderten die russischen Revolutionäre, ebenso wie jene in den übrigen europäischen Staaten. Daher schritten sie auf dem revolutionär-demokratischen Wege weiter und gerieten damit in schärfsten Gegensatz zu der römisch-katholischen Richtung in jener slawophilen Bewegung.

Bei diesen Erwägungen ist jedoch immer ein wichtiger Umstand zu berücksichigen, auf den Heinrich Heine einmal in seiner Weise am 3. Juni 1840 hinwies. Er schrieb nämlich schon damals über die Zusammenarbeit der Russen mit den übrigen unter türkischer Herrschaft lebenden griechisch-orthodoxen Christen in den Balkan-Ländern, „das Oberhaupt dieser griechischen Christen ist ja nicht

[5]) Karl Kautsky: „Der Ursprung des Christentums", Stuttgart 1908, S. 492.

[6]) Franz Xaver Kraus: „Cavour", Mainz 1902, S. 48.

der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konstantinopel führt — nein, ihr Oberhaupt ist der allmächtige Zar von Rußland, der Kaiser und Papst aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechischen Glaubens — er ist ihr geharnischter Messias, der Kanonendonnergott, der sie befreien soll vom Joch der Ungläubigen . . . Das ist ihr politischer wie religiöser Glaube, und sie träumen eine russisch-griechisch-orthodoxe Weltherrschaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Asien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde . . . Die Worte Napoleons auf Sankt Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikanische Republik oder eine russische Universalmonarchie sein werde, sind eine sehr entmutigende Prophezeiung." [7])

Eine solche Möglichkeit ist — *mutatis mutandis* — noch heute gegeben. Ob es sich dabei nun um eine „russische Universalmonarchie" oder ein „universales Sowjet-Regime" handelt und als Alternative um eine „amerikanische Republik" — ist für diese „entmutigende Prophezeiung" nicht ausschlaggebend. Heute ist jedenfalls der Kommunismus die Klammer, welche jene Staaten des Ostens zusammenhält.

Der große polnische Aufstand der Jahre 1863/64 gegen die russische Herrschaft führte zu einer neuen Entfremdung zwischen dem Zaren Alexander II. und dem Papst. Pius IX. war ein grundsätzlicher und heftiger Gegner aller Revolutionen, seitdem er deren gefährliche Wirkungen persönlich in Rom erlebt hatte. Aber dieser polnische Aufstand sollte zu einer Wiedervereinigung eines selbständigen polnischen Staates führen, wie er vor der Teilung im Jahre 1795 bestanden hatte. Polens Bevölkerung war katholisch und der jetzt russische bzw. preußische Teil Polens wurde durch „ketzerische" Regierungen verwaltet. Die früheren Katholisierungsbestrebungen in Rußland hatten — wie wir bereits bei dem Demetrius-Schwindel sahen — ihre Ausgangsbasis stets in dem katholischen, von Jesuiten beherrschten Königreich Polen. Es ist also durchaus verständlich, wenn der polnische Klerus die polnische Revolution gegen die „ketzerischen" Russen insgeheim förderte, zumal alle Revolutionäre Europas mit den Aufständi-

[7]) Sämtliche Werke, Hamburg 1867, 9. Band, S. 107.

schen sympathisierten, und auch die Juden sie nach Möglichkeit unterstützten. Allerdings waren deren Beweggründe und politische Erwartungen ganz andere als die des Klerus.

In dem polnischen Aufstand waren zwei Triebfedern vorhanden: das nationale, demokratische Streben der Polen nach Selbstbestimmung und Befreiung von dem autoritären Zarismus, und das religiöse Streben des katholischen Klerus nach der Befreiung von der Herrschaft der „ketzerischen" Russen. Während sich die revolutionären Bewegungen in den westlichen Ländern gegen den Zarismus und das Papsttum — als autoritäre Systeme — richteten, wollte der polnische Klerus zwar den Zarismus beseitigt wissen, aber nur um die Herrschaft der Kirche wieder, unabhängig wie einst, errichten zu können. Wie sehr der Kampf gegen den Zarismus bei dem polnischen Aufstand im Vordergrund stand, zeigt die Tatsache, daß er zeitweilig sogar auf Rußland selbst übergriff.

Aus dieser Situation ergab sich die widerspruchsvolle Haltung des Papstes Pius IX. Er verdammte zwar die Revolution als solche, wünschte aber zweifellos einen dem Katholizismus günstigen Verlauf, bei dessen Ausgang der Kirche die alleinige Herrschaft zufallen würde. Der Historiker Heinrich v. Sybel hat geschrieben: „Oft genug sind die Fälle vorgekommen, wo Radikale und Klerikale gemeinsam einer Staatsregierung zu Leibe gegangen sind: aber noch niemals hat die Welt es erlebt, daß der Gewinn des Sieges n a c h einem solchen Kampf in die liberale Hand gefallen wäre."[8])

Da die polnische Revolution niedergeworfen wurde, war dieses Ergebnis allerdings nicht festzustellen. Es wäre aber zweifellos eingetreten. Immerhin zogen selbst katholische Revolutionäre aus der zwiespältigen Haltung des Vatikans ihre Folgerungen und kamen — wie der katholische Priester K. Mikoszewski — in der Emigration zu recht bitteren Erkenntnissen. Mikoszewski erklärte nämlich nach der Niederschlagung des Aufstandes, „das Papsttum mit der weltlichen Macht des Kirchenstaates sei die reaktionärste Macht in Europa und das Unglück der Völker, die sich unter seinem Einfluß befänden. Rom mit seiner weltlichen Macht re-

[8]) Heinrich von Sybel: „Klerikale Politik im 19. Jahrhundert", Bonn 1874, S. 118.

präsentiere die Negation der Freiheit und Gerechtigkeit unter den Völkern. Das hatten die italienischen, französischen und deutschen Revolutionäre schon 1848/49 erkannt".[9])

Betrachtet man jetzt die Haltung des Vatikans gegenüber jener polnischen Revolution der Jahre 1863/64, so kann man jedenfalls sagen: Papst Pius IX. verfolgte deren Verlauf — um mit Shakespeare zu reden —

„With an auspicious and an dropping eye,
In equal scale weighing delight and dole."
(Mit günstigem und mit besorgtem Auge,
In gleichen Schalen wägend Leid und Lust.)

Am 20. Februar 1863 hatte der Papst in einem Breve und am 22. April 1863 in einem Handschreiben an den Zaren den Katholiken jede revolutionäre Agitation und die Beteiligung an dem Aufstand untersagt. Er hatte dem Zaren aber gleichzeitig vorgeworfen, die katholische Kirche in Rußland zu unterdrücken. Wenn nämlich die katholische Kirche und selbstverständlich auch die Jesuiten — unbehindert in Rußland und Polen hätten wirken können, so würde es keine Revolution gegeben haben. Alexander II. vernahm jetzt die gleichen Argumentationen, mit denen De Maistre den Zaren Alexander I. verlockt hatte.

Um nun aber den schlechten Eindruck seines Breves bei den katholischen Revolutionären in Polen zu verwischen und zugleich seinem Zorn über Alexander II. Ausdruck zu verleihen, hielt der Papst am 24. April 1864 im Konsistorium eine sehr aggressive Rede gegen den Zaren. Er sagte darin unter anderem:

„Ich will nicht gezwungen sein, eines Tages vor dem ewigen Richter auszurufen *vae mihi, quia tacui* (wehe mir, weil ich schwieg). Ich fühle mich inspiriert einen Potentaten zu verdammen, dessen Name ich in diesem Augenblick nur verschweige, um ihn in einer anderen Rede zu nennen, einen Potentaten, dessen ungeheures Reich sich zu den hyperboräischen Regionen erstreckt. Dieser Potentat, der sich fälschlich den katholischen des Ostens nennt, während er nur ein aus dem Schoße der wahren Kirche ver-

[9]) Nach A. Herzen: „Erinnerungen", Berlin 1907, 2. Band, S. 68 ff. bei Winter a.a.O., 2. Band S. 312.

stoßener Schismatiker ist, dieser Potentat unterdrückt und tötet seine katholischen Untertanen, die er durch Strenge zur Empörung getrieben hat. Unter dem Vorwande, diese Empörung zu unterdrücken, rottet er den Katholizismus aus. Er deportiert ganze Völkerschaften in die nördlichsten Gegenden, wo sie sich aller religiösen Unterstützung beraubt sehen, und ersetzt sie durch schismatische Abenteurer. Er verfolgt und tötet die Priester, er versetzt die Bischöfe in das Innere seines Landes und obgleich er heterodox und schismatisch ist, so wagt er es noch, einen von Mir gesetzlich in seiner Jurisdiktion eingesetzten Bischof abzusetzen. Der Unsinnige! Er weiß es nicht, daß ein katholischer Bischof auf seinem Bischofssitz oder in den Katakomben immer dasselbe ist und sein Charakter unvertilgbar." [10])

Diese ohne vorherige Verabredung gehaltene Rede des Papstes brachte den Kardinalstaatssekretär Antonelli in arge Verlegenheit. Wenn auch der Name des Zaren nicht genannt wurde, so wußte doch jeder, wer mit diesem „schismatischen Potentaten" gemeint war. Antonelli suchte daher den Eindruck dieser Rede — welche die polnischen Revolutionäre zweifellos begrüßten — zu verwischen. Aber auch der russische Kanzler Gorcakow wies den russischen Geschäftsträger in Rom, den Baron Meyendorff, an, über diese Rede zu schweigen. Die russische Regierung wollte wegen der Lage in Polen mit dem Vatikan nicht brechen, obgleich diese Rede des Papstes eine berechtigte Empörung in Petersburg auslöste.

Um nun die gegen die Katholiken in Polen vorgebrachten Verdächtigungen und Vorwürfe, sich revolutionär zu betätigen, zu entkräften, erließ Papst Pius IX. am 25. September 1865 die *Allokution „Multiplex inter"* gegen die Freimaurerei, die seit dem Jahre 1857 in Rußland wieder auflebte. In dieser Allokution führte der Papst die revolutionären Umtriebe auf die Wirksamkeit der Freimaurerei zurück. Es hieß in jener Allokution unter anderem: „Zu den zahlreichen Ränken und Künsten, mit welchen die Feinde des christlichen Namens die Kirche Gottes anzugreifen

[10]) F. W. Ghillany: „Europäische Chronik", Leipzig 1865, S. 658; Winter, a.a.O., 2. Band, S. 322.

wagten, und sie durch Anstrengungen, deren die Sache der Wahrheit nicht bedarf, zu erschüttern und zu bedrängen, muß sonder Zweifel jene verworfene Gesellschaft von Leuten, gewöhnlich Freimaurer genannt, gerechnet werden, die anfangs in Nacht und Dunkel sich bewegend, endlich zum gemeinsamen Untergang der Religion und der menschlichen Gesellschaft zu Tage getreten ist."

Der Papst erklärte weiter, diese geheime Verbindung sei keineswegs so ungefährlich, sie beschäftige sich nur zum Schein mit der Wohltätigkeit. Nicht grundlos müßten sich die Mitglieder der Freimaurerei durch einen schweren Eid verpflichten, ihren Zweck als das strengste Geheimnis zu bewahren, daher hätten schon die Päpste Clemens XII. und Benedikt XIV. die Freimaurer verdammt. Hätten die weltlichen Herrscher den Worten dieser Päpste Gehör geschenkt, so würde man nicht so viele aufrührerische Bewegungen, so viele verheerende Kriege, die ganz Europa in Brand gesetzt, so viele bittere Leiden, welche die Kirche heimgesucht haben und jetzt noch heimsuchen, zu beklagen haben. Die Sekte der Freimaurer sei nicht besiegt und niedergeworfen; im Gegenteil, sie habe sich so weit entwickelt, daß sie sich überall in diesen Tagen breit mache und kecker die Stirn erhebe.

Dann heißt es wörtlich: „Indem Wir hier vor Euch die Constitutionen unserer Vorgänger bestätigen, kraft unseres apostolischen Amtes, tadeln und verdammen wir diese Freimaurergesellschaft und die anderen Gesellschaften derselben Art, welche, obgleich unter anderen Formen, nach demselben Ziele streben und die sich offen oder heimlich gegen die Kirche und die legitime Gewalt verschwören. Wir wollen, daß die genannte Gesellschaft als von Uns geächtet und verworfen betrachtet wird unter denselben Strafen, welche Unsere Vorgänger bestimmt haben, und das angesichts aller gläubigen Christen, unter welchen Verhältnissen des Ranges und der Würde sie stehen und wo sie sich auf Erden befinden mögen." [11])

War der drohende Konflikt zwischen Rom und Petersburg noch

[11]) F. W. Ghillany, a.a.O., 3. Band, S. 72/73, Leipzig 1867; der ganze Text abgedruckt „Die Bauhütte, Zeitschrift für Freimaurer", 1865, S. 336 und „Freimaurer-Zeitung" 1866, S. 27.

einmal vertagt, so brach er am 27. Dezember 1865 erneut aus. Beim üblichen Neujahrsempfang des diplomatischen Korps in Rom machte der Papst dem russischen Gesandten, Baron Meyendorff, Vorwürfe über eine angebliche Unterdrückung der Katholiken in Rußland und Polen. Der Russe wies demgegenüber auf die Beteiligung der Katholiken an der Revolution hin und ließ durchblicken, daß der Vatikan dabei doch wohl nicht ganz unbeteiligt gewesen sei. Nach dem zeitgenössischen Bericht Ghillanys verlief die Szene folgendermaßen:

„Als der russische Gesandte, Baron Meyendorff, dem Papst Pius IX. seine Wünsche ausgedrückt hatte, schloß er Klagen über die hohe und die niedere polnische Geistlichkeit an und bedauerte, daß der Papst über die angebliche kirchliche Unterdrückung in Polen und über dortige kirchliche Persönlichkeiten übel berichtet sei. Der Papst antwortete, abgesehen von Privatnachrichten werde die Unterdrückung der katholischen Religion in Polen durch kaiserliche Ukase hinlänglich bewiesen. Der Gesandte gab hierauf eine hitzige Antwort, welche mit den Worten schloß: ‚In Polen ist der Katholizismus nur die Hülle der Revolution.' Auf diese Worte erwiderte der Papst: ‚Ich hege alle Achtung für die Person Ihres Souveräns, aber Ich kann nicht dulden, daß der Vertreter eines Souveräns mich in meinem eigenen Kabinett insultiere. Gehen Sie! (via!)'.

Baron Meyendorff verließ nun den Saal, und der Kardinal Antonelli übersandte sogleich eine telegraphische Depesche an den Nuntius in Wien, worin letzterem aufgetragen wurde, den österreichischen Minister Grafen Mensdorf zu bitten, den Vorgang nach Petersburg zu berichten. Das Benehmen des Gesandten v. Meyendorff wurde vom russischen Kaiser vollständig gebilligt. Der Gesandte erschien am 9. Februar bei dem Kardinal Antonelli und zeigte ihm an, daß der Zar, nachdem er vernommen, daß sein Vertreter nicht mehr unter anständiger Form im Vatikan empfangen werde, alle diplomatischen Verbindungen mit dem römischen Stuhl abbreche und seinen Gesandten zurückziehe." [12])

[12]) F. W. Ghillany, a.a.O., 3. Band, S. 125, Leipzig 1867. Winter a.a.O., 2. Band, Seite 330.

Am 29. Oktober 1866 kam der Papst noch einmal im öffentlichen Konsistorium auf diesen Vorfall zurück. Er wiederholte zwar seine erhobenen Vorwürfe, sagte aber einlenkend, „Wir wissen sehr wohl, daß die russische Regierung auf Grund einer unseligen und in jeder Beziehung verdammenswerten Revolution Veranlassung zu so grausamen Maßregeln gegen die Kirche genommen hat, während doch die der Rebellion Schuldigen mit den gesetzlichen Mitteln in Zwang gehalten und bestraft werden konnten, ohne daß man gegen die Kirche einen so harten Kampf führte".

Der preußische Gesandte v. Arnim, der den Wortlaut jener Rede in seinem Bericht vom 30. Oktober 1866 Bismarck übermittelte, meinte dazu, man müsse doch wohl die Autorität des Papstes unterstützen. Daher bemühte sich Bismarck zwischen der russischen Regierung und dem Vatikan zu vermitteln. Die russische Regierung ließ sich indessen nicht beeinflussen. In der Allokution vom 29. Oktober 1866 erklärte der Papst gewisse Verfügungen der russischen Regierung mit Bezug auf die katholische Kirche in Rußland für „ungültig". Infolgedessen wurde das im Jahre 1847 von dem Zaren Nikolaus I. mit dem Vatikan abgeschlossene Konkordat durch den Ukas vom 22. November / 4. Dezember 1866 von der russischen Regierung außer Kraft gesetzt.

Auch spätere Vermittlungsversuche — selbst von vatikanischer Seite — lehnte der russische Kanzler Gorcakow mit der Begründung ab, „Rußland werde nie damit einverstanden sein, daß sich ein fremder Priester (der Papst) in seine Angelegenheiten mische".

Mit dem Ukas vom 10./22. Mai 1867 wurde in Petersburg ein „römisch-katholisches Kirchenkollegium" errichtet. Dieses Kollegium regelte alle katholischen Kirchenangelegenheiten im russischen Machtbereich, unabhängig von Rom, nach Maßgabe der Regierung. Alle päpstlichen Erlasse erhielten erst nach Prüfung und Genehmigung durch das Kollegium Gültigkeit und Berechtigung zur Veröffentlichung. Die Umgehung dieser Behörde, der direkte Verkehr mit dem Vatikan oder eine direkte Entgegennahme von päpstlichen Erlassen wurde mit Geld- bzw. Gefängnisstrafen bedroht.

Dieses Kollegium wurde im folgenden Jahre zu einer „römisch-

katholischen Synode“ ausgebaut und trat damit neben die bestehende „griechisch-orthodoxe Synode“, welche ebenfalls seit der Verfügung des Zaren Peters d. Gr. der Staatsregierung bzw. dem Zaren unterstellt war.

Der Papst erkannte diese Regelung natürlich nicht an. In der Enzyklika „Levate“ vom 17. Oktober 1867 wurde allen Katholiken die Zusammenarbeit mit jenem Petersburger Kollegium bei Strafe der Exkommunikation untersagt. Daraus ergaben sich nicht nur viele Unzuträglichkeiten, sondern es erfolgten Bestrafungen von Bischöfen und Geistlichen durch die Staatsregierung. Die Teilnahme an dem 1. vatikanischen Konzil im Dezember 1869 zu Rom wurde den Bischöfen des russischen Machtbereiches untersagt.

Eduard Winter urteilt über diese Ereignisse:

„Der zaristisch-päpstliche Konflikt in den sechziger Jahren, der zum Abbruch der offiziellen diplomatischen Beziehungen führte, war zwar durch den polnischen Aufstand angeregt worden, aber die letzte Ursache des Konfliktes war der Kampf des Papalismus gegen den Petrinismus in Rußland (das heißt, der Kampf der Ost- und Westkirche). Das darf in diesem Kapitel der Geschichte der Beziehungen zwischen Rußland und dem Papsttum nicht übersehen werden. Gleichzeitig sei jedoch betont, daß der Petrinismus längst seine ursprünglich fortschrittliche Funktion verloren hatte und vielfach Ausdruck der zaristischen Beamtenwillkür geworden war. Freilich darf hierbei die tiefe Abneigung der breiten Massen der ostslawischen Völker gegen das Papsttum und die entschiedene Abneigung, in das Netz politischer Intrigen der vatikanischen Diplomatie zu kommen, nicht vergessen werden.“ [13])

[13]) Winter a. a. O., S. 334. Wenn man statt „Petrinismus“ das Wort „Protestantismus“, statt „Rußland“ das „Deutsche Reich“ einsetzt, und „die tiefe Abneigung der breiten Massen der deutschen Bevölkerung gegen das Papsttum“ berücksichtigt, so könnte man diese Kennzeichnung des russischen „Kulturkampfes“ genau so auf den deutschen „Kulturkampf“ beziehen, den Bismarck in den Jahren 1873 - 1888 gegen den Vatikan zu führen hatte. Es sind — mutatis mutandis — die gleichen Ursachen und Wirkungen.

Eine Verschiebung des politischen Gleichgewichts

Das Jahr 1866 brachte eine bedeutsame Wende für die künftige europäische Politik. Sie wurde durch den deutschen Staatsmann Bismarck herbeigeführt. Der preußische Sieg über Österreich in der entscheidenden Schlacht von Königgrätz bildete den Anfang. Als die Nachricht dieses unerwarteten preußischen Sieges im Vatikan eintraf, rief der Kardinalstaatssekretär Antonelli erschrocken aus: *„Il mondo casca!“*, die Welt stürzt ein. Diese Kennzeichnung der Folgen jener österreichischen Niederlage war vom vatikanischen Standpunkt aus gesehen, durchaus verständlich. Denn der Vatikan verlor auf diese Weise seine Schutzmacht im Osten, während sich mit der Gründung des norddeutschen Bundes ein neues deutsches Reich unter preußischer — also „ketzerischer“ — Führung zu bilden begann. Der Zar Alexander II. war mit dem König Wilhelm I. von Preußen verwandt. Außerdem hatte Bismarck es als Gesandter in Petersburg verstanden, gute Beziehungen zwischen Rußland und Preußen herzustellen. Jetzt trat Alexander II. in engere Verbindung mit Preußen und damit zu dem Norddeutschen Bund, dem embryonalen Gebilde eines werdenden deutschen Kaiserreiches.

Papst Pius IX. sah sich schon in Italien wachsenden Schwierigkeiten gegenüber und war dort scharfen Angriffen ausgesetzt. Er verlor aber nicht nur seine Schutzmacht Österreich gegen den Osten, sondern die Stimmung der Bevölkerung richtete sich dort nach dem Krieg von 1866 immer bedrohlicher gegen die Jesuiten und das Konkordat des Jahres 1855. Die Regierung wurde zunehmend mit Eingaben bedacht, welche die Aufhebung des Konkordats forderten. Ein dahinzielender Antrag des Stadtrates Dr. Kopp wurde in der Sitzung des Wiener Gemeinderates vom 19. Oktober 1866 angenommen. In der Begründung seines Antrages sagte Dr. Kopp unter anderem über die Jesuiten im Zusammenhang mit dem Konkordat:

„Es handelt sich hier nicht um einzelne Staatsbürger, sondern um eine ganze Korporation. Die Jesuiten besitzen kein spezifisch österreichisches Heimatrecht. Seit der Einführung des Konkordats ist der Ruf von ganz Österreich im Ausland gesunken. Der Konkordatsstaat ist dasjenige gewesen, was den Feinden Österreichs stets auf der Zunge gelegen war, der Konkordatsstaat war die Waffe, mit der man Österreich bekämpfte, der Konkordatsstaat ist der Feind, der es bei Königsgrätz geschlagen hat, der Konkordatsstaat ist es, der Österreich aus Deutschland geworfen hat. Wenn wir diesen Staat noch pflegen, dessen verkörperte Repräsentanten die Jesuiten sind, wenn wir den letzteren, nach dem sie aus dem ultramontanen Italien vertrieben sind, eine Zufluchtstätte gönnen, dann wird der Ruf, der bisher schon unser Feind war, noch unverhältnismäßig wachsen, dann wird sich die Zahl unserer Feinde noch mehr vergrößern, um Österreich ganz zu vernichten. Das ist die politische Seite der Frage; und wenn die Bevölkerung Wiens gegen die Einführung der Jesuiten protestiert, so protestiert sie gegen die Erniedrigung, gegen die Schmach Österreichs, weil sich Österreich von diesem Augenblick an einsam, verlassen, isoliert fände. Heute steht Österreich isoliert nicht als Machtstaat, noch ist es kräftig in seiner Erscheinung und in seinen Quellen; es steht isoliert da als Konkordatsstaat." [1])

Am 6. November 1866 demonstrierten die Wiener Studenten gegen das Konkordat und forderten stürmisch dessen Aufhebung. Papst Pius IX. förderte diesen Kampf gegen das Konkordat ungewollt dadurch, daß er mit seiner Allokution vom 22. Juni 1868 österreichische Staatsgesetze, die sich auf Schul- und Kirchenfragen bezogen, für „durchaus nichtig und ungültig" *(nulliusque raboris fuisse ac fore)* erklärte. Das löste eine große Empörung aus. Die wachsenden Differenzen wegen des Konkordates endeten damit, daß auch die österreichische Regierung das Konkordat mit dem Vatikan kündigte.

Das Verhalten des Papstes hat der Kardinal Hohenlohe seinem Bruder, dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst in einem Brief vom 15. September 1869 aus Rom erklärt. Er schrieb

[1]) Ghillany, a.a.O., 3. Band, S. 427, Leipzig 1867.

nämlich, „daß von allen den Plänen und Ideen Pius IX. gegen die Jesuiten keine Spur mehr übrig ist. Die Patres wissen, daß sie Pius IX. nur dadurch festhalten können, daß er in die Enge getrieben wird und sich zu ihnen flüchten muß. Pius IX. muß vollständig isoliert bleiben, d e s h a l b h e t z e n s i e i h n a u c h g e g e n a l l e R e g i e r u n g e n, damit er, mit allen Regierungen verfeindet, nie mehr auf einen grünen Zweig komme." [2])

Es sei hier, zeitlich vorweggenommen, darauf hingewiesen, daß Pius IX. am 5. Februar 1875 auch preußische Staatsgesetze für „ungültig" erklärte. Derartige Eingriffe in seine Hoheitsrechte konnte sich der preußische Staat ebensowenig gefallen lassen, wie die russische und österreichische Regierung im Jahre 1866 bzw. 1868.

Nachdem im Jahre 1868 in Spanien die Revolution erneut ausgebrochen und Religionsfreiheit verkündet worden war, konnte sich der Vatikan in Europa nur noch auf das kaiserliche Frankreich Napoleons III. stützen und berufen.

Als Folge der russischen Niederlage im Krimkriege war eine Umgestaltung des europäischen Staatensystems und eine Verschiebung der Machtverhältnisse eingetreten. Infolge der österreichischen Niederlage im Krieg 1866 zeichnete sich abermals eine solche Verschiebung ab. Gestaltete sich die erste zu G u n s t e n des Vatikans, so drohte sich die jetzt anbahnende Veränderung des europäischen Gleichgewichtes zu dessen U n g u n s t e n auszuwirken. Dem wollte Napoleon III. dadurch begegnen, daß er versuchte, ein Bündnis zwischen Frankreich und Rußland herbeizuführen. Da sich nach dem Krimkrieg eine wachsende Spannung zwischen Rußland und Österreich entwickelt hatte und wegen der orientalischen Frage zwischen Rußland und England wachsende Gegensätze entstanden, suchte Napoleon III. durch ein Bündnis mit dem isolierten Rußland aus seiner eigenen Isolierung herauszukommen. Er hatte darum wiederholt versucht, Rußland für sich zu gewinnen. Bismarcks Diplomatie und die persönlichen Beziehungen des Zaren zu König Wilhelm I. verhinderten diese französischen Pläne.

[2]) „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst", herausg. von Friedrich Curtius, Stuttgart 1906/7, 1. Band, S. 394 f.

Als der Zar im Jahre 1867 die zweite Pariser Weltausstellung besuchte, erfolgte ein Attentat auf die beiden Kaiser — Napoleon III. und Alexander II. — als sie im offenen Wagen von einer großen Truppenschau zurückkehrten. Napoleon III. wollte dem Zaren durch diese Truppenschau die militärische Macht Frankreichs demonstrieren, um ihn angesichts der Gründung des Norddeutschen Bundes und der sich anbahnenden Einheit Deutschlands, dem französisch-russischen Bündnis geneigter zu machen. Nach jenem mißlungenen Revolver-Attentat rief Napoleon III. pathetisch und sehr anzüglich aus: „Sire, wir haben zusammen im Feuer gestanden, nun sind wir Waffenbrüder!“ Alexander erwiderte jedoch kühl, ohne auf diese Anspielung einzugehen, „unsere Tage sind in der Hand der Vorsehung“. Diese „Vorsehung“ ist ja inzwischen zu einer gebräuchlichen politischen Vokabel geworden, die meistens dann verwendet wird, wenn es gilt, irgendwelche geheime politische Absichten zu verschleiern.

Inzwischen hatten auch die panslawistisch eingestellten Russen ihre Folgerungen aus der Schlacht von Königsgrätz (Sadowa) und der Niederlage Österreichs gezogen. Im Mai des Jahres 1867 fand in Moskau ein Slawenkongreß statt, auf dem das panslawistische Weltherrschaftsstreben erkennbar wurde. Bei einem darauf folgenden Festmahl in Petersburg hielt der serbische Vertreter Dr. Polit eine sehr aggressive Rede, die in den westlichen Staaten großes Aufsehen erregte. Der Serbe sagte nämlich mit einer Spitze gegen Österreich unter anderem: „Die Schlacht bei Sadowa (Königgrätz) hat das Schicksal des europäischen Ostens entschieden. Die germanische Welt hat sich von der slawischen getrennt. Die Frage über das Schicksal des Slawentums können wir jetzt allein, die Slawen, entscheiden, und in diesem Falle fällt die erste Rolle Rußland zu. Ja, meine Herren, Rußland ist jetzt nicht nur eine russische, sondern eine slawische, eine panslawistische Macht.“ Der Redner schloß mit einem Hoch auf die „baldige Lösung der slawischen Frage“. Er meinte, die Welt müsse sich fragen: welches ist diese Lösung? Haben die Slawen in Österreich Lust russisch zu werden? Soll ein panslawistisches Reich unter russischem Zepter errichtet werden? Es machte sich eine wachsende Agitation gegen Österreich

bemerkbar. Da die Teilnehmer des Kongresses nach der Rückkehr des Zaren aus Paris von diesem, dem russischen Kanzler Gorcakow und russischen Generalen besonders herzlich empfangen wurden, erhielt dieser Kongreß eine politische Bedeutung. [3])

Alexander II. hatte bereits im Jahre 1863 unter dem Eindruck der Nachwirkungen des Krimkrieges ein Bündnis zwischen Rußland und Preußen gegen Frankreich und Österreich für wünschenswert gehalten und vorgeschlagen. Von der klerikalen Seite betrachtet, war dies ein Bündnis der „ketzerischen“ Staaten gegen die beiden Schutzmächte des Vatikans im Osten und Westen. Durch Bismarcks russenfreundliche Beeinflussung des Königs Friedrich Wilhem IV. während des Krimkrieges hatte er sich das Vertrauen und Wohlwollen des Zaren Alexander II. erworben. Dieses Vertrauen festigte sich während Bismarcks Gesandtschaft in Petersburg so sehr, daß die heimlichen Bemühungen des russischen Kanzlers Gorcakow, ein russisches Bündnis mit Frankreich anzubahnen, fehlschlugen.

In Rußland herrschte seit dem unglücklichen Ausgang des Krimkrieges ein Haß gegen Österreich, der durch den Panslawismus noch genährt wurde. Daher hatten die Russen die österreichische Niederlage des Jahres 1866 mit schadenfroher Genugtuung aufgenommen. Als jetzt im Jahre 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, beobachtete der Zar Alexander II. Preußen-Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität. Nach der französischen Kriegserklärung an Preußen marschierte ein russisches Heer an der österreichischen Grenze auf, um das beabsichtigte Eingreifen Österreichs in den Krieg gegen Preußen zu verhindern. Diese drohende Geste Rußlands, und die raschen, entscheidenden Siege der deutschen Truppen in Frankreich bewirkten, daß die mit Napoleon III. verabredete Militärhilfe des österreichischen Kanzlers Beust und der hinter ihm stehenden klerikalen Kreise unterblieb. Das französische Kaiserreich brach schneller zusammen als die österreichische Armee eingreifen konnte.

---

[3]) F. W. Ghillany, a.a.O., 4. Band, S. 28/30, Leipzig 1878.
Die wachsende panslawistische Bewegung in Serbien bewirkte im Jahre 1914 die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Serajewo und diese löste infolge der engen Verflechtung der slawischen Staaten mit Rußland und des Bündnisses Österreichs mit dem deutschen Reich den ersten Weltkrieg aus.

Der Krieg von 1870/71 führte zum Sturz des französischen Kaiserreiches und zur Gründung des deutschen Reiches. Damit hatte der Vatikan wider Erwarten auch seine westliche Schutzmacht verloren. Die Folgen traten denn auch sofort ein. Am 20. September 1870 rückten italienische Truppen in Rom ein, entwaffneten die päpstlichen Truppen und besetzten den gesamten Kirchenstaat des Papstes. Der Jesuit Pachtler schrieb über diese Besetzung: „Nach der Schlacht bei Sedan waren die Minister (Italiens) immer noch in Betreff der Frage der Besetzung Roms sehr unentschieden. Höchst wahrscheinlich hätte sie gar nicht stattgefunden, wenn nicht vor dem Minister Lanza eine Deputation von Freimaurern erschienen wäre. Diese überreichten ihm einen kleinen Streifen Papier, worauf in sehr lakonischen Worten stand: wenn die Regierung nicht unverzüglich gegen Rom marschieren lasse, so breche in allen italienischen Städten die Revolution aus. Lanza las den Papierstreifen und untersuchte die Namensunterschriften; er sah, daß sie durchaus von Logenhäuptern waren und gab dem General Cadorna Marschbefehl." [4])

Damit fand der Kirchenstaat ein Ende, bis ihn der faschistische Diktator Mussolini im Jahre 1929 durch die dem Papst und der Kirche weit entgegenkommenden „Lateranverträge" wieder herstellte und mit diesen den Zusammenhang zwischen Faschismus und Katholizismus historisch dokumentierte.

Bismarck erläuterte die Zusammenhänge zwischen der kaiserlich-französischen Regierung und dem Vatikan in einigen seiner parlamentarischen Reden. Er sagte:

„Daß der Krieg (von 1870/71) im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Konzil deshalb abgekürzt ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung, in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom (im Vatikan) wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen als auf eine g a n z s i c h e r e S a c h e rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade — ich will nicht sagen ‚katholischen', sondern die r ö m i s c h - p o l i t i s c h e n, j e s u i t i s c h e n

[4]) G. M. Pachtler S. J., a.a.O., 2. Aufl. Amberg 1876, S. 422.

Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise tätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, ein Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde, und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war, und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Z u s a m m e n h a n g m i t d e n j e s u i t i s c h e n P r i n z i p i e n nachgewiesen ist — über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren. sondern auch aus Mitteilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß."

„Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Verkündung der vatikanischen Beschlüsse (18./19. Juli 1870) zusammenfiel, erfolgreich gewesen wäre, so weiß ich nicht, was man auch auf unserem kirchlichen Gebiet, von den *gestis Dei per Francos* (den Taten Gottes durch die Franzosen) zu erzählen haben würde. Ähnliche Pläne haben vorgelegen vor dem l e t z t e n K r i e g e m i t Ö s t e r r e i c h (im J a h r e 1 8 6 6), ähnliche Pläne haben vorgelegen v o r O l m ü t z (i m J a h r e 1 8 5 0), wo ein ähnliches Bündnis bestand gegenüber der königlichen Macht, wie sie in unserem Lande besteht, auf einer Basis, wie sie von Rom nicht anerkannt wird. [5])

Es ist meines Erachtens eine F ä l s c h u n g d e r P o l i t i k u n d G e s c h i c h t e, wenn man S. Heiligkeit den Papst ganz ausschließlich als den Hohenpriester einer Konfession oder die katholische Kirche als Vertreter des Kirchentums überhaupt betrachtet. Das Papsttum ist eine p o l i t i s c h e M a c h t jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat. D i e P r o g r a m m e s i n d b e k a n n t !" [6])

Allerdings sind diese Programme bekannt! Dennoch meint jede

[5]) Vergl. die Erklärung des Frhr. v. Buß aus dem Jahre 1851, S. 216/17.

[6]) Rede Bismarcks im deutschen Reichstag am 5. Dezember 1874 und Rede im preuß. Herrenhaus am 10. März 1873 nach den Stenogrammen.

Regierung sie trotz der bittersten Erfahrungen der Geschichte mißachten zu dürfen. Die Völker haben es zu büßen!

Im Jahre 1873 gelang es Bismarck, den wachsenden Gegensatz zwischen Rußland und Österreich durch das sogenannte „Drei-Kaiser-Abkommen" zu mildern. In dieser Vereinbarung verpflichteten sich das deutsche Reich, Österreich und Rußland im Falle eines Angriffes von anderer Seite zu einer wechselseitigen Verständigung.

Indessen wirkten sich aber die panslawistischen Tendenzen durch die Gegensätze auf dem Balkan auch in der offiziellen russischen Politik aus. Die Heeresreform des Zaren Alexander II., die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland (im Jahre 1874), das russische Eingreifen auf dem Balkan und der drohende russisch-türkische Krieg — zumal die sich jetzt in der russischen Politik offenbarenden imperialistischen Tendenzen des Panslawismus, veranlaßten den englischen Gesandten am 2. November 1876 von dem Zaren Alexander II. bei einer Audienz in Yalta Aufklärung über die aggressiv-imperialistischen russischen Pläne zu erbitten, die in dem sogenannten „Testament Peters des Großen" dokumentarisch niedergelegt worden waren. Bereits Napoleon I. hatte diese Dokumente im Jahre 1811 veröffentlichen und kommentieren lassen, um die westeuropäischen Staaten auf die russischen Eroberungsabsichten hinzuweisen.[7])

Die Dokumente, welche diesen Plänen zugrunde lagen, waren im Jahre 1797 von dem polnischen Emigranten Sokolnicki aus Warschau nach Paris gebracht und der französischen Direktorialregierung übergeben worden. Die Bezeichnung „Testament Peters des Großen" war allerdings eine Fälschung, denn dieser Zar hat kein derartiges Testament hinterlassen. Der Inhalt dieser Papiere war indessen für den Westen alarmierend. Die in diesen Dokumenten aufgestellten militärischen und politischen Ziele waren von den russischen Regierungen bereits so offensichtlich verfolgt, ja teilweise erreicht worden, daß die Besorgnis des englischen Botschafters verständlich war.

[7]) „De la politique et des progrès de la puissance russe, depuis son origine jusqu'au commençement du XIX e. siècle" par M. Lesure, Paris 1811.

Der Zar beruhigte den englischen Gesandten und erklärte ausweichend, jene imperialistischen Pläne für „Illusionen und Phantome der Zarin Katharina II. und ihrer Minister". Die Fortentwicklung der russischen Politik bis heute hat jedoch erwiesen, daß diese „Illusionen und Phantome" tatsächlich Realität und Aktualität gewonnen haben! So war — um nur eines der in jenen Dokumenten genannten Ziele zu nennen — „die Ausdehnung Rußlands längs des baltischen Meeres" geplant. Das ist jetzt voll und ganz erreicht. Heute erstreckt sich der russisch-sowjetische Machtbereich „längs des baltischen Meeres" von Finnland bis Travemünde!

Der russisch-türkische Krieg brach im Jahre 1877 aus. Seine Auswirkungen und Folgen konnten wegen der Spannungen zwischen Österreich und England einerseits und Rußland andererseits zu einem europäischen Kriege führen. Auf persönliches Ersuchen des Zaren gelang es Bismarck, die gegnerischen Mächte auf dem Berliner Kongreß (vom 13. Juni bis 13. Juli 1878) zu einer Übereinkunft zu bewegen und auf diese Weise den Krieg zu verhindern. Weil Bismarck Österreich unterstützt hatte, brachte das Ergebnis des Kongresses für die Russen eine Enttäuschung. Ein Jahr darauf schloß das deutsche Reich den Zweibund mit Österreich, der dann im Jahre 1882 durch den Beitritt Italiens zu einem Dreibund der Mittelmächte erweitert wurde. Dadurch verschlechterten sich die bisherigen guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Rußland.

Der Zar Alexander II. wurde — nach verschiedenen mißglückten Attentaten — im Jahre 1881 durch einen Bombenanschlag getötet. Ihm folgte sein Sohn als Alexander III. auf dem Zarenthron. Der Panslawismus breitete sich durch die Propaganda verschiedener slawischer Vereine und Gesellschaften in Rußland immer weiter aus. Im Zusammenwirken mit der zaristischen Regierung und der russisch-orthodoxen Kirche wurde der Panslawismus zu einer wirksamen politisch-ideologischen Waffe, die sich vor allem gegen Österreich-Ungarn richtete. Diese Entwicklung verschärfte die bereits bestehenden Gegensätze und Spannungen zwischen diesen beiden Staaten.

Der Panslawismus richtete seine Angriffe jedoch auch gegen das jetzt mit Österreich verbündete Deutsche Reich. Der deutschfeindliche russische Kanzler Gorcakow förderte diese panslawistische Propaganda, die sich unter Leitung des russischen Innenministers Ignatjew zu einer wahren Kriegshetze auswuchs. Einer seiner Hauptagenten, der russische General Skobelow suchte im Januar 1882 die französische Regierung für ein russisch-französisches Militärbündnis zu gewinnen. Nachdem dieser General bereits in Paris am 24. Januar 1882 eine hetzerische Rede gegen das Deutsche Reich gehalten hatte, suchte er während seiner vom Zaren befohlenen Rückreise nach Rußland die Polen in Warschau aufzuhetzen. Er sagte dort am 2. März 1882 unter anderem: „Der beste Russe ist unser Kaiser. Wie er über die große slawische Sache denkt, wissen Sie, weiß Europa, und wenn Sie mich dennoch auf Befehl unseres Kaisers hier sehen, erblicken Sie darin eine neue Demütigung von der Seite jenes Mannes, der nur durch Blut und Eisen ein Reich gegründet hat, das nur durch russisches Blut und Eisen zertrümmert werden kann und muß!"

Der Zar Alexander III. hielt indessen an der bisherigen Deutschland-Politik seines Vaters fest. Am 7. März empfing er den General unter vier Augen, um ihn über die Lage aufzuklären. Skobelow kehrte in seinen Standort Minsk zurück und starb dort plötzlich am 7. Juli 1882. Sein Gesinnungsgenosse, der deutschfeindliche Außenminister Gorcakow wurde am 9. April 1882 entlassen und durch den Baron Giers ersetzt. Am 12. Juni 1882 mußte auch der panslawistische Innenminister Ignatjew ausscheiden. Sein Nachfolger wurde Graf Tolstoj.[8])

Mit dem neuen Außenminister v. Giers schloß Bismarck dann im Jahre 1887 den sogenannten „Rückversicherungsvertrag", das heißt, ein geheimes Neutralitätsabkommen zwischen Rußland und dem Deutschen Reich auf drei Jahre, unter Anerkennung der historischen Rechte Rußlands auf dem Balkan und einer diplomatischen Unterstützung Rußlands in der Meerengenfrage.

Dadurch war Deutschland gegen einen Zweifrontenkrieg gesichert und gleichzeitig der europäische Friede gewährleistet.

[8]) Hans Blum: „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks — Politische Geschichte von 1871 bis 1890", Leipzig 1893, Seite 454 - 458.

Neue Verbindungen und neue Zerwürfnisse mit dem Vatikan

Der „Kulturkampf", das heißt, die im Jahre 1871 im Deutschen Reich beginnenden und sich bis zum Jahre 1888 hinziehenden Auseinandersetzungen und Machtkämpfe zwischen Staat und Kirche, wurden in Rußland mit Beifall und Befriedigung verfolgt. Zumal die im Jahre 1872 erfolgende Ausweisung der Jesuiten wurde von der russisch-orthodoxen Kirche ebenso begrüßt wie von der protestantischen Kirche in Deutschland. In beiden Ländern hatte man die unheilvolle Wirksamkeit des Jesuitenordens hinreichend erlebt und diese Gefahr für den Staat und Andersgläubige erkannt. Ebenso fand die Auflehnung des katholischen Theologen Ignaz Döllinger gegen das neue Dogma von der „Unfehlbarkeit des Papstes" und die sich im Anschluß daran entwickelnde Bewegung des „Alt-Katholizismus" große Beachtung in Rußland. Denn gerade jenes Dogma hatte in Deutschland wie in Rußland ganz besondere Empörung ausgelöst. Man hielt in Rußland sogar einen Zusammenschluß der russisch-orthodoxen mit der protestantischen Kirche für möglich, ja, für gegeben, um den päpstlichen Ansprüchen und Angriffen auf den Staat gemeinsam begegnen zu können. Der russische Schriftsteller L. A. Spicakow, der sich besonders mit Kirchenfragen beschäftigt hatte, wandte sich im Jahre 1878 an die deutsche Botschaft in Petersburg, um als Folgerung aus dem sogenannten „Kulturkampf" Bismarcks, die Gründung einer deutschen Nationalkirche zu empfehlen, die etwa der russischen entsprechen könnte.

Der bekannte russische Dichter Dostojewskij beobachtete den „Kulturkampf" in Deutschland und die Entwicklung des Alt-Katholizismus ganz besonders aufmerksam. Er stimmte zwar Bismarck bei seinem Kampf gegen die Papstkirche durchaus zu, erkannte aber auch die Halbheiten in diesem Kampf und sah daher dessen Erfolglosigkeit voraus. Folgerichtig geführt, hätte dieser „Kulturkampf" — wie Dostojewskij richtig vermutete — zum

Atheismus führen müssen, das heißt — wie man diesen damals definierte — zu einem irreligiösen Materialismus. „Aber — so urteilt Winter — „der Atheismus führte zur Revolution, und das konnte weder Bismarck zugeben, noch konnte Dostojewskij aus seiner Ideologie, die sich nicht wenig unter dem Eindruck des Schreckens der formalen Hinrichtung und seiner Erlebnisse in Sibirien (Totenhaus) gebildet hatte, diese Konsequenzen zulassen. Deswegen klammerte er sich in seinen politischen konfessionellen Überlegungen um so entschiedener an die russisch-orthodoxe Kirche als Hort der Restauration.“ (a.a.O. Seite 346) [1])

Die Furcht vor Revolutionen auf der Regierungsseite und die Behauptungen der Jesuiten, die römisch-katholische Kirche sei allein befähigt, durch ihre Lehren und Organisationen alle Revolutionen zu verhindern, hatte die Zaren immer wieder bewogen, die schon so oft abgebrochenen Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml wieder herzustellen. Nachdem Marx und Engels im Jahre 1848 das „Kommunistische Manifest“ veröffentlicht hatten, verlagerte sich das revolutionäre Pathos zunehmend auf das wirtschaftlich-gesellschaftliche Gebiet der Soziologie. Es entstand eine wachsende revolutionäre Arbeiterbewegung und aus ihr heraus organisierte sich die Sozialdemokratie.

Die Regierungen fühlten sich durch diese neue Bewegung angegriffen und bedroht. Papst Leo XIII., seit dem Jahre 1878 der Nachfolger Pius IX., war bestrebt, die abgerissenen Verbindungen mit dem Deutschen Reich sowohl wie auch mit Rußland wieder anzuknüpfen. In beiden Fällen bediente sich der Papst der Furcht vor der Sozialdemokratie, um die Regierungen verhandlungsbereit

[1]) Das Wort Atheismus wird heute meistens falsch gebraucht. Atheismus ist keineswegs gleichbedeutend mit Irreligiosität. Ein Atheist ist ein Mensch, der die Existenz eines persönlichen Gottes (theos) leugnet. In diesem Sinne bezeichnete sich Schiller dem dänischen Dichter Baggesen gegenüber als einen „Atheisten“, das heißt als einen Menschen, der zwar nicht an einen persönlichen Gott glaubt, wie es im Christen- und Judentum geschieht, der aber keineswegs religionslos ist. In diesem Sinne verstanden, war auch der große deutsche Physiker Max Planck „Atheist“. „Daß ich selber seit jeher tief religiös bin“, — bekannte er in einem Brief vom 18. Juni 1947 — „daß ich aber nicht an einen persönlichen Gott, geschweige denn an einen christlichen Gott glaube“, fügte er unmißverständlich hinzu.

Darstellung des „Kulturkampfes“ in Deutschland mit ausführlicher Dokumentation in „Das päpstliche Rom und das Deutsche Reich“, Hannover 1964.

zu machen, und von ihnen Zugeständnisse zu erlangen. Er selbst nahm den Kampf gegen die Sozialdemokratie auf. Der neue Kardinalstaatssekretär Franchi lehnte die Sozialdemokratie entschieden ab. Der bayerische Gesandte beim Vatikan hatte bereits am 14. Juni 1878 gemeldet, „der Kardinal spricht den Sozialdemokraten das Recht ab, als politische Partei behandelt zu werden. Nach seiner Auffassung sind dieselben einfache, die öffentliche Ordnung und Ruhe gefährdende und die Grundlagen aller lebensfähigen Staatseinrichtungen untergrabende Missetäter“.

Papst Leo XIII. hatte bereits am 21. April 1878 die Enzyklika *„Inscrutabili Dei“* gegen „alle Feinde der öffentlichen Ordnung“ erlassen, welche die Autorität der Kirche zerstören und auch den Staat gefährden. Am 28. Dezember 1878 folgte die Enzyklika *„Quod apostolici muneris“*. In diesem Runderlaß wurden die Sozialisten Staatsfeinde genannt, angeprangert und verdammt. Schließlich bildete die Enzyklika *„Humanum genus“* vom 20. April 1884 gegen die Freimaurerei den Abschluß. Die Freimaurer wurden erneut verdammt, als geheime und revolutionäre Gesellschaft gebrandmarkt, deren Ideologie die Sozialisten fördere. In dieser Enzyklika hieß es unter anderem, „die Sekte der Freimaurer ist in anderthalbhundert Jahren über alles Erwarten gewachsen, sie hat sich frech und listig in alle Zweige der Staatsverwaltung eingedrängt und fängt an, so mächtig zu werden, daß sie in den Staaten fast zu herrschen scheint . . . Des öfteren haben Wir schon die Uns gebotene günstige Gelegenheit benutzt und einige Hauptgrundsätze widerlegt, auf welche die falschen freimaurerischen Ideen am meisten Einfluß zu haben scheinen. So haben Wir in Unserem Rundschreiben ‚*Quod apostolici muneris*‘ die groben Irrtümer der Sozialisten und Kommunisten zu widerlegen gesucht . . .“ [2])

Der Papst behauptete also implizite, die Freimaurer ständen in einem gewissen Zusammenhang mit der Sozialdemokratie, und deren Ideologie würde von ihnen beeinflußt. Bismarck war allerdings anderer Meinung. Er erklärte in seiner

[2]) Abgedruckt in der „Freimaurer-Zeitung“, Jahrgang 1884, S. 156. Acta Leonis XIII. vol. I, p. 46.
K. Lugmayer: „Die gesellschaftlichen Rundschreiben Leos XIII.“, Wien 1930.
„Sämtliche Rundschreiben, lat. und deutsch“, 6 Sammlungen, Freiburg 1878 - 1904.

Rede im deutschen Reichstag am 28. November 1885, „die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokraten sein, und ich halte es nicht für bewiesen, daß nicht unter den heutigen Führern schon einige sein können, die ihre Weisungen von dem Elemente des Jesuiten-Zentrums" erhalten.

In beiden Fällen hielt es Bismarck für angebracht, die von Papst Leo XIII. bekundete Ablehnung der Sozialdemokraten auszunutzen, um dessen Unterstützung bzw. die Unterstützung der katholischen Zentrumspartei im Reichstag bei dem von ihm beabsichtigten Sozialistengesetz zu erhalten. Dazu war es aber erforderlich, den „Kulturkampf" abzubrechen. Wie sehr sich Bismarck irrte, zeigt seine Note vom 20. April 1880 an den deutschen Botschafter in Wien, der mit dem päpstlichen Nuntius Jacobini wegen des Friedens mit dem Vatikan verhandelte. Bismarck beschwerte sich darin, daß trotz der Vorbesprechungen mit dem vatikanischen Vertreter die katholische Zentrumspartei seine Regierung im Bunde mit den Sozialisten und den katholischen Adeligen nach wie vor bekämpfte. Leo XIII. tat nichts, um diese Koalition aufzulösen. Die politische Praxis des Vatikans entsprach also keineswegs der Theorie der Enzykliken. Schon am 25. November 1881 schrieb Bismarck an den neuen Kultusminister v. Goßler: „Was hilft uns die theoretische Parteinahme des römischen Stuhles gegen die Sozialisten, wenn die katholische Fraktion im Lande unter lauter Bekennung ihrer Ergebenheit in den Willen des Papstes in allen ihren Abstimmungen den Sozialisten wie jeder anderen subversiven Tendenz öffentlich Beistand leistet?" Schon in seinem Brief vom 12. August 1878 an König Ludwig II. von Bayern hatte Bismarck gemeint: „Der Papst besitzt die Mittel nicht, durch welche er uns die nötigen Gegenleistungen machen könnte . . . da er über den Einfluß der Jesuiten auf deutsche Verhältnisse nicht verfügt." Das galt für russische Verhältnisse genau so.

Natürlich war die Entwicklung weder durch papierene Sozialisten-Enzykliken noch durch Sozialisten-Gesetze aufzuhalten. Johannes Scherr, ein scharfsichtiger politischer Beobachter jener Zeit, hatte dies sehr wohl erkannt. Er schrieb darüber: „Die riesenhafte Entwicklung der Großindustrie und der mit derselben naturnotwendig verbundenen Züchtung eines millionenzähligen Proletariats steigern von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die soziale Krisis, und diese wird unausweichlich zur großen Katastrophe führen, zur größten der sogenannten Weltgeschichte, zur Durch- und Ausfechtung des grimm- und wutvollsten Kampfes, des Klassenkampfes."

Es hörte niemand auf ihn und man traf keine praktischen Maßnahmen, um diese Entwicklung zu steuern. Daher rief Scherr seinen einsichtlosen Zeitgenossen zu: „Schwindelt, geldsäckelt, prangt, praßt und protzt lustig weiter: kommen wird freilich der Tag, der wüste rote Tag, wo die große Liquidation anhebt. Protzt und schwindelt weiter, Pioniere des Kommunismus! Aber wenn, was ihr gegründet, über euch und eure Kinder zusammenstürzt, dann schreit und wehklagt nicht, sondern duldet, was ihr verschuldet habt." [3])

In Rußland hat es jene Klasse nach der Revolution des Jahres 1917 erlebt. Man könnte aber bei diesem Kassandraruf Scherrs an eine gewisse Prominenz westlicher Länder, an deren Luxus und wirtschaftliche Maßnahmen denken, so daß jene Worte durchaus nicht etwa unzeitgemäß sind! Denn auch heute treiben derartig protzende „Pioniere des Kommunismus" ihr Wesen oder besser ihr Unwesen.

In Rußland wurden die Anzeichen der revolutionären Stimmung in der Bevölkerung von der Regierung mit wachsender Sorge beobachtet. Die Ermordung des Zaren Alexanders II. hatte diese Sorge in erschreckender Weise gerechtfertigt. Bald nach dem Mordanschlag fanden in Rußland zahlreiche Judenpogrome statt, und im Jahre 1882 erließ die Regierung verschärfte Ausnahmebestimmungen gegen die Juden. Die Bewegung des „*Narodnicestvo*" hatte einen revolutionären Charakter angenommen, und die sogenannten „Nihilisten" suchten die revolutionäre Stimmung durch Terrorismus zu fördern. Die verweigerten Reformen erzeugten im Jahre 1825 die Rebellion der Dekabristen, der seit jener Zeit grau-

[3]) Johannes Scherr: „Das rote Quartal" in der Sammlung „Größenwahn", Leipzig o. J., S. 397; „Hammerschläge und Historien", 3. Aufl., 1. Band, S. 429/30, Zürich 1878.

sam verfolgte Liberalismus entwickelte sich zum Nihilismus und entartete schließlich zum Terrorismus. Indessen — so meinte Scherr — „der russische Nihilismus ist nicht so rätselhaft, wie er aussieht. Es läßt sich in demselben unschwer ein logisch-notwendiges Produkt der Geschichte Rußlands erkennen. Man kann seine Eltern ganz bestimmt nachweisen: der Vater heißt Zarismus, die Mutter Korruption".

Nach der erfolgreich aufgenommenen Verbindung Leos XIII. mit dem Deutschen Reich — der erfreute Papst verlieh Bismarck den Christus-Orden, die höchste Auszeichnung des Vatikans — war es — so schreibt Winter — „nicht verwunderlich, daß Leo XIII. auch mit dem zaristischen Rußland wieder in freundschaftliche Verbindung zu kommen suchte. Die Zaren hatten schon lange verstanden, welch wertvolle Bundesgenossen die Päpste eigentlich waren. Hier schien dem phantasiebegabten Stellvertreter Gottes auf Erden ein ganz großes Ziel zu winken. Der alte Traum einer Union der russischen Kirche mit der römischen, dessen Erfüllung gerade in den letzten Jahrzehnten weiter entfernt schien als zuvor, trat wieder stärker in das Blickfeld dieses trotz seines hohen Alters noch recht elastischen Papstes. Ein Mittel, um zu diesem Ziel zu gelangen, war das werbende Angebot des Papstes, seine unfehlbare Autorität zur Unterdrückung jeder revolutionären Bewegung und zu Gunsten der Erhaltung des Zarismus einzusetzen." (S. 357)

Die hin- und hergehenden Verhandlungen und Botschaften hatten schon unter der Regierung des Zaren Alexander II. begonnen und wurden unter Alexander III. fortgesetzt. Immer wieder tauchten — hier oder dort — Bedenken, Forderungen, Schwierigkeiten auf, die mehr oder weniger unerfüllbar waren, nicht zerstreut oder beseitigt werden konnten. Die Verhandlungen wurden von dem päpstlichen Nuntius Jacobini geführt, der auch mit Bismarck bzw. mit dem deutschen Botschafter in Wien verhandelte.

Winter hat den Papst Leo XIII. folgendermaßen gekennzeichnet: „Der Papst als geistiger Weltherrscher — das war das Bild, das Leo XIII. unentwegt vor Augen stand. Nicht umsonst hatte er sich seinen engeren Landsmann Innozenz III., den Weltherrscher im Mittelalter, zum Vorbild genommen. Wie dieser sprach er vom Papst als dem *‚Vicarius Christi'*, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, und noch im Tode wollte er mit seinem großen Vorbild und Lehrmeister vereint sein. Heute noch künden in der Laterankirche in Rom rechts und links vom Hochaltar die Grabmäler der Päpste Innozenz III. und Leo XIII. von diesem Sendungsgedanken und dem Glauben Leos XIII. an die Weltherrschaft." (a.a.O. S. 358)

Winter meint, „solche Überlegungen sind wichtig, um die Ereignisse zu verstehen". Bismarck meinte dazu, „der jetzige Papst (Leo XIII.) ist allerdings verständiger und vielleicht milder als der vorige (Pius IX.) . . . Aber wer steht uns dafür, daß der Nachfolger ebenso denkt? D a s i s t t a u s e n d J a h r e s o g e w e s e n i n d e r K i r c h e u n d w i r d s o b l e i b e n, s o l c h e A n s p r ü c h e. E i n P a p s t k a n n d i e a l t e P o l i t i k f r i e d f e r t i g e r t r e i b e n, e i n e r g r ö b e r u n d g e b i e t e r i s c h e r, i m G r u n d u n d W e s e n i s t's i m m e r d i e s e l b e."[4]

Leo XIII. war keine Ausnahme in der Reihe der Päpste. Das hat die 1000jährige Erfahrung, auf die Bismarck verweisen konnte, denn doch so eindeutig erwiesen, daß man sie nicht einfach übersehen darf. Wir konnten die wechselhaften Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml in dem Zeitraum von etwa 500 Jahren beobachten und sahen, daß Bismarcks Meinung über die Politik des Vatikans auch dort bestätigt wurde. Es ist typisch für das fehlende Geschichtsbewußtsein und die fehlenden Geschichtskenntnisse der heutigen Staatsmänner und Politiker, daß sie sich durch die liberalen Verlautbarungen eines einzelnen Papstes immer wieder verleiten lassen, jene 1000jährige Erfahrung einfach zu ignorieren oder zu entwerten. Daher meinte Bismarck auch, „ein liberaler Papst würde vielleicht schlimmer sein, als ein reaktionärer", das heißt, ein solcher liberaler Papst würde eine vertrauensselige Stimmung der andersgläubigen Menschen und eine zu entgegenkommende Haltung der Regierungen herbeiführen, wie dies heute so auffallend zu beobachten ist. Später wird dann ein anderer Papst wieder eine „gröbere, gebieterische" Politik betreiben.

---

[4]) Moritz Busch: „Tagebuchblätter", 2. Band, S. 576, Leipzig 1899.

Daher durfte man auch den liberalen Versicherungen, Reden und Enzykliken des Papstes Leo XIII. ebensowenig eine grundsätzlichere Bedeutung beimessen, wie den entsprechenden Verlautbarungen anderer Päpste. Es handelte sich nur um mehr oder weniger taktische Winkelzüge, die in aufgeklärten Zeiten eben erforderlich sind. Der englische Ex-Jesuit Tyrell schrieb daher am 13. Februar 1904 sehr richtig an den Jesuitengeneral Luiz Martin, „über die diplomatische Art und die unbestimmten liberalen Worte des verstorbenen Papstes (Leo XIII.) habe ich mich noch nie einer Täuschung hingegeben". [5])

Jener scharf beobachtende Tyrell kannte als ehemaliger Jesuit die Bedeutung solcher diplomatischen Kunstreden von Päpsten natürlich sehr genau. Staatsmänner und Politiker geben sich nur zu gern „einer Täuschung" darüber hin, zu welcher sie entweder der Wunsch als der Vater ihres Gedankes oder der Wunsch nach dem Beifall einer urteils- und wissenlosen Masse verleitet.

Schiller führt das in dieser Beziehung äußerst lehrreiche Beispiel des Papstes Adrian VI. (1522—1523) an, der sich auch einmal sehr offen über die Verworfenheit seiner Vorgänger und die Mißstände im Vatikan aussprach. Schiller schreibt dazu: „Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann tun zu müssen, sondern ihn auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsmaßregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen." [6])

Nun, Papst Adrian VI. hat denn ja auch nicht lange regieren dürfen. Man vermutete eine Vergiftung. Jedenfalls haben die folgenden Päpste nie wieder vergessen, „daß das künstlichste aller Gebäude" — das Papsttum nämlich — „schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden kann", wie Schiller sagt.

[5]) Raoul Gout: „L'affaire Tyrell", Paris 1910.

[6]) Friedrich Schiller: „Kleinere prosaische Schriften", Leipzig 1800, S. 28.

Dennoch ließ sich Schiller nicht durch eine solche Selbstkritik des Papstes Adrian VI. täuschen. Denn — so sagte er — „wir haben einige Ursache zu glauben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit ging zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vorteil seiner Kirche gewonnen zu haben".

Dieses vorsichtige Mißtrauen Schillers ist — historisch gesehen — zweifellos berechtigt. Wenn wir also heute — angesichts einer Lage, in der das Papsttum in die Defensive gedrängt ist — erleben, wie der Papst und die Kirche eine solche „Nachgiebigkeit gegen die Gegner" bekunden, so darf man es uns nicht verargen, wenn auch wir — wie Schiller — „einige Ursache haben, zu glauben, daß der Papst diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt" und meint, „durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vorteil seiner Kirche gewonnen zu haben". Jedenfalls drängen sich solche Gedanken angesichts solchen Verhaltens und solcher Bekundungen eines Papstes jederzeit auf. Sie könnten — ernst genommen— verhängnisvolle Täuschungen verhindern.

Wie sich Bismarck über die Bedeutung der antisozialistischen Enzykliken des Papstes Leo XIII. täuschte, so täuschte sich auch der Zar Alexander III. Winter sagt von der Wirkung der Enzyklika *„Quod Apostolici munus"*, in der Kommunismus und Sozialismus verdammt wurden, „die zaristische Regierung, vor allem der Zar selbst, waren von der revolutionären Bewegung im Lande aufs äußerste bedroht. Wie mußten da auf den Zaren Worte, wie sie der Papst in seiner Enzyklika zur Niederhaltung jeder revolutionären Bewegung gefunden hatte, wirken! Hieraus wird das rasche Entgegenkommen der zaristischen Regierung zu offiziellen Verhandlungen verständlich". (a.a.O. S. 361)

Allerdings, obgleich man aus der Geschichte lernen konnte, was derartige Verlautbarungen von Päpsten bedeuteten. Aber auch Bismarck glaubte trotz aller Bedenken, den Papst in diesem Falle zu Gunsten der deutschen Regierung beanspruchen zu können. Ebenso beschritt die zaristische Regierung diesen schlüpfrigen Weg.

So kam Ende Dezember des Jahres 1882 ein russisch-vatikanischer Vertrag zustande, der einen *modus vivendi* herbeiführte.

Dennoch blieb das Mißtrauen zwischen Regierung und Vatikan bestehen. Der Zar hatte gefordert, der Papst solle den katholischen Bischöfen gebieten, sich nicht mehr in die Politik zu mischen. Das galt zumal für Polen. Der Wunsch des Papstes, einen Nuntius nach Petersburg entsenden zu dürfen, wurde indessen dilatorisch behandelt, das heißt, überhört, und damit abgelehnt, wie der gleiche Wunsch, trotz Bismarcks Fürsprache, vom Kaiser Wilhelm I. für Berlin abgelehnt wurde.

Aber mit dem Beginn des Jahres 1884 entstanden schon wieder Unzuträglichkeiten wegen der Sprachenfrage, die erneut zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der russischen Regierung und dem Vatikan führten. Man könnte also zu diesem fortwährenden Hin- und Her in den Beziehungen mit Goethes Worten aus dem „Götz von Berlichingen" sagen: „Ja, vertrag du dich mit den Pfaffen!"

Der maßgebliche Berater des Zaren Alexander III. war der Oberprokurator des „Heiligen Synods", K. P. Pobedonoscev. Er war der Erzieher des Zaren gewesen und im Jahre 1880 mit diesem hohen kirchlichen Amt betraut worden. Pobedonoscev entstammte einer alten russischen Popenfamilie und betätigte sich als religiöser Schriftsteller. Er hatte die Jesuiten als „Feinde des heiligen Rußlands" bezeichnet, obgleich ihn diese wegen seiner Schriften besonders schätzten. Sein Amtsvorgänger, der Graf D. Tolstoj, nannte die Jesuiten sogar die „Feinde der Menschheit". Er hatte daher die Maßnahmen Bismarcks gegen den Jesuitenorden ganz besonders freudig begrüßt.

Aber aus diesem Widerwillen des „Heiligen Synods" erwuchs den Jesuiten — und damit der römischen Kirche überhaupt — eine wachsende Gegnerschaft in dem russischen Nationalismus, dessen einflußreicher Vertreter der Herausgeber der „Moskauer Nachrichten", M. N. Katkow, war. Die bulgarische Krise der Jahre 1885/86 und die schon seit dem Krimkrieg ständig wachsenden Gegensätze zwischen Rußland und Österreich-Ungarn verschärften sich und bewirkten erneutes Mißtrauen gegenüber dem Vatikan. Man erinnerte sich des jesuitischen Einflusses auf den Kaiser Franz Joseph und des ihm mit dem Konkordat von 1855 zugewiesenen Amtes

eines „Schirmvogtes" der katholischen Kirche im Osten. Auch Bismarck konnte, trotz mehrfacher Versuche, jene russisch-österreichischen Gegensätze nicht beheben oder gar ausgleichen. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst — der spätere deutsche Reichskanzler — hatte schon im Jahre 1868 festgestellt, es gehöre zur „alten traditionellen Politik" der Habsburger Monarchie, mit dem Paptstum und dem Jesuitenorden gemeinsam gegen Rußland zu gehen.[7])

Bereits der österreichische Kaiser Joseph II. hatte im Jahre 1770 an den französischen Minister Choiseul im gleichen Sinne geschrieben, daß „die Anhänglichkeit an diese Gesellschaft (Jesu) im Hause Habsburg leider erblich geworden ist". Und da Peter d. Gr. im Jahre 1719 und der Zar Alexander I. im Jahre 1820 die Jesuiten aus Rußland ausgewiesen hatten, ist jene Einstellung der Russen durchaus verständlich.

Der österreich-ungarische Botschafter berichtete im Jahre 1886 aus Petersburg ausführlich über die Einstellung des Oberprokurators Pobedonoscev, der sich sehr aggressiv über die gefährliche römisch-katholische Propaganda im Rahmen der österreichisch-ungarischen Politik auf dem Balkan geäußert hatte. Der Botschafter schloß seinen Bericht: „Es ist somit erwiesen, daß dieser fromme Mann, dieser berufenste Vertreter aller christlichen Aspirationen der Orthodoxie, von der Heiligkeit seiner Bestrebungen so durchdrungen ist, daß er sich in der Wahl seiner Mittel von jeder Beschränkung frei und berechtigt glaubt, einen Nachbarstaat mit Krieg zu überziehen und wenn möglich *ad maiorem Dei gloriam*, zum Vorteil der heiligen orthodoxen Kirche und des heiligen Rußlands, zu zerstören." (Winter, a.a.O. S. 394)

Nun, man hätte russischerseits dem römisch-katholischen Botschafter mit dem bekannten biblischen Gleichnis von dem Splitter im Auge des Bruders und dem Balken im eigenen erwidern können. Wie die Jesuiten über einen Krieg dachten, der *ad maiorem Dei gloriam* zu führen sei, erwiesen ihre Schriften. So schrieb der Jesuit Ballerini-Palmieri: „Einem christlichen Fürsten ist es erlaubt, Heiden und Juden wegen Sünden wider das Naturgesetz und

[7]) „Denkwürdigkeiten", a.a.O., 1. Band, S. 365; Ed. Winter, a.a.O., 2. Band, S. 394/5.

damit nicht Christen durch sie geschädigt werden, aus ihren Ländern zu vertreiben. Auch ist der Krieg erlaubt, wenn die Untertanen in Ketzerei oder Unglauben verfallen, andere mit sich reißen und so Uneinigkeit im Staat oder in der Provinz erregen. Zuweilen ist es erlaubt, Ungläubige, auch wenn sie keine Untertanen sind, mit Krieg zu überziehen, nämlich wenn sie christlichen Predigern, die durch göttlichen Befehl das Licht des Evangeliums zu verbreiten suchen, den Zutritt in ihre Länder verweigern, oder wenn sie ihren Untertanen die Freiheit verweigern, das Evangelium zu hören oder anzunehmen. Ebenso, wenn der König oder die Bewohner eines Landes, vom wahren (katholischen) Glauben abfallend, die Bewohner eines anderen Landes zum Abfall verleiten wollen; dann hat der benachbarte König einen gerechten Grund, sich zu verteidigen und die zugefügte Beleidigung zu rächen."

Zweiffellos konnten die Jesuiten verschiedene Vorkommnisse — zumal in Russisch-Polen — nach diesen Richtlinien beurteilen. Indessen Ballerini lehrte weiter, „auch katholische Fürsten sind zuweilen verpflichtet, sich eines an sich gerechten Krieges zu enthalten, wenn aus dem Kriege Ärgernis und geistlicher Schaden für viele und Nachteil für die (katholische) Kirche entsteht. So lehrt Laymann (einer der bedeutendsten Moraltheologen der Jesuiten) lib. 2, tr, 3, c, 12, n. 5,: ‚Ein katholischer Fürst muß besonders darauf achtgeben, ob bei Gelegenheit eines in sich gerechten Krieges die Kirche und der katholische Glaube Vermehrung oder Verminderung erfahren. Ist Hoffnung auf Vermehrung der Kirche vorhanden, so muß er (der Fürst) angreifen, auch wenn er sonst den Krieg vielleicht nicht unternähme.'" [8])

Also auch hier erkennt man wieder einmal — und zwar auf beiden Seiten — die religösen Hintergründe einer imperialistischen Politik. Wie ernst derartige Verlautbarungen der Jesuiten

[8]) A. Ballerini S. J.: „Opus theologicum morale", edidet Dominicus Palmieri Edit. 2. Prati 1892, II, pag. 670/73.
Übers. Graf Paul v. Hoensbroech: „Der Jesuitenorden", Bern 1927, 2. Band, S. 93. Die heutige Auffassung der Jesuiten über den Krieg haben wir auf Seite 156 gekennzeichnet.

— sie lassen sich beliebig vermehren — angesehen und in der Politik berücksichtigt wurden, zeigt der Brief Herbert v. Bismarcks — dem Sohn des deutschen Reichskanzlers — an den Grafen Henckel v. Donnersmarck vom 30. Oktober 1877, als die Möglichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich erneut aufgetaucht war. Es heißt in jenem Brief, der Reichskanzler meine zwar, „die Masse des Volkes ist, wie in allen Ländern der Welt, so auch in Frankreich und Deutschland, friedliebend, und wenn man von den Parisern und den jesuitischen Elementen absieht, kann man wohl dreist behaupten, daß die französische Nation einer erneuten kriegerischen Verwicklung ebenso abgeneigt ist, als die deutsche". Aber — so schreibt Herbert v. Bismarck weiter — „eine ultramontane Regierung — möge sie heißen, wie sie wolle — wäre an sich gar nicht imstande, einen Krieg mit uns nicht zu führen, sobald die Jesuiten es für zweckdienlich hielten, daß er geführt werde. Auf die Wünsche und Dispositionen einer solchen Regierung käme es nicht an, denn sie müßte eben den von Rom kommenden Weisungen gehorchen; unter einem klerikalen Regime ist die französische Armee nichts anderes, als ‚Soldaten des Papstes', die auf seinen Befehl marschieren werden, wohin die Jesuiten sie dirigieren wollen. Ähnliches haben wir im Sommer 1870 schon einmal erlebt. Das Eintreten einer solchen Möglichkeit zu verhüten liegt aber in den Zielen der Politik meines Vaters — soweit wir das können, ohne uns in innere französische Angelegenheiten zu mischen". [9])

Der über die russischen Verhältnisse gut unterrichtete Professor Ed. Winter urteilt über die Ziele des Papstes Leo XIII. und des Prokurors Pobedonoscev folgendermaßen:

„Es ergibt sich mithin die merkwürdige Tatsache, daß Leo XIII. und Pobedonoscev, die beide durch und durch restaurativ dachten — der eine ersehnte ein mittelalterliches Rußland, der andere wiederum die Weltherrschaft des Papsttums — erbitterte Gegenspieler waren; der eine dachte an einen Zaren, patriarchalisch wie Iwan III., als Haupt und Stütze der orthodoxen Kirche, der andere an einen Papst als *‚arbiter mundi'* (Herr der Welt), wie

[9]) „Aus Bismarcks Briefwechsel", Stuttgart 1901, S. 495/6.

Innozenz III. und an die Philosophie als Dienerin der Theologie, wie es Thomas von Aquin gesehen hatte.[10]) So nahe sich die beiden asketischen Männer in ihrer Gesinnung auch geistig standen, so sehr standen ihre konkreten machtpolitischen Auffassungen im Widerspruch zueinander. Sollte das ‚alte heilige Rußland‘ Herr der Welt werden oder der Vatikan mit dem Papst an der Spitze die Weltherrschaft antreten? Gerade in der Unterordnung der russisch-orthodoxen Kirche unter die römisch-katholische Kirche sah der Papst das Tor zu der ersehnten Weltherrschaft. Gab es einen Kompromiß zwischen diesen beiden scheinbar so verschiedenen Mächten in dem Sinne, daß sich Papst und Zar in die Weltherrschaft teilten, daß der eine der geistliche, der andere der weltliche Herr der Welt wurde? — Die Gedanken Leos XIII. gingen, wie wir sehen werden, in dieser Richtung. Und auch einem Zaren wie Alexander III. mußten solche Gedanken im Kampf gegen die Revolution verlockend erscheinen. So wird verständlich, daß Papst und Zar trotz ihrer andersdenkenden Berater neue Anstrengungen machten, um zu einem Miteinander zu kommen."[11])

Die Verhandlungen zwischen Vatikan und Kreml, das heißt, zwischen dem Zaren und dem Papst, wurden im Jahre 1887/88 wieder aufgenommen. Bei den revolutionären Gefahren im Innern Rußlands und der Entwicklung der außenpolitischen Verhältnisse schien der russischen Regierung die Verbindung mit dem Vatikan ratsam zu sein. Man zeigte sich wieder verhandlungsbereit. In der Furcht vor einer politischen Isolierung hatte man den Neutralitätsvertrag mit dem deutschen Reich abgeschlossen, obgleich dieser Vertrag — ein Meisterstück Bismarckscher Staatskunst — in Rußland nicht volkstümlich war, wie der Zar Alexander III. selbst sagte. Der Dreibund Deutschland-Österreich-Italien erregte die nationalen Kreise in Rußland, während die Vertreter der russischen Industrie, des Handels und der Agrarwirtschaft ihre Interessen durch dieses Bündnis bedroht fanden. Handel und Industrie fürchteten die deutsche Konkurrenz, die Agrarwirtschaft eine Beeinträchtigung ihrer Absatzgebiete. Die Zusammenhänge zwischen den wirtschaftlichen Kräften und der Politik hat Hallgarten in seinem umfangreichen Werk gezeigt.[12])

Diese wirtschaftlichen Kräfte entwickelten sich immer mehr zu einer Macht, deren Einfluß, neben den religiösen Ideologien, den Gang und die Richtung der Politik entscheidend bestimmte. In seinem Brief vom 4. November 1912 an Frank Wedekind hat Walther Rathenau etwas darüber verraten. Er schrieb von diesen hintergründigen wirtschaftlichen Machthabern: „Einer arbeitet für das Vermögen der Jesuiten, ein anderer ist Agent der Kurie. Einer als Beauftragter einer ausländischen Vereinigung, ist mit einem Besitz von 280 Millionen Konsols der größte Gläubiger des preußischen Staates. Alles dies vertraulich."[13])

Wirtschaftliche Mächte waren denn auch bei der Annäherung Rußlands an Frankreich und bei der Bildung der Entente gegen das deutsche Reich beteiligt, in dem natürlich diese Mächte ebenfalls wirksam waren. Die religiösen Interessen wurden auf diese Weise allmählich verdrängt. Daher entwickelte sich der Vatikan mit seinen großen Geldquellen, die ihm durch die Gläubigen zuflossen, seinem gewaltigen Grundbesitz und seinem Einfluß ebenfalls zu einer Wirtschaftsmacht, mit der zu rechnen war, wenn die Glaubensmacht einmal wirkungslos werden würde.

---

[10]) Wir haben bereits auf die Auffassungen des Thomas von Aquin über die Sklaverei hingewiesen. Siehe a. O. Leo XIII. hatte Thomas von Aquin ganz besonders herausgestellt und empfohlen.

[11]) Ed. Winter, a.a.O., 2. Band, S. 395. Dieser hier von Winter erläuterte Gedanke einer „Unterordnung der russisch-orthodoxen Kirche unter die römisch-katholische", in welcher der Papst „das Tor zu der ersehnten Weltherrschaft" erblickte, ist durch die Bestrebungen des 2. vatikanischen Konzils heute wieder aktuell geworden.
In der gleichen Richtung bewegten sich die Gedanken Leos XIII., als er sich für das russisch-französische Militärbündnis einsetzte, nachdem der russisch-deutsche Neutralitätsvertrag von 1887 nach Bismarcks Entlassung im Jahre 1890, trotz russischer Bereitschaft, nicht wieder erneuert worden war.

[12]) George W. F. Hallgarten: „Imperialismus vor 1914. Die soziologischen Grundlagen der Außenpolitik europäischer Großmächte vor dem ersten Weltkriege", 2. Aufl., München 1964.
Die schweizerische Zeitschrift „Befreiung" vom 1. Oktober 1953 hat in den Abhandlungen „Der Zinsstrom des heiligen Geistes" und „Kirche und Geschäft" nach den umfangreichen Erhebungen der Zeitung „Unita" vom 16. April 1952 ausführliche Nachweise über die Finanzkraft des Vatikans und dessen finanzielle Beteiligung an Industrieunternehmungen, Banken und Erwerbsgesellschaften gebracht. Eine Übersicht über diese Beteiligungen erweist die Wirtschaftsmacht des Vatikans.

[13]) Walther Rathenau: „Briefe", Dresden 1928, S. 122.

Doch von den wirtschaftlichen Interessen abgesehen, war der Krieg zwischen Rußland und Österreich seit der Wiedererstarkung Rußlands nach dem Krimkrieg und infolge der Rivalität dieser beiden Staaten auf dem Balkan stets latent. Nur Bismarcks Staatskunst hatte den Frieden immer wieder erhalten, so daß dieser „kalte Krieg“ nicht zu einem „heißen“ wurde.

Der Beitritt Italiens zu dem Deutsch-Österreichischen Bündnis hatte indessen auch den Vatikan gegen das Deutsche Reich aufgebracht. Denn seit der Annexion des Kirchenstaates und der Stadt Rom durch die italienische Regierung herrschte zwischen dieser und dem Vatikan ein feindseliger Zustand. In Italien selbst machten sich die ideologischen Einflüsse der Freimaurerei sehr stark bemerkbar, die seit dem Wirken Garibaldis besonders antipäpstlich und antiklerikal waren. Garibaldi hatte den Italienern zugerufen: „Das Krebsgeschwür des Papsttums muß aus Italien herausgeschnitten werden. Trennt euch von den Vipern in Priestergestalt, vom Stellvertreter des Teufels, dem Antichristen in Rom!“ Papst Pius IX., der Vorgänger Leos XIII., hatte im Jahre 1871 eine Intervention des neuen deutschen Reiches zu Gunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaates bei der italienischen Regierung erwartet. Ja, die klerikale Zentrumspartei hatte sogar ein militärisches Eingreifen befürwortet. Der im Jahre 1872 in Deutschland ausbrechende sogenannte „Kulturkampf“ hatte eine seiner Wurzeln in der Weigerung des deutschen Reiches, die Nachfolge des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ anzutreten und, an Stelle des zusammengebrochenen französischen Kaiserreiches Napoleons III., die neue Schutzmacht des Vatikans zu bilden. Es war daher durchaus verständlich, daß Papst Leo XIII. den Besuch des jungen deutschen Kaisers Wilhelm II. im Oktober des Jahres 1888 benutzte, um dieses Anliegen zu wiederholen. Der Diplomat Friedrich v. Holstein — der Gegner Bismarcks — berichtet in seinem Tagebuch unter dem 22. Oktober 1888 über diese Gespräche zwischen Wilhelm II. und Leo XIII. Er schreibt: „Der Papst ging auf's Ganze: Wiederherstellung der weltlichen Macht. Dazu sollten wir ihm verhelfen durch eine Allianz mit Rußland, Österreich, Spanien, g e g e n Italien und Frankreich . . . An Herbert (v. Bismarck) hat der Papst gesagt, wenn Deutschland keine Anstalten zur Wiederherstellung der weltlichen Macht macht, werde er genötigt sein, *de traiter l'Allemagne avec hostilité* (Deutschland feindselig zu behandeln). Herbert hatte den Eindruck, daß irgendwo hinter einer Tapete ein Mitglied der Jesuitenpartei stand, welches aufpaßte, ob der Papst seine Lektion ordentlich hersagte. Ich vergaß noch, daß der Papst dem Kaiser gesagt hatte, wenn die Kurie befriedigt sei, werde sie darauf hinwirken, daß die 15 Millionen deutscher Katholiken ihre Schuldigkeit täten gegen die Regierung.“ [14])

Man sieht also, wie der Papst mittels des Glaubens von 15 Millionen Katholiken einen Druck auf die deutsche Regierung auszuüben versuchte. Dabei fällt besonders auf, daß der Papst einige Jahre zuvor erklärt hatte, in politischer Beziehung keinen Einfluß auf die deutschen Katholiken zu besitzen und infolgedessen die regierungsfeindliche Agitation der katholischen Zentrumspartei nicht verhindern zu können.

Winter bezieht sich auf das von dem in Rom lebenden katholischen Geistlichen Joseph Wilpert ironisch übermittelte Gespräch zwischen dem deutschen Kaiser und dem Papst. Er schreibt dazu: „Aus diesem Gespräch wird deutlich, daß Leo XIII. bereit war, im Bündnis mit jeder Weltmacht, nicht nur mit dem zaristischen Rußland, sondern auch mit dem wilhelminischen Deutschland, die geistige Weltherrschaft zu erringen.“ (a.a.O. S. 399/400)

Leopold v. Schlözer meint zu diesem Kaiserbesuch im Vatikan in den von ihm herausgegebenen Briefen Kurd v. Schlözers, des deutschen Gesandten beim Vatikan, es war „ein verhängnisvoller Augenblick in der deutsch-vatikanischen Politik. Was von Deutschland nicht zu erreichen war: die Wiederherstellung der vollen Souveränität und weltlichen Unabhängigkeit des Papsttums, die Lösung des Zwiespaltes, den der 20. September 1870 (die Besetzung Roms durch italienische Regierungstruppen) geschaffen — das sollte jetzt auf anderem Wege geschaffen werden.“ [15])

[14]) „Die geheimen Papiere Friedrich von Holstein“, 2. Band, S. 426, Göttingen 1957. Herbert v. Bismarck hat diese Unterredung in einer Aufzeichnung vom 15. Oktober 1888 festgehalten, die in den Akten des auswärtigen Amtes enthalten ist. Hier sind von Holstein nur die Hauptpunkte wiedergegeben.

[15]) Kurd von Schlözer: „Letzte römische Briefe“, Berlin 1924, S. 134.

Diesen „anderen Weg“ beschritt jetzt der Kardinalstaatssekretär Rampolla; er führte nach Petersburg! Rampolla machte den Weg für den Zaren so gangbar, daß es erneut zu einer Verbindung mit dem zaristischen Rußland kam, während gleichzeitig die Annäherung Rußlands an Frankreich vorbereitet wurde. Die Einkreisung Deutschlands begann!

Obgleich der Oberprokuror Pobedonoscev und D. Tolstoy gegen die Jesuiten und die Romkirche eingestellt waren, vermochten sie die neue Verbindung Rußlands mit dem Vatikan nicht zu verhindern. Die russische Regierung war sich der Schwierigkeiten dabei durchaus bewußt. Darum entsandte sie den russischen Diplomaten Izvolskij nach Rom, um mit Rampolla zu verhandeln. Izvolskij, eine Spielernatur und maßlos eitel, fand in seiner schwierigen Mission einen willkommenen Anlaß zu glänzen. Er hat im Jahre 1914 entscheidend zum Ausbruch des ersten Weltkrieges beigetragen und soll — nach russischer Darstellung — gesagt haben: „Dies ist mein Krieg“, wie die französische Kaiserin Eugenie — nach französischer Darstellung — von dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 gesagt haben soll: *„C'est ma guerre“*, das ist mein Krieg.

Unter diesen Umständen wurde Izvolskij natürlich im Vatikan sehr zuvorkommend empfangen, ja vom Papst freudig begrüßt. Leo XIII. versicherte dem russischen Unterhändler, ein Bündnis zwischen dem Vatikan und dem Zarismus würde das „Erreichen der staatlichen Ziele nur erleichtern“, und er (der Papst) werde beweisen, „daß sein Einfluß auf die Bischöfe (in Polen) immer im Einklang mit den Belangen der russischen staatlichen Macht stehe“. Nach den Berichten Izvolskijs erklärte der Papst weiter, „Sie werden sich überzeugen, daß mein Stuhl eine gewaltige moralische Kraft besitzt. Warum sollte ein Reich wie Rußland, das die Aufrechterhaltung der bewährten Grundsätze (eines autoritären Regimes! L.) anstrebt und einen dauerhaften und gerechten Frieden in Europa wünscht, nicht diese Kraft zum Verbündeten haben?“

Aber nicht nur Izvolskij, sondern auch die russische Regierung wurden gegenüber solchen wohlklingenden Angeboten mißtrauisch. Es fiel auf, daß der Papst, sobald Fragen berührt wurden, „in

denen“ — wie der russische Vertreter berichtete — „grundlegende Widersprüche zwischen der römischen Kirche und der staatlichen Macht bestehen, zu den nebelhaftesten und unbestimmtesten Redensarten seine Zuflucht nimmt“. Diese Erkenntnis hätte man aber auch aus den phrasenreichen Enzykliken gewinnen können. Indessen, so berichtete Izvolskij weiter, — habe der Kardinalstaatssekretär Rampolla versprochen, „daß die Kurie, wenn sie in gute Beziehungen zu uns (Rußland) getreten sein würde, unser Verbündeter sein werde zur Erreichung unserer internationalen Ziele in Europa und besonders auf der Balkanhalbinsel“. Der Zar schrieb zu diesem Punkt des Berichtes: „Ich möchte wissen, wie?“

Winter stellt dazu fest: „Dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber aber vertrat derselbe Rampolla, wenn auch etwas später, eine ganz andere Auffassung, wie sie der österreichisch-ungarischen Machtpolitik entsprach. Nichts charakterisiert die Doppelzüngigkeit der vatikanischen Politik besser. Das in Petersburg herrschende Mißtrauen erwies sich durchaus berechtigt.“ [16])

Wenn Leo XIII. dem Zaren bzw. der russischen Regierung versprach, „das Erreichen der staatlichen Ziele zu erleichtern“, und daß „sein Einfluß auf die Bischöfe immer in Einklang mit den Belangen der staatlichen Macht stehe“, so konnte man die Doppelzüngigkeit des Papstes schon aus dem Vergleich dieser Erklärungen mit jenen seines Hirtenbriefes vom 7. Februar 1885 an die amerikanischen Katholiken entnehmen. Denn in diesem Hirtenbrief heißt es unmißverständlich:

„Alle Katholiken müssen sich als tätige Elemente in dem täglichen politischen Leben jener Länder, in denen sie leben, fühlbar machen. Sie sollten sich mit aller Macht bemühen, daß die Verfassungen jener Staaten, in denen sie leben, nach den Grundzügen der wahren Kirche (der katholischen) umgewandelt werden. Er-

[16]) Winter a.a.O., 2. Band, S. 404/409 nach den Akten aus dem Archiv des russischen Außenministeriums und dem streng vertraulichen Bericht des österreichischen Botschafters vom 25. Februar 1896 (Haus-Hof- und Staatsarchiv, Wien, Vatikan 1896); E. Adamov: „Die Diplomatie des Vatikans zur Zeit des Imperialismus“, Berlin 1932, S. 31, 34, 83.
Wir werden diese „doppelzüngige vatikanische Diplomatie“ auch im Jahre 1914 feststellen können, als die Verwicklungen auf dem Balkan zum ersten Weltkrieg führten.

weisen die Katholiken sich als träge, so werden die Zügel der Regierung leicht von Personen ergriffen, deren Gesinnung wenig Aussichten auf die Wohlfahrt der Kirche lassen. Darum haben die Katholiken guten Grund, in das politische Leben einzugreifen, um das lebendige Blut katholischer Weisheit und Tugend in das ganze System der Staaten einzuführen. Alle Katholiken, die den Anspruch auf diesen stolzen Namen erheben, müssen für dieses Endziel wirken und arbeiten, bis jeder Staat nach dem von Uns beschriebenen Vorbild umgewandelt ist."

Also, auch der russische Staat! — Aber in dem Hirtenbrief vom 10. Januar 1890 heißt es noch deutlicher:

„Es ist Unrecht, die Gesetze der Kirche zu brechen, um Verordnungen der weltlichen Behörden zu folgen. Stehen die Bestimmungen irgendeines Staates im Widerspruch zu den Erlassen der Kirche, oder schädigen sie oder stellen die Autorität des Papstes in Frage, so ist es Pflicht jedes Katholiken, sich ihnen zu widersetzen, eine Sünde, sich ihnen zu unterwerfen." [17])

„Irgendeines Staates" — also auch die Gesetze des russischen oder des deutschen Staates dürfen in den genannten Fällen von den Katholiken nicht befolgt werden. Damit ist das Weltherrschaftsstreben Leos XIII. erwiesen.

Bei der Weihnachtsaudienz des Jahres 1888 hatte der russische Unterhändler Izvolskij im Vatikan eine vertrauliche Unterredung mit dem Papst. Izvolskij berichtete darüber: „Ich habe aus seinen (des Papstes) Worten schließen können, daß sich seine Verstimmung gegen Deutschland und den Dreibund nicht gelegt hat. Andererseits glaubt er nicht an eine Verlängerung des gegenwärtigen Zustandes eines bewaffneten Friedens auf unbestimmte Zeit hinaus und sieht ernste Störungen in nächster Zukunft voraus. Er möchte, daß der Tag der Krise Rußland und den Heiligen Stuhl geeint sähe durch ein aufrichtiges Abkommen, das uns seiner Meinung nach wichtige Vorteile für die Sicherung unserer Grenzen bieten, dem Papsttum aber die moralische Unterstützung der Kaisermacht gewähren

[17]) R. Charles Darwin: „Die Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche", Leipzig 1929, S. 359/60.

würde, zumal der Zar seiner Meinung nach berufen ist, die Rolle des Herrn über Krieg und Frieden zu spielen." [18])

Winter sagt dazu: „Dieses politische Gespräch ist kennzeichnend für Leo XIII. und besonders für die Kurialpolitik im allgemeinen. Durch den Anschluß an die stärkste Weltmacht schien die Durchsetzung der Herrschaftsansprüche des Papstes und der Kirche am ehesten garantiert. Dafür war die päpstliche Kurie ihrerseits bereit, mit dem geistlichen Einfluß, den sie auf die Katholiken hatte, zu zahlen . . . Der Weltkrieg wurde bereits in nächster Zukunft gesehen. Der Sieg Rußlands beziehungsweise der Tripleentente, die der phantasiebegabte Papst bereits als Wirklichkeit sah, sollte ihn, wenigstens seiner Meinung nach, als Souverän nach Rom zurückführen." Wir sehen hier, wie man im Vatikan schon im Jahre 1888 mit dem Weltkrieg rechnete. Daher ist es nicht erstaunlich, daß Pius X. — der Nachfolger Leos XIII. — immer wieder vom kommenden Weltkrieg sprach.

Winter meint zu dieser Annäherung des Vatikans an Rußland, „nur Bismarck witterte von Anfang an Unrat und schrieb an K. von Schlözer, den preußischen Botschafter beim Heiligen Stuhl: ‚Die Sendung des Legationssekretärs (Izvolskij) wird mir bestätigt. Es scheint mir doch fraglich, ob die Kurie unpolitisch genug sein werde, für das Linsengericht einiger Scheinkonzessionen in den westlichen (russischen) Gouvernements die mitteleuropäischen Mächte im Stich zu lassen, deren Fortbestand allein die katholischen Slawen vor zwangsweiser Überführung zur griechisch-orthodoxen Kirche schützt. Bei einer Aussöhnung mit dem Vatikan liegt der Vorteil ausschließlich auf seiten Rußlands.' . . .

In Wirklichkeit unterschätzte aber auch Bismarck die Politik des Vatikans bei weitem. Er hätte schreiben müssen: ‚weil ich weiß, wie sehr der Vatikan politisch denkt, muß ich von einer russisch-vatikanischen Annäherung Schlimmstes erwarten'. Er aber konnte nicht glauben, daß der Vatikan so unpolitisch sein könnte, sich mit Rußland auszusöhnen. Welche Verkennung des Vatikans spricht aus diesen Worten des ‚eisernen Kanzlers'! (a.a.O.

[18]) Bericht Izvolskijs vom 19./31. Dezember 1888 nach Adamov, a.a.O., S. 107, bei Winter, a.a.O., S. 420.

S. 410/411). Allerdings! Und dieses „S c h l i m m s t e" trat denn auch schon bald ein. Zweifellos war Bismarck ein Staatsmann von seltener Größe, aber der religiös-politischen, hinterhältigen Diplomatie des Vatikans war er nicht gewachsen. „Denn welcher Kluge fänd im Vatikan nicht seinen Meister", sagte Goethe *cum grano salis.* Und mit d i e s e r Art von „Klugheit" wollte Bismarck auch gar nicht konkurrieren, wie er einmal sagte.

Einige abfällige Äußerungen, die der Zar Alexander III. über den Kaiser Wilhelm II. gemacht haben sollte, wurden dem Kaiser zugetragen und bewirkten, in Verbindung mit einer sehr übertriebenen, tendenziös entstellten Meldung von russischen Truppenverschiebungen an der österreichischen Grenze, die verhängnisvolle Wendung Wilhelms II. in der russischen Politik, wie sie Bismarck bisher so erfolgreich verfolgt hatte. Der Kaiser geriet dadurch in einen wachsenden Gegensatz zu Bismarck, der die auf dem Neutralitätsvertrag basierenden freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland unbedingt erhalten wollte. Andere Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler kamen hinzu. Bismarck wurde am 18. März 1890 entlassen.

Am 17. März 1890 — als die Entlassung Bismarcks beschlossene Sache war — traf der russische Gesandte Graf Schuwalow aus Petersburg kommend in Berlin ein, um Bismarck zu melden, daß er ermächtigt sei, den im Juni 1890 ablaufenden Neutralitätsvertrag, der dem deutschen Reich im Falle eines französischen Angriffs die Neutralität Rußlands gesichert hatte, zu erneuern. Bismarck war jedoch entlassen, und die Verhandlung durch ihn unmöglich geworden. Wilhelm II. war Bismarcks Außenpolitik schon längst „zu russenfreundlich" vorgekommen. Der hintergründig wirkende Diplomat Friedrich v. Holstein — die „graue Eminenz" — war nicht nur ein persönlicher Feind Bismarcks, sondern auch Gegner von dessen russischer Politik. Diese Politik — die Freundschaft mit Rußland und das Bündnis mit Österreich einschloß — nannte Holstein — an sich zutreffend — eine politische „Bigamie", da die beiden Staaten — Rußland und Österreich — unversöhnliche Gegner waren. Bismarck hatte aber diese „bigamistische" Politik bisher erfolgreich verfolgt und hätte sie auch zukünftig

verfolgen können. Zweifellos war die Freundschaft mit Rußland, außenpolitisch gesehen, wichtiger für das deutsche Reich als das Bündnis mit dem zerbröckelnden habsburgischen Kaiserstaat, dessen überholte politische Ambitionen in keinem Verhältnis zu der tatsächlichen Macht standen und dessen Völkergemisch doch einmal zur Auflösung führen mußte. Aber auch hier spielten wirtschaftliche Spekulationen, religiöse Ressentiments, monarchistische Traditionen und nationale Sentimentalitäten die ausschlaggebende Rolle und vernebelten den Blick für eine klare, zielbewußte und illusionslose Realpolitik.

Neben Holstein trat auch der bayerische, streng katholische Graf v. Berchem für eine unbedingte Unterstützung des katholischen Österreichs und die Stellungnahme gegen Rußland ein. Berchem war von 1875 bis 1878 erster Gesandtschaftssekretär in Petersburg gewesen, 1885 war er Direktor der handelspolitischen Abteilung des auswärtigen Amtes geworden und bei Bismarcks Entlassung zum Unterstaatssekretär aufgerückt. Berchem konnte jetzt mit Unterstützung von Holsteins und des deutschen Botschafters in Petersburg, v. Schweinitz, — der die abfälligen Äußerungen des Zaren dem Kaiser hinterbracht hatte — den politisch völlig unfähigen neuen Reichskanzler, den General Caprivi, leicht bewegen, den Neutralitätsvertrag mit Rußland nicht zu erneuern, wie es die russische Regierung wünschte. Der ehemalige kaiserliche Staatssekretär v. Rheinbaben hält zwar die Kündigung des sogenannten „Rückversicherungsvertrages", des Neutralitätsvertrages zwischen dem Deutschen Reich und Rußland ebenfalls für den schwersten und vermeidbar gewesenen Fehler der deutschen Politik. Aber er möchte Holstein und Caprivi als die Alleinschuldigen hinstellen, um den Kaiser Wilhelm II. zu entlasten. Das ist jedoch unmöglich, und auch v. Rheinbaben nicht überzeugend gelungen.[19])

Wenn Wilhelm II. sich von seinen Ratgebern beeinflussen ließ, so trägt er die Verantwortung für die Wahl seiner Ratgeber, wie er die Verantwortung für die folgenschwere Entlassung Bismarcks trägt, wodurch die Erneuerung jenes Neutralitätsvertrages verhindert wurde. Aber auch die wachsende Wirtschaftsmacht einer

[19]) v. Rheinbaben: „Erlebte Zeitgeschichte", Hannover 1964.

sich bildenden Industriegesellschaft hatte ihre Hand in diesem verhängnisvollen politischen Spiel.

Kaiser Wilhelm II. forderte — zweifellos von jenen Wirtschaftsmächten inspiriert — „daß nicht noch mehr deutsches Geld für russische Papiere nach Rußland ginge". Er befahl, die russische Anleihe durch Pressepropaganda zu verhindern. Vergebens wies Bismarck darauf hin, daß Frankreich diese russische Anleihe bereitwillig gewähren würde. Bismarck war sich darüber klar, daß die politisch so gefährliche Annäherung Rußlands an Frankreich durch eine solche französische Kreditgewährung gefördert würde. Statt der deutschen Finanzhilfe für Rußland wurde nun aber ein Handelsvertrag mit Österreich, zur Stützung der österreichisch-ungarischen Wirtschaft abgeschlossen. Das mußte das wachsende Mißtrauen Rußlands naturgemäß noch verstärken.

Bismarck schrieb, den 3. Band seiner Erinnerungen abschließend: „Über die Fehler, welche in der auswärtigen Politik begangen wurden, wird sich die öffentliche Meinung in der Regel erst klar, wenn sie auf die Geschichte eines Menschenalters zurückblickt, und die *Achivi qui plectuntur*[20] sind nicht immer die unmittelbaren Zeitgenossen der fehlerhaften Handlungen. Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussicht dessen, was andere Leute unter gegebenen Umständen tun werden." (S. 151)[21])

Wenn es zutrifft, daß Wilhelm II. am 29. September 1918 — angesichts der deutschen Niederlage im ersten Weltkrieg — sagte, „unsere Politiker haben erbärmlich versagt", so gehört dieser „über das eigene Können wahnumfangene Selbstherr" — wie ihn Leopold v. Schlözer kennzeichnete — selbst zu diesen „Versagern". Er war es nicht nur, der „den gewaltigen Mahner (Bismarck) mit einem Federstrich beiseite schob", sondern er hat auch stets in die Politik der nachfolgenden Reichskanzler bestimmend eingegriffen. Und — „das wahnwitzige Beginnen des Fürsten müssen die Völker büßen", wie Horatius grundsätzlich festgestellt hat. Das galt gestern, das gilt heute, das gilt morgen!

[20]) „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi" — „Das wahnwitzige Beginnen der Fürsten müssen die Völker büßen". (Horatius, Epistulae, I, 2, 14.)

[21]) Die betr. Aktenstücke in dem Werk: „Die große Politik der Europäischen Kabinette", Berlin 1922 - 27, 7. Band, S. 3 - 33, Nr. 1366 bis 1379; „Deutsche Reichsgeschichte in Dokumenten", 3. Aufl., Berlin 1934, S. 249 - 255, Nr. 76.

Dem Weltkrieg entgegen

Schon am 29. Januar 1890 hatte der deutsche Gesandte beim Vatikan, Kurd v. Schlözer, folgende Meldung aus Paris erhalten: „Was ich hier sehe und höre bestärkt mich in meiner Überzeugung, daß die Beziehungen Frankreichs und Rußlands sehr intim sind. Ein klarsehender Herr sagte mir gestern, unbedingt wird der Krieg das Endresultat des bewaffneten Friedens sein." Wie Leo XIII. schon im Jahre 1888 gesagt hatte! Das könnte auch den „bewaffneten Frieden" in der Welt von heute betreffen! — Weiter schrieb v. Schlözer am 10. Oktober 1890: „Gegenüber Deutschland wächst die Aussöhnungsneigung (Frankreichs). Mir scheint aber, daß man (in Berlin) mit dem Dreibund fortläppern und es eines Tages stark bedauern wird . . . Der nächste Krieg, der bei der heutigen Orientierung sicher ist, wird fürchterlich für die Kronen, (die Monarchien: Deutsches Reich, Rußland und Österreich-Ungarn) werden." Er ist es denn ja auch geworden!

Vielleicht hängt mit diesen hier geäußerten Meinungen auch jene Äußerung des *„Bulletin maçonnique de la Grande Loge Symbolique Ecossaise"* zusammen. Dort wurde gesagt:

„Guillaume II. voudrait faire retourner l'Allemagne au moyenage. Il ne pourra que hâter la fin des Hohenzollern. Il n'y a pas si loin de Louis XIV. à Louis XVI. et il serait bien possible, par ce temps de vapeur et d'électricité, que le peuple allemand brûlât quelques étapes pour abréger la distance . . . Les franc-maçons ne laisseront pas intimider d'avantage. Puisque l'Empereur ne veut pas etre initié, ils initieront le peuple et sie l'Empire les persécute ils iront à la République."

(Wilhelm II. möchte Deutschland zum Mittelalter zurückführen. Er kann damit nur das Ende der Hohenzollern beschleunigen. Es ist nicht so weit von Ludwig XIV. zu Ludwig XVI., und in diesem mit Dampf und Elektrizität arbeitenden Zeitalter wäre es gut

möglich, daß das deutsche Volk, um den Abstand zu verkürzen, einige Stufen überspränge . . . Die Freimaurer werden sich nicht einschüchtern lassen. Weil der Kaiser sich nicht einweihen lassen will, werden sie das Volk einweihen, und wenn das Kaiserreich sie verfolgt, werden sie die Republik ausrufen.)[1])

Das war zweifellos recht drohend, wenn auch nur im Sinne der Freimaurer gemeint, für die eine Republik eine angemessenere Regierungsform war. Am 30. Mai 1890 hatte v. Schlözer der preußischen Regierung berichtet, es werde in jesuitischen Kreisen wiederum der alte Satz verfochten, daß man das Kriegsfeuer in Europa schüren müsse, weil nur ein allgemeiner Krieg die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes bewirken könne. Dabei würde auf das russisch-französische Bündnis gerechnet.[2])

Am 23. Juni 1891 — nach dem erfolgten Sturz Bismarcks und dem Ende des von Wilhelm II. und seinen Günstlingen abgelehnten Neutralitätsvertrags mit Rußland — erhielt v. Schlözer folgende, noch deutlichere Meldung aus Paris, welche die Äußerungen eines „*Intimissime du ministère*" wiedergab:

„Wir erwarten mit Ungeduld die Erneuerung des Dreibundes (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn und Italien), dann wird die Allianz (Frankreichs) mit Rußland abgeschlossen. Auf Leo XIII. rechnen wir sicher, ebenso im Todesfall auf seinen Nachfolger. (dans notre jeu nous pouvons compter sur Léon XIII. et nous croyons que son successeur continuera sa politique.) Wann der Krieg ausbrechen wird, wissen wir nicht, aber — verbunden mit Rußland und der moralischen Macht des Papsttums haben wir alle Aussicht, einen Kampf siegreich zu bestehen. Bleibt Italien seinem Bundesgenossen treu, dann setzen wir den Papst in seine unabhängige Stellung wieder ein.

Der deutsche Kaiser wird in London keinen Erfolg haben. Am Dreibund hält er zu unserem Heil fest. Die Politik des

[1]) Jahrgang 1888, Nr. 202 (September), S. 133, in dem Aufsatz: „L'Empereur Frédéric III. francmaçon" (S. 130/35).

[2]) O. Becker: „Das französisch-russische Bündnis", Berlin 1925, S. 134.

Papstes nehmen wir bereitwilligst an — denn über der Republik steht das Vaterland. Die Regierungen wechseln, das Vaterland bleibt.

Seien Sie sicher — wir (Frankreich) werden nicht angreifen. Das besorgt eine andere Macht. *(Ce n'est pas nous qui attaquerons, soyez en sur, cette besogne sera faite par une autre puissance).*"[3])

Aus dieser Meldung ist erkennbar, wie wichtig die Erneuerung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages und die Gewährung deutscher Kredite an Rußland gewesen wäre. Statt dessen suchte das Deutsche Reich den zerfallenden habsburgischen Kaiserstaat zu erhalten. Man sieht aber auch, daß der Vatikan die jetzt beginnende Einkreisung Deutschlands förderte. Italien blieb im Jahre 1914 seinen Bundesgenossen — Deutschland und Österreich — „nicht treu", sondern griff im ersten Weltkrieg gegen Deutschland an der Seite der Entente in den Krieg ein. Der Kirchenstaat, die „unabhängige Stellung des Papstes" konnte daher im Jahre 1918/19 noch nicht wiederhergestellt werden, wie es — nach jener Meldung — beabsichtigt war. Indessen wurde — wie es im „*Bulletin maçonnique*" gesagt worden war — in Deutschland „die Republik ausgerufen". Der faschistische Diktator Mussolini setzte dann im Jahre 1928 „den Papst in seine unabhängige Stellung wieder ein". So verlief alles gemäß den Plänen jener Zeit. Man bedurfte nur 40 Jahre, um diese Ziele zu erreichen.

Schlözer — der nach Bismarcks Sturz ebenfalls abberufen wurde — schrieb damals an seinen Bruder: „Die politische Dummheit der Deutschen ist so riesengroß, daß man sie nicht zu fassen vermag. Jetzt triumphieren alle diese Gesellen, die keine Ahnung von Staatskunst und Geschichte, aber um so mehr von Orden und Titeln und Hofrangordnung haben."

Nun, die „politische Dummheit der Deutschen" ist kaum geringer geworden, oder „triumphieren diese Gesellen, die keine Ahnung von Staatskunst und Geschichte" haben etwa nicht mehr? Titel sind heute nicht weniger ausschlaggebend als damals, und die „Hofrangordnung" ist durch kirchliche Rangordnungen ersetzt, die nicht weniger förderlich sind.

[3]) Schlözer, a.a.O., Seiten 147, 159, 167/68.

Wir haben uns indessen hier nicht mit den mannigfachen Ursachen jenes für das Deutsche Reich verlorenen ersten Weltkrieges zu befassen. Daher können wir auch nicht auf die politischen Torheiten des selbstherrlichen Kaisers Wilhelm II. oder die verfehlte Politik seiner unfähigen Reichskanzler eingehen. Auch die wirtschaftlichen Expansionsbestrebungen der Industriegesellschaft, die wachsenden sozialen Spannungen und Gegensätze, die militärischen Fehlentscheidungen und hintergründig wirkenden Ideologien oder was sonst noch alles zur Niederlage Deutschlands 1914/18 beitrug und den Sturz der Monarchie herbeiführte, — das alles gehört nicht in diese Darstellung. Wir haben es hier nur mit den Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml zu tun, müssen aber — wie bereits zuvor — die europäischen Verhältnisse kurz berühren, soweit sie jene russisch-vatikanischen Beziehungen beeinflussen und umrahmen.

Der Kardinalstaatssekretär Rampolla hatte eine zwiespältige Politik gegenüber dem katholischen Österreich und dem orthodoxen Rußland eingeleitet. Der vom Deutschen Reich abgelehnte Neutralitätsvertrag mit Rußland und die Verweigerung der russischen Anleihen trieb Rußland notwendig an die Seite des damals revanchelüsternen Frankreich.

Der Kurs des russischen Rubel wurde durch Frankreich stabilisiert, die russischen Anleihen überzeichnet und der im Jahre 1891 begonnene Bau der wichtigen transsibirischen Bahn fortgesetzt. Immerhin hatte der Zar Alexander III. noch gewisse autokratische Vorurteile und Hemmungen gegenüber dem Plan eines Bündnisses mit dem republikanischen Frankreich. Er nannte die demokratischen Franzosen noch im Jahre 1892 zuweilen „Atheisten“ und „Canaillen“. Als aber Alexander III. im Jahre 1894 starb, folgte ihm sein politisch und militärisch völlig unfähiger Sohn Nikolaus II., der als der letzte Zar im Jahre 1918 mit seiner Familie ermordet wurde (vergl. die Einleitung).

Bismarck hatte sich einst über die verschiedenen kriegstreibenden Elemente in Rußland und deren Motive geäußert. Er sagte: „Die Feinde des Friedens mit Deutschland seien aber in Rußland in Wahrheit — neben den Juden — namentlich die Polen. Die Juden

seien für den Krieg, weil es ihnen in Rußland schlecht geht, und sie hofften auf Deutschlands Sieg, um ihre Lage zu verbessern. Daraus solle unser Antisemitismus lernen, daß er keineswegs im Besitze des richtigen Mittels sei, wenn er darauf ausgehe, unsere Juden vom Staate und von der Gesetzgebung so schlecht als möglich behandeln zu lassen. Ein weiterer Kriegsfreund in Rußland sei der Nihilismus. Er denke, er könne seine Pläne auf den Trümmern eines nachteiligen Schlachtfeldes verwirklichen. Dann seien dort in demselben Sinne tätig die Geldmittel der Franzosen, Engländer und Polen, die ja teilweise noch Geld hätten. Das Interesse der Franzosen, Rußland zu einem Krieg zu drängen, an welchem sie sich, je nach dem Verlaufe desselben, entweder beteiligen können oder nicht, liege ja auf der Hand. Auch England würde es sehr gern sehen, wenn Deutschland sich mit Rußland schlüge, um den Engländern ihre indischen Sorgen für immer abzunehmen.“ [4])

Um nun den Frieden mit Rußland zu erhalten und der verschiedenartigen Kriegshetze zu begegnen, hatte Bismarck im Jahre 1887 jenen für den europäischen Frieden so wichtigen Neutralitätsvertrag mit Rußland abgeschlossen. Nach dessen Ablauf und der durch das Deutsche Reich abgelehnten Erneuerung nach Bismarcks Entlassung, konnte sich die Kriegstreiberei erneut betätigen.

Die seit den 90er Jahren von dem zaristischen Rußland betriebene Politik hat Lenin einmal einen „militärisch-feudalen Imperialismus“ genannt. Für eine solche Politik „gegenüber dem im Herzen Europas liegenden, mit der besten Militärmaschine der Welt ausgerüsteten Deutschland, das sich 1879 mit Österreich-Ungarn verbündet und 1882 mit diesem und Italien den sogenannten Dreibund geschlossen hatte, war“ — wie Winter sehr richtig bemerkt — „Frankreich als Bundesgenosse hochwillkommen.“ Frankreichs militärpolitische Interessen entsprachen denen Rußlands und führten diese beiden Mächte zusammen, während Englands handelspolitische Besorgnisse dem wirtschaftlichen Aufstieg des Deutschen Reiches galten.

Einer der Förderer des französisch-russischen Militärbündnisses

---

4) Hans Blum: „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“, Politische Geschichte von 1871 - 1890, Leipzig 1893, S. 448/9.

war der beziehungsreiche Graf Jean Baptiste de Chaudory. Als französischer Botschafter in Petersburg hatte er schon entsprechende Verbindungen mit den Vertretern des „militärisch-feudalen Imperialismus“ angeknüpft. Chaudory stand aber auch in engster Verbindung mit dem weltbeherrschenden Bankhause der Rothschilds. Das ist bemerkenswert. Heinrich Heine meinte schon im im Jahre 1843 einmal, „Herr v. Rothschild ist der Held des Tages, und er spielt überhaupt in der Geschichte unserer heutigen Misere eine so große Rolle, daß ich ihn oft und so ernsthaft als möglich besprechen muß“. Nun, diese Rolle Rothschilds war im Jahre 1890 noch viel größer geworden als sie zu Heines Zeiten war. Man muß die Rolle dieses Bankhauses also auch in diesem Falle sehr ernst nehmen. Der katholische Priester Gaston Ritter hat die finanzpolitische Betätigung der Rothschilds durch seine Darstellung der Finanzoperation im spanischen Bürgerkrieg grell beleuchtet (vergl. an and. Stelle). Bei dem Abschluß jener französisch-russischen Militärkonvention und der sich daraus ergebenden Möglichkeit eines Krieges handelte das Haus Rothschild aber vielleicht nicht allein aus eigenen finanziellen Interessen. Es förderte — bewußt oder unbewußt — die Bestrebungen der unzufriedenen und so schlecht behandelten Juden in Rußland, die — falls Bismarcks Vermutungen richtig waren — in einem Krieg zwischen dem Deutschen Reich und dem zaristischen Rußland eine russische Niederlage, die Beseitigung des Zarismus und die Verbesserung ihrer Lage erhofften.

Neben dem Hause Rothschild war der Kardinalstaatssekretär Rampolla ein einflußreicher Förderer des russisch-französischen Bündnisses. Der Papst Leo XIII. rechnete mit einem europäischen Krieg. Der bekannte Historiker Theodor v. Sickel (1826—1908) berichtete, der Papst habe ihm bei einer Audienz „die unausbleiblichen Folgen einer Aussöhnung Rußlands mit dem Abendland“, das heißt, mit dem Vatikan, auseinandergesetzt. Nämlich — so habe der Papst erklärt — „die orientalische Frage werde sofort gelöst und zugleich der Islam überwunden werden; Rußland, von der (römischen) Kirche beraten und unterstützt, werde auch den Frieden in Europa diktieren und die soziale Ordnung herstellen. Gott habe ihn (den Papst) ja in aller Weise begnadigt und bis auf den höchsten Posten auf Erden berufen. Er flehe ihn an, ihm die weitere Gnade zu gewähren, daß das Schisma (die Spaltung der Ost- und Westkirchen), durch ihn als Gottes Werkzeug, beendigt würde. Und wenn das geschieht, werdet ihr Protestanten einfach dem Beispiel der Russen folgen.“ [5])

Wir sehen hier also wieder einmal, daß Leo XIII. das gleiche Ziel verfolgte, das am Beginn des 17. Jahrhunderts durch den Demetrius-Schwindel erreicht werden sollte. Ja, was Papst Leo XIII. erwartete, entspricht genau dem, was Papst Paul der V. und die Jesuiten von dem falschen Zaren Demetrius erwarteten: die Beseitigung des Schismas und die Überwindung des Islams durch Rußland. Diese Überwindung des Islams war bekanntlich das ursprüngliche Ziel des Ignatius von Loyola bei der Gründung des Jesuitenordens. Als dies damals nicht ausführbar erschien, war die Zielsetzung die Beseitigung des Schismas, das heißt, die Rekatholisierung des protestantischen Deutschlands und des orthodoxen Rußlands. [6])

Wenn Leo XIII. aber außerdem die infolge des russischen Friedensdiktates erfolgende Herstellung der sozialen Ordnung betonte, so dachte er zweifellos dabei an die soziale Ordnung, die er in seiner Enzyklika „*Rerum novarum*“ vom 15. Mai 1891 hergestellt wissen wollte. [7])

Wie diese „soziale Ordnung“ aussieht bzw. manipuliert werden

---

[5]) Theodor v. Sickel: „Römische Berichte“, Wien 1895 - 1901; „Römische Erinnerungen“, Wien 1947, S. 158, bei Winter, a.a.O., S. 428/9.

[6]) Was Papst Leo XIII. in jener Audienz zu dem Historiker v. Sickel sagte, entspricht jenen Worten, die der Dichter Friedrich Hebbel dem Kardinal-Legaten in dem Drama „Demetrius“ sagen läßt:

„Der Zarewitsch ist unser . . .
Und darf ich, wenn ich das vollbringe,
Was zwölf Jahrhunderte umsonst versuchten,
Nicht ganz so würdig wie der große Gregor,
Der Deutschlands Kaiserzepter einst zerbrach,
Mich niedersetzen auf Sankt Peters Stuhl?!“

[7]) „Acta Leonis XIII.“ vol. IV. pp. 177 - 209.
Übersetzung der Enzyklika „Rerum novarum“ in dem Buch „Proklamationen und Manifeste zur Weltgeschichte“, Stuttgart 1964, S. 290 ff.

kann, hat uns der päpstliche Geheimkämmerer und Vizekanzler des „Dritten Reiches“, Franz v. Papen, am 14. Januar 1934 in einer Rede vor einem katholischen Arbeitskreis zu Gleiwitz erläutert. Er sagte unter anderem: „Wir Katholiken können aus dem unerschöpflichen Born christlich-katholischer Lebensweisheit Wege gehen, die uns der große Papst Leo XIII. in seiner Enzyklika ‚*Rerum novarum*‘ ... für den Neubau der zerrütteten Welt gezeigt hat ... Das Dritte Reich unter Führung Adolf Hitlers ist, das darf man füglich behaupten, der erste Staat der Welt, in dem die hehren Grundsätze der Päpste nicht nur anerkannt, sondern, was viel wertvoller ist, in die Praxis umgesetzt worden sind.“[8])

Nun, wir haben diese „Praxis“, die aus der Enzyklika „*Rerum novarum*“ hervorgegangen sein sollte, gründlich kennengelernt. Es ist daher recht aufschlußreich, wie jene Sozial-Enzyklika Leos XIII. bei ihrem Erscheinen bewertet wurde. Der bekannte Schriftsteller Maximilian Harden schrieb am 25. Mai 1891 darüber: „Die soziale Frage, die alle Welt beleckt, wollte er (Leo XIII.) kirchlichen Zwecken dienstbar machen; etwas wie eine Vermählung von Sozialismus und Katholizismus mochte ihm vorschweben und das Ziel zeigen, durch einen Tropfen demokratischen Öles der Tiara neuen Glanz zu verleihen. An diesem Vorhaben mußte auch der Klügste scheitern. Wenn sieben Kardinäle sich sieben Jahre plagten, sie könnten nimmermehr den Beweis für den sozialreformatorischen Beruf der katholischen Kirche erbringen.

In einem aus Gut und Böse, aus Ehrlichkeit und Jesuitismus wunderlich gemischten Buche — ‚Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk‘ (Leipzig, G. L. Hirschfeld) — wird unter hundert anderen auch eine recht hübsche Anekdote vom Papst Benedikt XIV. erzählt. Als nach seiner Erwählung der frühere Kapuziner auf die Loggia der Peterskirche hinaustrat und auf das dichte Gedränge zu seinen Füßen hinabsah, da rief er aus: ‚Welche Menge von Menschen. Wovon lebt nur all das Volk?‘ — ‚Der eine betrügt den Anderen‘, erwiderte ein weltläufiger Kardinal. Und der Papst fand, indessen er segnend die Hände erhob,

[8]) „H. F. am Montag“, Hamburg, 14. Jahrgang, Nr. 3 vom 15. Januar 1934.

das selbstzufriedene stolze Wort: ‚*Ed io li buggero tutti!* Und ich betrüge sie Alle!‘ “[9])

Harden schrieb dann grundsätzlich: „Papsttum und Volkswirtschaft gibt keinen Reim. Unter dem Krummstab hat durch die Jahrhunderte der Hunger gehaust und das heulende Elend, das bezeugt der Blick auf den alten Kirchenstaat und auf das neue Belgien (des Jahres 1892), das schwarze Land der Kutten und Kohlen. Die Päpste und ihre Handlanger haben ‚sie alle betrogen‘, sie haben den Betrug in ein System gebracht ... Zu allen Zeiten hat die Kirche einen guten Magen gehabt, und niemals hat die Sorge um die Not der gemeinen Menge ihren süßen Verdauungsschlaf gestört.“ (Ebenda, Seite 53/54)

Und auf diese hier kritisierte Sozial-Enzyklika „*Rerum novarum*“ hat sich Papst Johannes XXIII. in seiner Sozial-Enzyklika „*Mater et magistra*“ vom 15. Mai 1961 berufen und sie fortentwickelt? — *Sapienti sat!* Daher dürfte auch die Kritik Hardens oder die Erläuterung des päpstlichen Geheimkämmerers v. Papen über jene Enzyklika auch heute nachdenklich stimmen.

Jedenfalls stand die Enzyklika „*Rerum novarum*“ in engstem Zusammenhang mit den politischen Plänen des Vatikans. Der Papst beabsichtigte damit die Wirkung des internationalen Sozialisten-Kongresses des Jahres 1889 aufzuheben und die wachsende Arbeiterbewegung einzudämmen. Seine Verdammung des Sozialismus genügte nicht mehr. Er wollte aber auch dem Zaren demonstrieren, welche wichtige Hilfe dem autoritären Regierungssystem erwachsen könnte, wenn der Vatikan die Führung des Sozialismus übernehmen würde. Diese Auswertung der Enzyklika „*Rerum novarum*“ konnten wir ja aus der Erläuterung v. Papens im Jahre 1934 entnehmen. Winter sagt deshalb, „das Datum des Erscheinens der Enzyklika, der 15. Mai 1891, ist besonders zu be-

[9]) Maximilian Harden: „Die beiden Leo“, in der Sammlung „Apostata“, 4. Aufl., S. 51/2, Berlin 1892.
Allerdings handelt es sich bei der Äußerung des Papstes Benedict nur um eine Anekdote. Aber — so meinte Johannes Scherr — „die Anekdote ist für die Historik keineswegs so ganz unwesentlich oder gar so ganz verwerflich, wie jene Herren Pedanten meinen, welche wähnen, die ganze Geschichte und Geschichtsschreibung müßten von wissenschaftswegen so geistverlassen und langweilig sein, wie sie selber von naturwegen sind“.

achten. Die Enzyklika war in den Augen des Zaren ein wichtiger Befähigungsnachweis für den Papst, in der russisch-französischen Annäherung eine maßgebliche Rolle zu spielen". (S. 440)

Entsprechendes durfte man — natürlich *mutatis mutandis* — auch von der bewußt am 15. Mai 1961 erlassenen, zeitgemäß umgearbeiteten „*Rerum novarum*", der Enzyklika „*Mater et magistra*" des Papstes Johannes XXIII. sagen. Jedenfalls war die politische Lage die ausschlaggebende Veranlassung bei dem Erlaß jener beiden Enzykliken. Denn „der Gedanke, mit dem sich der Papst (Leo XIII.) allen Ernstes trug", war — wie Winter feststellt — „die mittelalterliche geistliche Weltherrschaft in der neuen Zeit in entsprechender Form wieder durchzusetzen". (S. 431) Und welcher Papst wollte das nicht?! — Dieses Ziel blieb aber nicht nur dem russischen Vertreter Izvolskij verborgen, — obgleich er schrieb, „dieser Papst ist in erster Linie Diplomat und Politiker" — sondern auch die meisten Historiker können oder wollen es nicht sehen. Daher kommt es denn auch, — wie Winter sehr richtig sagt — das die Wirksamkeit des Vatikans und des Papstes bei der erfolgenden russisch-französischen Annäherung „so wenig erwähnt wird". — „Vermutlich" — so sucht er diese auffallende Tatsache zu erklären — „veranlaßte das scheinbare Ineinander von Geistlichem und Politischem zuerst die Diplomaten und später die Historiker, dem vatikanischen Getriebe keine allzu große Bedeutung beizumessen, freilich nicht zum Nutzen der Erkenntnis und der Beherrschung der Wirklichkeit. Dazu kam die Rücksicht auf das geistliche Prestige des Vatikans, von der selbst sich freisinnig gebende bürgerliche Forscher nicht frei sind. Dieses Prestige könnte aber ernstlich Schaden leiden, wenn der offenbare Mißbrauch geistlicher Macht für politische Ziele ins Licht gerückt würde." (S. 437)

Allerdings! Wir möchten aber dazu ergänzend sagen, daß jene Forscher — falls es ihnen nicht nur um Titel, Rang und Würden zu tun ist, — den ihnen in ihrer Jugend im Religionsunterricht suggerierten Glaubensvorstellungen unterliegen. Das führt nur zu oft zu jener Geistesverfassung, bei der die sonst so klare und scharfe Urteilskraft eines Menschen versagt, sobald seine religiösen

Komplexe berührt werden. Wir haben schon an and. Stelle davon gesprochen. Das ist die einfache und letzte Ursache für das Versagen derartiger Politiker und Historiker, die nicht erkennen können, was Bismarck in seiner Rede am 10. März 1873 sagte: „Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat." Die Päpste versuchen bald auf diese, bald auf jene Weise ihre Programme zu verwirklichen.

Bei der Verfolgung des vorliegenden Programmes war der vatikanischen Politik die schwierige Aufgabe erwachsen, dem Zaren die als revolutionär und atheistisch verdächtige französische Republik als bündnisfähig darzustellen. Dazu war es aber zuvor erforderlich, das damals wieder einmal antiklerikal eingestellte Frankreich mit dem Papst und dem Klerus auszusöhnen. Zu diesem Zweck hielt der afrikanische Kardinal Lavigerie im November 1890 auf Veranlassung des Papstes bei einer Feier in Algier auf dem französischen Admiralsschiff des Geschwaders eine betont regierungsfreundliche patriotische Festrede. Er erklärte dabei, jeder Bürger Frankreichs sei verpflichtet, der verfassungsmäßig gewählten Regierung und Regierungsform treu ergeben zu sein. Darauf ließ er die Marseillaise intonieren. Dieser Vorfall löste befremdendes Aufsehen bei dem französischen Klerus aus, der mit der Regierung in wachsender Fehde stand. Der Kardinalsstaatssekretär Rampolla teilte jedoch dem ungehaltenen Bischof von St. Flour mit, daß die Kurie mit dieser Rede und dem Verhalten des Kardinals Lavigerie völlig einverstanden sei. Der im Jahre 1891 nach Paris entsandte Nuntius Ferrata bestätigte später in seinen Memoiren, die durch Lavigeries Rede öffentlich dokumentierte wohlwollende Politik des Papstes gegenüber Frankreich sollte das Prestige und die Autorität Frankreichs erhöhen, um Rußland und Frankreich zu verbinden. [10])

Im Sommer des Jahres 1891 erfolgte dann programmgemäß ein

[10]) Domenico Ferrata: „Memoires", Rom 1920, 2. Band, Seiten 34 und 41; 3. Band, Seiten 387 ff., 394 und 389.
Ulrich Stutz: „Die päpstliche Diplomatie unter Leo XIII.", Berlin 1926. Winter, a.a.O., S. 435/6.

französischer Flottenbesuch in Kronstadt, der im Jahre 1893 mit einem Gegenbesuch der russischen Flotte in Toulon erwidert wurde. Im Rahmen der bei dieser Gelegenheit veranstalteten Feiern erfolgte am 13. Oktober 1893 unter Teilnahme des Klerus eine russisch-französische Verbrüderung, die durch ein feierliches Tedeum in der Notre-Dame-Kirche zu Paris eine besondere Weihe erhielt.[11])

Am 27. Dezember 1893 benachrichtigte der russische Außenminister v. Giers den französischen Botschafter in Petersburg, daß die russische Regierung die vereinbarte Militärkonvention vom August 1892 nunmehr als staatsrechtlich verbindlich geschlossen betrachte. Am 24. Januar 1894 wurde die Konvention von der französischen Regierung ratifiziert und im Jahre 1899 wurde diese Vereinbarung zu einem regelrechten Bündnis erweitert.

Der „Osservatore Romano", das Blatt des Vatikans, vom 20. November 1893 begrüßte diese Konvention und betonte dabei das Verdienst des Vatikans an deren Zustandekommen. Der Zar Nikolaus II. hatte im Oktober 1896 bei seinem Besuch in Paris eine vertrauliche Unterredung mit dem päpstlichen Nuntius Ferrata. Dieser erklärte dem Zaren: „Während der Heilige Vater in den Dienst dieser edlen Nation (Frankreich) die moralische Kraft stellt, über die er verfügt, haben Ihre Majestät ihre militärische und politische Unterstützung beigetragen. Ihre Majestät können sie nicht nützlicher und edler anwenden." [12])

Der Abgeordnete Jaques Piou schrieb in der französischen Zeitung „Le Figaro" vom 13. November 1896:

„Der erste und wesentlichste Urheber der Annäherung zwischen Frankreich und Rußland war P a p s t L e o X I I I. Seine Haltung störte die klugen Berechnungen, die darauf hinausliefen, Frankreich zu isolieren. Frankreich hört auf verdächtig zu sein ... Leo der XIII. hatte das unverhoffte Glück, durch sein Beispiel Frankreich eine Freundschaft zu verschaffen, die Rettung bedeutet. Dank ihr steht es nicht mehr allein in der Welt, angesichts seiner verbündeten Gegner.

Baron Mohrenheim (russischer Botschafter in Paris) erklärte oft

[11]) O. Becker: „Das französisch-russische Bündnis", Berlin 1925, S. 128.

[12]) Ferrata, a.a.O., 3. Band, S. 394.

und hat es auch anderen wiederholt, daß sich die russische Regierung nicht entschlossen hätte, mit der französischen Republik ein Bündnis zu schließen, w e n n n i c h t d e r P a p s t a l s e r s t e r es mit seiner moralischen Autorität unterstützt hätte. Die russische Regierung war überzeugt, daß eine Republik, die sich nicht stützen kann auf die konservativen Elemente und den Klerus, schnell in Demagogie und Anarchie ausartet, und daß es deshalb keinen Zweck habe, mit ihr ein Bündnis zu schließen.

Nachdem man aber in Petersburg erkannte, daß der Papst den Klerus und das katholische Volk aufgefordert hatte, der Republik anzugehören, nahm die russische Regierung an, daß diese dadurch größere Stärke gewinne und als konservative und ehrenhafte Regierung anzusehen sei. Von da datiert sein Entschluß, eine enge Freundschaft mit Frankreich zu schließen."

Dementsprechend erklärte der Kardinalstaatssekretär Rampolla dem französischen Botschafter beim Vatikan, daß der Vatikan sich ohne jedes Schwanken Frankreich und Rußland anschließen werde, denn die Hauptgefahr erblicke die Kurie im Protestantismus und infolgedessen in Deutschland. [13])

„Caesarismus in Frankreich plus Zarismus in Rußland gegen das nichtimperialistische Deutschland" — so kennzeichnet Lenin einmal diese durch das russisch-französische Bündnis geschaffene Lage. „Der Vatikan aber hatte alles getan, um aus eigenen Weltmachtsträumen heraus dieses Bündnis zu fördern", urteilt Winter (a.a.O. S. 451) Nur hatte der Vatikan bei diesem politischen Spiel für sich noch nichts gewonnen. Die Vereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit der römisch-katholischen war — wie Winter eingehend nachweist — „weiter entfernt als je zuvor". Ebenso behandelten die Regierungen der beiden mit dem Segen des Papstes verbündeten Staaten — Frankreich und Rußland — die Wiederherstellung der erwarteten Souveränität des Papstes, das heißt, die Wiederherstellung des Kirchenstaates, dilatorisch, hinhaltend und ausweichend. In Frankreich gewann sogar die antiklerikale Stimmung die Oberhand und in Rußland scheiterten die Bestrebungen des Papstes an der festen Haltung des „heiligen Synods" und dessen Oberprokurors

[13]) Adamov, a.a.O., S. 61.

Pobedonoscev. Die russisch-orthodoxe Glaubenslehre war die Ideologie des Zarismus. Daher konnte weder der Zar noch der „Heilige Synod“ die Rivalität der römisch-katholischen Ideologie mit ihren so weitgehenden politischen Ansprüchen und den Verpflichtungen ihrer Gläubigen auf einen ausländischen Souverän, den Papst in Rom, dulden. „Zween Hahnen auf einem Mist taugen nicht“, hatte Wallenstein einmal gesagt, und ein altes russisches Sprichwort lautet: „Nichts fürchtet man in Rußland mehr als den römischen Papst und den Chan der Tartaren.“ Statt der Tartaren können die Chinesen einmal eine neue Ursache der Furcht werden, während die andere, „der römische Papst“, unverändert geblieben ist.

Aus diesen Gründen konnte der Papst auch keine Nuntiatur in Petersburg errichten, was sein sehnlichster Wunsch gewesen war und dessen Verwirklichung er schon so nahe gehalten hatte. Dennoch gab Leo XIII. seine Bemühungen nicht auf. Die Schwäche des beeinflußbaren und unfähigen Zaren Nikolaus II. mochte ihn zu weiteren Anstrengungen ermuntern. Der neue russische Außenminister Fürst Lobanow (1824—1896) erhielt — wie Fürst Bismarck im Jahre 1885 — den Christusorden, die höchste Auszeichnung des Vatikans. Das hatte in Deutschland gewirkt und sollte jetzt in Rußland wirken.

Tatsächlich bildeten sich in Rußland wachsende Gruppen und ausbreitende Kreise, in denen angesichts der immer bedrohlicher werdenden revolutionären Strömungen die These vertreten wurde, „der russische Zar und der Papst müßten Organe der wahren, freien Theokratie werden“, das heißt, eine autoritäre Regierungsform religiöser Prägung herbeiführen. Winter sagt zu diesen Bestrebungen, „Zar und Papst mit der Freiheit in einem Atemzug zu nennen — welch ein Widerspruch!“ Allerdings — aber Johannes Scherr sagte schon dreißig Jahre zuvor — „der ‚Positivismus‘ der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind“. Außerdem — so meinte er — „wo haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? — Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? — Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: ‚Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume‘. — Ist er seither widerlegt worden? — Nein! — Die Menschen in ihrer ungeheuren Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht was Freiheit ist, sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben.“ Das hatte Leo XIII. auch begriffen, und darum hatte er angesichts des sich ausbreitenden Sozialismus seine Sozial-Enzyklika *„Rerum novarum“* erlassen, was aber auch ein Fehlschlag wurde, wie seine Politik.

Mit diesen Enttäuschungen und Rückschlägen mag es zusammenhängen, daß Leo XIII. im letzten Lebensjahr, beim zweiten Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. im Mai des Jahres 1903 wieder auf die Politik des Jahres 1888 zurückkam, indem er meinte, das Deutsche Reich müsse „das Schwert der katholischen Kirche“, das heißt, des Vatikans werden. Der Kaiser erzählte jedenfalls, er habe den Papst von diesem Gedanken nicht abzubringen vermocht, obgleich er entgegnet habe, das einstige „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ bestehe nicht mehr und die Voraussetzungen für eine solche Aufgabe seien nicht mehr gegeben. Es ist demnach durchaus möglich, daß Leo XIII. das politische Spiel mit der russisch-französischen Bündnispolitik verfehlt erschienen wäre und jetzt wieder die deutsche Karte ausspielen wollte.

Wir können die fortgesetzten und vielseitigen Versuche des Vatikans, doch noch in Rußland vorzudringen, übergehen. Ebenso kann die Darstellung der Maßnahmen der russischen Regierung unterbleiben. Es kam bei diesen wechselseitigen Verhandlungen für keine Seite zu befriedigenden Lösungen, geschweige denn zu einem tatsächlichen Ergebnis. Winter hat dies in seinem verdienstvollen und umfangreichen Werke ausführlich dargestellt, so daß wir darauf verweisen können. Es handelt sich dabei *mutatis mutandis* um Verhandlungen, die wir durch die russische Geschichte seit Peter d. Gr. bereits verfolgen konnten.

Der Krieg bringt die große Wende

Als Papst Leo XIII. am 20. Juli 1903 starb, folgte ihm Papst Pius X., der „Weltkriegspapst“, wie er genannt wurde. Pius X. erklärte in seiner Antrittsenzyklika vom 4. Oktober 1903 hinsichtlich der Politik:

„Wir verstehen es, daß es zum Anstoß gereichen wird, wenn Wir sagen, es sei Unsere Pflicht, auch die Politik Uns angelegen sein zu lassen, aber jeder billig Denkende erkennt, daß der römische Papst von dem Lehramte, das er in bezug auf Glauben und Sitten besitzt, das Gebiet der Politik keineswegs trennen kann. Unseres Amtes ist es, jeden einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden im privaten, wie im öffentlichen Leben, in sozialer wie in politischer Beziehung zu leiten.“

Aus dieser Kundgebung wurde deutlich, daß Pius X. nicht gewillt war, auf die politische Betätigung und Leitung zu verzichten. Indessen dachte man dabei unwillkürlich an manche andere Erklärungen über die „Amtspflichten der Päpste“, wie sie zum Beispiel einst der römische Kardinal und Geschichtsschreiber Baronius dem Papst Paul V. erläuterte. Der Kardinal sagte nämlich: „Sankt Peters Amtsverrichtung ist eine Zwiefache, sie besteht im weiden und töten, zufolge der Worte: weide meine Schafe, und: schlachte und iß! Denn hat der Papst mit Widerstrebenden zu tun, so hat er den Befehl, sie zu schlachten, zu töten und aufzuessen.“

Der bekannte Kirchenhistoriker Karl v. Hase schrieb zu diesen Worten: „Das ist freilich eine Allegorie, da die Ketzer eine sehr unverdauliche Speise für den H. Vater sein würden: allein es liegt die Mahnung zu einer furchtbaren, so weit die Verhältnisse zuließen, nicht gescheuten Wirklichkeit darin.“ [1])

Zweifellos! — Man wird dabei nachdenklich und könnte der Versuchung erliegen, die Worte des Baronius mit einigen Sätzen aus der Kundgebung des Papstes Pius X. vom Dezember 1903 in Verbindung zu bringen. Dort heißt es nämlich unter anderem:

„Mehr als je in der Vergangenheit leidet dieselbe (die menschliche Gesellschaft) gegenwärtig an einer inneren, sehr schweren Krankheit, die von Tag zu Tag sich verschlimmert und sie dem Untergang immer näher bringt. Ihr wißt es, ehrwürdige Brüder, was für eine Krankheit Wir meinen, den Abfall von Gott, der sicher zum Verderben führt, nach jenem Wort des Propheten: Denn siehe, die sich von Dir entfernen, werden zugrunde gehen (Psalm 73,27). Einem solchen Übel glauben Wir in dem hohen Amte, das man Uns übertrug, entgegenarbeiten zu müssen, nach dem Befehl Gottes: Siehe, ich setze Dich über die Völker und Reiche, daß Du ausreißest und niederreißest, aufbauest und pflanzest (Jerem. 1,10), aber Unserer Unzulänglichkeit Uns bewußt, fürchten Wir Uns, Uns dieser Aufgabe, deren Ausführung voll von Schwierigkeiten ist, zu unterziehen.“

Die zitierten Worte des hebräischen Propheten Jeremias hatten für den Papst — wie er ja auch andeutet — eine sehr wirklichkeitsbezogene Bedeutung. Sie waren für ihn ein „Befehl Gottes“, für dessen „Stellvertreter“ er sich glaubensmäßig hielt. Es ist menschlich verständlich und durchaus glaubhaft, daß sich der Papst vor dieser Aufgabe „fürchtete“. Zumal er ja die Überzeugung seines Vorgängers teilte, in dessen politischem Konzept ein Krieg vorgesehen war. Daher lag in jenen Worten Pius X. ebenfalls die „Mahnung zu einer furchtbaren, nicht gescheuten Wirklichkeit“, wie v. Hase jene Worte des Kardinals Baronius bewertete. Konnte man die Mahnung des Baronius auf den 30jährigen Krieg beziehen, so wurde die Mahnung Pius X. später auf den ersten Weltkrieg gedeutet, der im Jahre 1914 ausbrach.

Während die Spannungen zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan erneut wuchsen, und die offizielle Betätigung der katholischen Kirche in Rußland nach wie vor begrenzt blieb, suchten die Jesuiten auf ihre Weise dort Einfluß zu gewinnen, ohne den Vatikan dabei zu kompromittieren.

[1]) Karl v. Hase: „Handbuch der Protestantischen Polemik“, 6. Aufl., S. 54, Leipz. 1894.

Wir sahen bereits, daß der Zar Alexander I. die Jesuiten aus Rußland ausgewiesen und in dem Ukas vom 13. März 1822 verordnet hatte, „niemals dürfen sie zurückkehren, unter welcher Form und unter welchem Namen auch immer". Die jesuitische Betätigung in Rußland konnte also nur geheim erfolgen.

Wie diese geheime Tätigkeit der Jesuiten in Rußland betrieben und bewertet wurde, können wir den Presseberichten jener Zeit entnehmen. Die „Weser-Zeitung" vom 11. April 1911 schrieb:

„Petersburg 10. April (Tel.). Der katholische Priester Felix Wiercinski in Moskau, ein deutscher Reichsangehöriger, wurde auf Befehl des russischen Ministers des Innern aufgefordert, Rußland sofort zu verlassen. Er wird jesuitischer Propaganda beschuldigt. Die Untersuchung ergab: Wiercinski kam 1904 (nach der Inthronisierung des Papstes Pius X.) nach Rußland. Er hatte in Deutschland zwei Pässe in verschiedenen Städten gelöst, einen für die Reise nach Österreich und Rumänien, einen anderen nach Rußland. Er kam hierher als Privatperson mit dem Beruf eines Bibliothekars, zur Erlernung der russischen Sprache. Wiercinski gehört jedoch, wie inzwischen festgestellt wurde, dem Jesuitenorden an, was er, nach anfänglichem Leugnen auch selber schriftlich bestätigte. Auf ihn wird es zurückgeführt, daß in den letzten Jahren 307 Frauen und 331 Männer vom orthodoxen Glauben zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sind. Wiercinski soll nicht aus eigener Initiative, sondern nach bestimmten Direktiven gehandelt haben. Es soll dabei ein wohlüberlegter Plan vorliegen, um eine Grundlage zu schaffen für eine Einigung der Orthodoxen mit Rom. Mit Wiercinski zugleich wurde auch ein österreichischer Untertan, Indrich, aus Rußland ausgewiesen, der Dokumente Wiercinskis aufbewahrte, darunter eine Urkunde des Jesuitengenerals Wernz an Wiercinski mit der Erlaubnis zur Gründung einer religiösen Kongregation in Moskau . . . Die ganze Affäre macht ungeheures Aufsehen."

Der liberale „Hamburger Generalanzeiger" vom 20. März 1911 hatte bereits Einzelheiten über die Tätigkeit des Jesuiten Felix v. Wiercinski gebracht. Das Blatt schrieb:

„Die Persönlichkeit des Jesuiten Wiercinski ist in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses getreten. Um leichter in Rußland Fuß zu fassen, wo den Jesuiten prinzipiell der Aufenthalt verboten ist und nur ausnahmsweise für 6 Monate erlaubt wird, hat er sich als Dekan der katholischen Kirche angemeldet. Auf diese Weise gelang es ihm, seit mehreren Jahren eine Agitation für den Katholizismus in Moskau zu betreiben, bis das Departement für geistliche Angelegenheiten auf ihn aufmerksam wurde. Eine Haussuchung bei ihm ließ nach den aufgefundenen Bildern und Schriften erkennen, daß er einen sehr großen Einfluß auf den Papst hat und ferner Beziehungen zu den allerersten Gesellschaftskreisen Moskaus. Dank seiner ungewöhnlich anziehenden äußeren Erscheinung, seiner feinen Manieren und großen Bildung, ist er ein gerngesehener Gast in den vornehmsten Salons . . . Eine besondere Gunst genießt er bei der eleganten Damenwelt. Seine Bestrebungen richten sich, wie er sagt, auf eine Annäherung der römisch-katholischen an die griechisch-orthodoxe Kirche. In der Tat aber verfolgt er das Ziel, aristokratische und reiche Familien dem Katholizismus zuzuführen. So ist der Übertritt von zwei Mitgliedern der bekannten Familie Abriskosow sein Werk. Durch seine großen Verbindungen erlangte er auch einen Lehrerposten in einigen Mittelschulen, wo er die Jugend für den Katholizismus zu gewinnen sucht. Als gewandter Diplomat ist er bemüht, sich in den verschiedensten Kreisen Freunde zu schaffen, und besonders lag ihm anscheinend daran, in der deutschen Kolonie Boden zu gewinnen. Im ganzen sind die Spuren eines weit ausgesponnenen Propagandanetzes unter den russischen Altgläubigen vorhanden. Auch durch Freigiebigkeit wurden Personen und ganze Gemeinden heranzulocken versucht. Es handelt sich um eine große katholische Organisation, die ihre Zweige über ganz Rußland ausbreitet und ihren Mittelpunkt in Moskau hat, von wo aus Wiercinski, als Haupt derselben, alle Direktiven erteilt. Er steht im lebhaftesten Verkehr mit dem Vatikan und auch mit den maßgebensten Staatsmännern in Petersburg, die seine eigentlichen Absichten wahrscheinlich bis jetzt gar nicht geahnt haben".

Nun, vielleicht haben aber diese „nichtsahnenden Staatsmänner“ doch etwas „geahnt“, indem sie zu jenen Kreisen gehörten, in denen man meinte, Zar und Papst müßten gemeinsam ein neues autoritäres Regierungssystem organisieren. Jene aufsehenerregenden Nachrichten aus Rußland wurden damals von fast allen größeren deutschen Zeitungen gebracht. Natürlich versuchte die katholische Zeitung „Germania“ vom 9. Mai 1911 die bezeichnenden Vorfälle in Rußland mittels einer Erklärung des galizischen Provinzialoberen des Jesuitenordens zu verharmlosen. Der Umstand, daß dieser Jesuit als „deutscher Reichsangehöriger“ betrachtet wurde, wurde von den deutschfeindlichen und panslawistischen Kreisen in Rußland natürlich propagandistisch ausgewertet, zumal der russisch-japanische Krieg (1904—1905) und die Revolutionsversuche die Gemüter in politische Erregung versetzt hatte.

Winter schreibt über jene jesuitische Propaganda:

„Wie sehr das zaristische Rußland nach 1905 als reif für die römisch-katholische Kirche angesehen wurde, wenn es nicht vor der Revolution kapitulieren sollte, zeigt das Interesse, das sogar die deutsche Reichsregierung an dieser Frage bekundete. Pius X. hatte das Bestreben der Reichsregierung, das katholische Zentrum für sich zu gewinnen, nachhaltig unterstützt; um so mehr konnte der Papst nun über den Zentrumsabgeordneten Erzberger von der Reichsregierung die Unterstützung des katholischen Einflusses in Rußland fordern. Dies geschah im Zusammenhang mit dem Imperialismus, der sich ja in erhöhtem Maße der Kirche für seine eigenen Zwecke bediente. Im Jahre 1903 war er mit Unterstützung und unter dem Protektorat der Reichsregierung zur Gründung einer deutschen katholischen Kirchengemeinde in Petersburg gekommen. Nach der Revolution vom Jahre 1905 versuchte der Jesuit Felix von Wiercinski auch in Moskau eine eigene deutsche Kirchengemeinde aufzubauen. Sein eigentlicher Zweck war aber sichtlich ein anderer; jedenfalls berichtete der deutsche Generalkonsul in Moskau am 7. Dezember 1911, Wiercinski werde Proselytenmacherei unter Orthodoxen und Altgläubigen vorgeworfen. Betont wurden seine hohen Beziehungen und

sein Kampf für die Deutschen gegen die Polen. Ihren Ränken und der Denunziation bei den orthodoxen und den nationalistisch-russischen Kreisen soll er schließlich erlegen sein. Plötzlich erschien Wiercinski der zaristischen Regierung als verdächtig, da er Jesuit sei, was er bisher verheimlicht habe. In Wirklichkeit war Wiercinski offenbar ein Mann des Vatikans, der über Deutschland mit Rom zusammenarbeitete. Wiercinski war als Vicedekan eingeschleust worden, nachdem er nach Rußland auf einen Paß gekommen war, der weder seine Eigenschaft als Geistlicher noch seine Zugehörigkeit zum Jesuitenorden erkennen ließ . . . Die Sorge des Vatikans um das zaristische Rußland offenbarte sich selbst auf so unerwartete Weise. Dieser Eifer für das Wohl des zaristischen Rußland war freilich selbst diesem zu viel.“ (S. 533/534)

Wir erkennen hier wieder jesuitische Machenschaften, die uns schon in der Zeit des falschen Demetrius begegneten und deren Zielsetzungen denen jener Zeit entsprachen. Das zeigt, wie zäh die Jesuiten an ihren Zielen festhielten und diese, obgleich immer wieder vereitelt, über Jahrhunderte hinweg verfolgten. Man kann eine solche überzeugungskräftige Zielstrebigkeit bewundern und doch der Meinung sein, daß das erstrebte Ziel für die Völker verhängnisvoll ist.

Zum besseren Verständnis des Zusammenhangs der Ereignisse ist es nützlich, sich deren zeitlichen Ablauf kurz zu vergegenwärtigen: Im Jahre 1903 wurde der Papst Pius X. inthronisiert und die Partei der Bolschewisten von Lenin auf dem Sozialistenkongreß in Brüssel gegründet. Im Jahre 1904 wurde der § 2 des Jesuitengesetzes in Deutschland aufgehoben, der den Jesuiten bisher den Aufenthalt im deutschen Reichsgebiet verboten hatte. Es wurde also den Jesuiten der Aufenthalt im Deutschen Reiche wieder ermöglicht, und schon im gleichen Jahre wurde der Jesuit Wiercinski von Deutschland aus nach Rußland eingeschleust. Im Jahre 1904 war der russisch-japanische Krieg ausgebrochen, nach dessen Beendigung im Jahre 1905 eine Revolution in Rußland begann. Diese wurde zwar nach einem Jahre niedergeschlagen. Sie hatte teilweise zu Judenpogromen geführt und den Zarismus erschüttert. Es ist be-

merkenswert, daß die freimaurerische Zeitschrift „Acacia" im Jahre 1905 schrieb: „Alle Republikaner und um so mehr die französischen Freimaurer müssen glühende Wünsche hegen für den baldigen Triumph der russischen Revolution." [2])

Nun waren es aber nicht allein die Freimaurer, welche den Zarismus ablehnten und ihm ein baldiges Ende wünschten! Jeder freiheitlich gesonnene Europäer hegte dieselben Wünsche und war derselben Meinung. Das autoritäre System des Zarismus war allgemein verhaßt.

Aber Napoleon I. hatte schon auf St. Helena über die Einstellung der Freimaurerei gesagt: „Die Freimaurer haben die Revolution (von 1789) unterstützt, und noch in letzter Zeit haben sie dazu beigetragen, die Macht des Papstes und den Einfluß des Klerus zu überwinden. Sobald aber die Gesinnung eines Volkes gegen die Regierung ist, sucht jede Gesellschaft ihr zu schaden." Das war in Rußland im Jahre 1905 auch der Fall. Indessen — so meinte Napoleon von derartigen Organisationen — „die Jesuiten sind die gefährlichste aller Gesellschaften; sie haben mehr Unheil angerichtet als alle anderen". [3])

Wir konnten bereits die ideologischen und politischen Einflüsse dieser „Gesellschaften" — von denen Napoleon hier spricht — in den verschiedenen Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts feststellen und verfolgen. Es ist daher nicht überraschend, wenn diese mehr oder weniger unbekannten oder getarnten Organisationen im beginnenden 20. Jahrhundert die „Gesinnung eines Volkes" ebenso zu beeinflussen suchten.

Man mag nun die Voraussagen des Papstes Pius X. über den kommenden ersten Weltkrieg auf übersinnliche Eingebungen oder auf reale politische Erkenntnisse zurückführen und je nach der vertretenen Überzeugung bewerten, — er wußte jedenfalls, daß dieser große europäische Krieg kommen würde. Das „Zentralblatt

---

[2]) „Acacia", Nr. 28, April 1905, S. 253 ff.

[3]) Las Cases: „Mémorial de Sainte-Hélène", Paris 1894; O'Meara: „Napoleon in exile, or a voice from St. Helena", London 1889.
Übersetzung der genannten Stellen: Friedrich M. Kircheisen: „Napoleon, der Feldherr, Staatsmann und Mensch in seinen Werken", Stuttgart 1907, S. 204, Nr. 170 und 71.

für Okkultismus" hielt natürlich die übersinnliche Begründung für zutreffend. Das Blatt schrieb:

„René Bazin veröffentlichte im ‚Echo de Paris' eine Artikelreihe über die Eindrücke, die ihm eine kürzliche Reise nach Rom verschafft hat. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch auf einen Besuch zu sprechen, den er dem früheren Kardinalstaatssekretär Merry del Val abgestattet hat. ‚Pius X.,' — so erklärte ihm bei dieser Gelegenheit der Kardinal — ‚hatte seit geraumer Zeit schon den heute tobenden Weltkrieg vorausgesehen und wurde nicht müde, in seinen Gesprächen auf diesen Krieg anzuspielen. So oft ich in den Jahren 1912, 1913 und zu Beginn des Jahres 1914 morgens die Gemächer des Heiligen Vaters betrat, um mit ihm zu arbeiten, unterbrach er meinen Vortrag schon bei den ersten Worten häufig genug mit der Bemerkung, ‚das alles hat wenig Bedeutung neben dem, was uns die Zukunft bringen wird'. Der Papst wies mit einem familiären Dialektausdruck auf den großen Krieg, der da kommen wird, hin und fügte hinzu: das Jahr 1914 wird nicht vorübergehen, ohne daß ein gewaltiger Krieg ausbricht'." [4])

Im Jahre 1924 — zehn Jahre nach dem Kriegsausbruch — wurden diese Mitteilungen in einer mit bischöflicher Druckerlaubnis herausgegebenen Schrift bestätigt und ergänzt. Es wird dort gesagt:

„Pius wußte und sagte den Weltkrieg voraus. Der Bischof von Laval gibt uns darüber im Sommer 1917 in seiner ‚*Semaine religieuse*' interessante Mitteilungen, die er vom ehemaligen Staatssekretär Merry del Val persönlich erhielt. Es war im Jahre 1910. Wenn im Staatssekretariat traurige Nachrichten einliefen, konnte der Papst wiederholt bemerken: Was ist das im Vergleich zum großen kommenden Krieg . . . Als 1912 der Balkankrieg ausbrach, bemerkte der Staatssekretär: ‚Heiliger Vater, Ihre Voraussage erfüllt sich. Nein, nein, erwiderte der Papst . . . Es ist nicht dieser Krieg, den ich meine. Dann fügte er hinzu: Das Jahr 1914 wird nicht vorbeigehen, und der große Krieg ist da . . .'."

[4]) „Zentralblatt für Okkultismus", 10. Jahrgang, Nr. 10 vom April 1917, S. 475.

Wir haben keine Veranlassung, diesen Mitteilungen zu mißtrauen. Wir sind allerdings sehr mißtrauisch gegen eine übersinnliche bzw. christliche Erklärung dieser so ungewöhnlich bestimmten und überraschend genau eingetroffenen Voraussagen. Dieses Mißtrauen wird dadurch noch verstärkt, daß wir erfahren, Pius X. wußte nicht allein w a n n der erste Weltkrieg ausbrechen würde, sondern kannte auch dessen äußere Veranlassung, die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand. Das zeigt uns eine Mitteilung des Fürsterzbischof Waitz. Der Kirchenfürst sagte nämlich im Jahre 1935 in einem Vortrag: „Nach der Verlobung des Erzherzogs (Karl, dem späteren Kaiser Karl) mit Zita hatte deren Mutter eine Audienz bei Pius X. und bat ihn um seinen Segen für den Bräutigam. Pius X. sagte: ‚Ich segne den, der der e r s t e N a c h f o l g e r des Kaisers Franz Joseph sein wird' — große Bestürzung bei der Erzherzogin" — denn der „erste Nachfolger des regierenden Kaisers Franz Joseph" wäre ja der damals noch lebende, aber später in Sarajewo ermordete Thronfolger Franz Ferdinand gewesen) — „der Papst aber wiederholte seherisch seinen Segen mit den gleichen Worten".[5])

Pius X. mußte also damals, als der Thronfolger noch lebte, schon w i s s e n, — wenn man will „ahnen" — daß dieser später in Sarajewo ermordete Franz Ferdinand nicht als der Nachfolger des Kaisers Franz Joseph den habsburgischen Thron besteigen würde, sondern der Erzherzog Karl, wie es dann ja auch geschah. Erwägt man nun die feste Überzeugung seines Vorgängers — des Papstes Leo XIII. — von einem kommenden europäischen Krieg und die politischen Maßnahmen des Vatikans in dieser Richtung, so dürfte unser Mißtrauen gegenüber „göttlichen Eingebungen" als Ursachen dieser päpstlichen Kriegsprophezeiungen jedenfalls gerechtfertigt sein. Wenn wir weiter an den „Befehl Gottes" denken, von dem dieser Papst sprach, der darin bestände, „Völker und Reiche auszureißen, niederzureißen" und neu „aufzubauen und zu pflanzen", so konnte die Ausführung dieses „Befehls" — realpolitisch gesehen — nur durch einen solchen großen Krieg verwirklicht werden.

Freilich, später haben verschiedene politische Schriftsteller zugegeben, ja sogar mit dokumentarischer Begründung behauptet, daß die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand bereits seit dem Jahre 1910 von dessen serbischen, russischen und anderen Gegnern geplant gewesen sei. Ja, nach einer Mitteilung des österreichischen Außenministers Graf Czernin soll der Ermordete bei Lebzeiten die Freimaurer als gegen ihn verschworene Gegner genannt haben. Es ist aber in diesem Fall wieder einmal recht aufschlußreich, daß gerade k a t h o l i s c h e Schriftsteller z u e r s t die Freimaurer als die eigentlichen Urheber und Inspiratoren jenes so verhängnisvollen Mordes bezichtigten. Der katholische Justizrat Professor Dr. Joseph Kohler — man nannte ihn von gegnerischer Seite einen verkappten Jesuiten — gab ein Buch über den Prozeß gegen die Attentäter von Sarajewo heraus, in dem die Freimaurerei bzw. Freimaurer als hintergründige Veranstalter des Attentates offen genannt werden.[6]) (Seiten 11 bis 14)

Das Buch des katholischen österreichischen Nationalrates Dr. Wichtl „Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik" wurde zuerst von der katholischen Presse auffallend eifrig empfohlen. In einer katholischen Wochenschrift konnte man zum Beispiel — nach dem Hitlerputsch — im November 1923 lesen:

„Der Mord an dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand war der Auftakt zum Weltkrieg. Schon 1910 war er von den Großlogen zum Tode verurteilt, und die serbische Nationalloge war mit der Vollziehung des freimaurerischen Feme-Urteils betraut. Im September 1912 erhielt seine Gemahlin, die Herzogin von Hohenburg, unverblümt angekündigt, daß Franz Ferdinand ‚verurteilt' sei und auf dem Weg zum Throne sterben müsse."[7])

Es entstand — wie gesagt — eine umfangreiche Literatur über den Mord von Sarajewo. Darin wurde zwar die Freimaurerei oft genannt und mehr oder weniger belastet, aber selten wurde auf die Mitwisserschaft des Papstes Pius X. hingewiesen, der — wie

[5]) „Salzburger Chronik", N. 77, vom 2. April 1935.

[6]) „Der Prozeß gegen die Attentäter von Sarajewo", Aktenmäßig dargestellt von Professor Pharos, Berlin 1918.

[7]) „Die christliche Familie", Wochenschrift für das katholische Volk, 38. Jahrgang, Nr. 46 vom 18. November 1923, in dem Aufsatz „Weltfreimaurerei" (Seite 462 - 464) Seite 463. In diesem Aufsatz wird das Buch von Wichtl sehr warm empfohlen. Es wird zum Kampf gegen die Freimaurerei aufgerufen.

wir sahen — unterrichtet gewesen sein mußte. Auch hier sind kirchliche, ideologische und politische Motive ineinander verflochten, und die Verflochtenheit aller dieser Motive mag — wie Winter schon zuvor sagte — „die Historiker veranlaßt haben, dem *vatikanischen Getriebe* keine allzu große Bedeutung beizumessen".

Noch merkwürdiger, aufschlußreicher, wenn nicht gar belastend war das Verhalten des Vatikans in den entscheidenden Tagen vor dem Ausbruch des Krieges. Nach der Mordtat von Sarajewo lag die Möglichkeit eines großen Krieges wie ein drohendes Gewitter über Europa. Während der deutsche Kaiser noch mit dem russischen Zaren und dem österreichischen Kaiser in Verbindung stand und versuchte, zu intervenieren, um den Krieg zu verhindern oder wenigstens auf Serbien und Österreich-Ungarn zu beschränken, ermunterte der Papst zu diesem Krieg. Am 24. Juli 1914 — also noch vor der österreichisch-ungarischen Mobilmachung — sandte der bayerische Gesandte beim Vatikan, v. Ritter, eine chiffrierte Depesche an die königlich bayerische Regierung. Diese lautete:

„Papst billigt scharfes Vorgehen Österreichs gegen Serbien und schätzt *im Kriegsfalle mit Rußland russische und französische Armee nicht hoch ein.* Kardinalsekretär hofft ebenfalls, *daß Österreich diesmal durchhält* und wüßte nicht, wann es sonst noch Krieg führen wollte, wenn es nicht einmal eine ausländische Agitation, die zum Morde des Thronfolgers geführt hat und außerdem bei jetziger Konstellation Österreichs Existenz gefährdet, entschlossen ist, mit den Waffen zurückzuweisen. *Daraus spricht auch die große Angst der Kurie vor dem Panslawismus.* Ritter."[8]

---

[8]) Telegramm Nr. 216, Rom, den 24. Juli 1914, 18 Uhr 35 Min. Wiedergegeben: „Bayerische Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Versailler Schuldspruch." Im Auftrage des bayerischen Landtags herausgegeben von Dr. P. Dirr, 3. Aufl., S. 206, München und Berlin 1925.

Selbstverständlich wurde nach dem Krieg versucht, die Bedeutung und Wirkung dieses Telegramms abzuschwächen, nachdem die zuvor unternommenen Versuche es als „Fälschung" zu brandmarken völlig gescheitert waren. Schließlich verfiel der Vatikan auf die Ausrede, der Gesandte müsse den Kardinalstaatssekretär falsch verstanden haben. Sapienti sat!

Die Vermutung des Gesandten, daß diese offensichtliche Ermunterung zum Krieg auf die „große Angst der Kurie vor dem Panslawismus" zurückzuführen sei, wird richtig gewesen sein. Wir erwähnten bereits, daß schon Leo der XIII. in seinem letzten Lebensjahr erneut versuchte, das Deutsche Reich als Schwertführer für die Kirche zu gewinnen. Inzwischen hatte der Vatikan weder in Rußland noch in Frankreich etwas gewonnen. Es ist bezeichnend, daß der Papst sofort an den ausgeweiteten, großen Krieg dachte und in diesem Falle „die russische und französische Armee nicht hoch einschätzte."

Dieses Gespräch des bayerischen Gesandten mit dem Kardinalstaatssekretär wird durch den Bericht des österreichisch-ungarischen Gesandten beim Vatikan, dem Grafen Moritz Palffy, ergänzt. Es heißt in dessen Bericht:

„Als ich vor zwei Tagen den Kardinalstaatssekretär besuchte, lenkte er natürlich das Gespräch sofort auf die großen Fragen und Probleme, die heute Europa beschäftigen. Von einer besonderen Milde und Versöhnlichkeit war aber in den Bemerkungen Seiner Eminenz nichts zu fühlen. Die (von Österreich-Ungarn) an Serbien gerichtete Note, die er als äußerst scharf bezeichnete, *billigte er trotzdem rückhaltslos und gab gleichzeitig indirekt der Hoffnung Ausdruck, daß die Monarchie* (Österreich-Ungarn) *auch durchhalten werde.*

Freilich meinte der Kardinal, sei es schade, daß Serbien nicht schon früher ‚kleingemacht' worden sei, denn damals wäre das vielleicht ohne einen so großen Einsatz an unübersehbaren Möglichkeiten durchführbar gewesen, wie heute. *Diese Äußerung entspricht auch der Denkungsart des Papstes,* denn im Verlauf der letzten Jahre hat seine Heiligkeit mehrmals das Bedauern geäußert, daß Österreich-Ungarn es unterlassen habe, einen gefährlichen Nachbarn an der Donau zu ‚züchtigen'.

Man könnte sich fragen, wie es denn erklärlich sei, daß sich die Katholische Kirche zu einer Zeit, wo sie von dem heiligmäßigen, von wahrhaft apostolischen Ideen durchdrungenen Oberhaupt geleitet wird, so kriegerisch zeigt. Die Antwort ist sehr einfach. Papst und Kurie erblicken in Serbien die fressende Krankheit, die

allmählich bis zum Lebensmark der Monarchie vordringt und sie mit der Zeit zersetzen müßte. Österreich-Ungarn ist und bleibt aber trotz aller anderweitigen Experimente, die in den letzten Dezennien von der Kurie versucht worden sein möchten, der katholische Staat katexochen (vorzugsweise), das stärkste Bollwerk des Glaubens, das der Kirche Christi in unserem Zeitalter geblieben ist. Dieses Bollwerk stürzen, heiße daher für die Kirche ihren mächtigsten Stützpunkt verlieren und im Kampf gegen die Orthodoxie (die griechisch- bzw. russisch-orthodoxe Kirche) ihren stärksten Vorkämpfer fallen zu sehen. So wie es daher für Österreich-Ungarn ein direktes Gebot der Selbsterhaltung ist, die zersetzende Krankheit, wenn nötig auch mit Gewalt, aus seinem Organismus zu entfernen, so ist es für die katholische Kirche ein indirektes Gebot, alles zu tun oder doch gut zu heißen, was diesem Ziel dienen kann. In diesem Lichte betrachtet, läßt sich zwischen apostolischer Gesinnung und kriegerischem Geist sehr wohl eine Brücke schlagen. Palffy."[9])

In diesem Bericht werden manche Punkte berührt, auf welche bereits hingewiesen wurde. Die mehrfachen „anderweitigen Experimente" des Vatikans, die gemacht worden waren, um die Katholisierung des Ostens voranzutreiben und herbeizuführen, haben wir seit dem Auftreten des falschen Demetrius — auch so ein „Experiment" — beobachten können. Der „heiligmäßige" und „apostolische" Papst Pius X. hatte schon in seiner Dezemberverkündigung des Jahre 1903 von der „schweren Krankheit" gesprochen, „die sich von Tag zu Tag verschlimmert". Diese „Krankheit" — so diagnostizierte der Papst — sei der „Abfall von Gott", das heißt, unmythologisch gesprochen, der Abfall von der katholischen Kirche bzw. die Weigerung der Andersgläubigen, sich dem römischen Papst zu unterwerfen. „Die politisch-theologisch, finanzielle Organisation, die man Kirche nennt", — wie Aldous Huxley einmal definiert — war gefährdet. Daher meinte der Papst, er habe nach dem „Befehl Gottes" zu handeln und müsse, da er

[9]) Amtliche Aktenveröffentlichung des österreichischen Staates aus den Archiven des ehemaligen Außenministeriums der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie: „Österreich-Ungarische Außenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914", 8. Band, Nr. 10 993, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1930.

gemäß der von ihm zitierten Worte des hebräischen Apologeten — „über die Völker und Reiche gesetzt" sei, die von jener „Krankheit" befallenen Völker „ausreißen", deren „Reiche niederreißen", um sie neu aufzubauen. Das war aber nur durch die Heere katholischer Staaten zu bewerkstelligen, die dabei natürlich für sich zu profitieren hofften. „Die konfessionellen Gegensätze zwischen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche" — urteilt Winter — „wurden von den kriegführenden Mächten für ihre Zwecke ausgenützt, wie ja überhaupt im Namen Gottes und der Religion Krieg geführt wurde. Es waren Mittel der Kriegführung." (S. 585)

Graf Palffy wies daher in seinem Bericht an den österreichisch-ungarischen Außenminister, Graf Berchtold — der wie Winter sehr richtig sagt „heute noch unsere größte Aufmerksamkeit verdient" — auf die „fressende Krankheit" hin, die Serbien ergriffen haben sollte und auch Österreich zu befallen drohte. Das rechtfertigte in den Augen jenes Papstes zweifellos auch diesen „so großen Einsatz an unübersehbaren Möglichkeiten", das heißt, das Risiko eines europäischen Krieges. Aber für diesen Fall „schätzte" er eben die „russische und französische Armee nicht hoch ein", wie man dem bayerischen Gesandten im Vatikan erklärte. Die noch zögernde deutsche Regierung sollte unbedingt die österreichisch-ungarische Regierung unterstützen und, im Falle es zum Kriege käme, über den Wert der gegnerischen Heere und die Gefahr eines Zweifronten-Krieges beruhigt werden.

Der russische Geschäftsträger beim Vatikan, N. I. de Bok, berichtete dem russischen Außenmnister Sazonow dementsprechend: ‚es herrsche im Vatikan ein Haß gegen Serbien wegen der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers und seiner Gattin, der Herzogin von Hohenberg. Diese stand dem Herzen des Papstes besonders nahe. Er habe große Hoffnungen auf sie gesetzt. Der Papst sehe in Österreich-Ungarn den Hort des Katholizismus und stehe deshalb auf dessen Seite'.[10])

Man sieht: die Berichte der drei Botschafter beim Vatikan bestätigen bezw. ergänzen sich unabhängig voneinander hinsichtlich

[10]) Bericht des russischen Geschäftsträgers vom 1./14. Juli 1914, bei Winter a.a.O., 2. Band, S. 574.

der politischen Einstellung des Vatikans in jenen kritischen Julitagen des Jahres 1914.

Die Einstellung des Papstes gegenüber Frankreich beurteilte Winter: „Der Papst sah in Frankreich die ‚teuflische Dreieinigkeit' von Freimaurerei, Demokratie und Modernismus. In der deutschen Militärmaschine aber erblickte der Papst ein Werkzeug Gottes zur Bestrafung dieser verkommenen ältesten Tochter der Kirche. Durch das Abspringen Italiens vom Bündnis mit den Mittelmächten (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn), das sich schon im August 1914 zeigte, wurde bei einem Sieg der Mittelmächte die Lösung der römischen Frage im Sinne des Papsttums wahrscheinlich. Dies trug nicht unwesentlich zur Stimmung im Vatikan im August 1914 bei." [11])

Eine solche Lösung seitens der Entente wäre — wie dies Schlözer ja bereits im Jahre 1891 aus Paris zuverlässig gemeldet worden war (bereits a.a.O.) — nur dann zu erwarten gewesen, wenn „Italien seinem Bundesgenossen treu geblieben wäre". Nur in diesem Falle — so hieß es — „setzen wir den Papst in seine unabhängige Stellung wieder ein", das heißt, stellen wir den Kirchenstaat wieder her. Nach dem „Abspringen" Italiens vom Dreibund konnte also nur ein Sieg der Mittelmächte „die Lösung der römischen Frage im Sinne des Papsttums" herbeiführen. Nur so ist es erklärlich, daß der Nachfolger Pius X. — Papst Benedikt XV. — trotz seiner ausgesprochenen Sympathie für Frankreich, den Mittelmächten im Jahre 1915 geheime Nachrichten über den beschlossenen Kriegseintritt Italiens an der Seite der Entente zustellen ließ. Auf diese Weise wurden die Generalstäbe der Mittelmächte unterrichtet und konnten wirksame Gegenmaßregeln treffen. Als die italienische Kriegserklärung dann erfolgte, scheiterte die italienische Überraschungsoffensive.

Im Mai des Jahres 1964 haben namhafte Historiker auf einer Tagung in Alexanderbad die Schuld am ersten Weltkriege erörtert. Dr. Wolfgang Mommsen vom historischen Seminar der Universität Köln erklärte in seinem Referat über „Die Vorgeschichte des ersten

[11]) C. Sforza: „Contemporary Italy", New York 1944, S. 105, bei Winter a.a.O., Seite 574.

Weltkrieges" laut „Süddeutsche Zeitung" vom 6./7. Mai 1964 unter anderem, „die deutsche Regierung wollte keinen Krieg. Nicht das gleiche lasse sich von den deutschen Militärs sagen". Er nannte den deutschen Militärtheoretiker v. Bernhardi und dessen im Jahre 1913 erschienenes Buch.

Weiter sagte der Referent, „daß man in der Wilhelmstraße die Bismarcksche Kunst des Paktierens nicht mehr beherrschte, und sich durch falsch verstandene Bündnistreue in einen Krieg hineinziehen ließ, der Deutschland eigentlich gar nichts anging. Als Österreich Bosnien und die Herzegowina, die ihm 1878 (auf dem Berliner Kongreß) nur zur Verwaltung übergeben waren, 1908 kurzerhand annektierte, fühlte sich Rußland mit Recht übergangen, doch gelang es Deutschland und England noch einmal, die Krise zu überwinden. Als die Balkankrise dann im Juli 1914 nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand erneut ausbrach, vertraute die deutsche Politik darauf, daß sich diese Methode wiederholen lasse, doch funktionierte sie diesmal nicht. Ohne Zweifel war es Wiens Absicht, die Situtation zu einer Bereinigung der serbischen Frage auszunutzen. Die serbische Regierung sei von einer gewissen Mitschuld am Attentat der ‚Schwarzen Hand' auch nicht freizusprechen. Zwar sei sie an den Plänen nicht direkt beteiligt gewesen, doch habe sie zweifellos von ihnen gewußt und nichts unternommen, sie zu verhindern. So kam es zur Absendung eines Ultimatums, das Belgrad nicht annehmen konnte.

Berlin habe den Text des Ultimatums zwar nicht gekannt, erklärte Mommsen, aber nur weil es ihn nicht kennnen wollte und weil es damit rechnete, der Konflikt werde sich lokalisieren lassen. ‚So kann man der deutschen Politik', schloß Dr. Mommsen seine Ausführungen, ‚den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die Gefahren unterschätzt hat, und zwar gegen einen großen Krieg, nicht aber gegen den Krieg überhaupt war'."

Vergleicht man nun diese Feststellungen der Tatsachen mit den Berichten des bayerischen und österreichischen Gesandten beim Vatikan und den von diesen übermittelten Äußerungen des Papstes aus dem Jahre 1914, so wird man nicht in Abrede stellen können,

daß diese vatikanischen Erklärungen auf die zögernden und bedenklichen Regierungen kriegstreibend gewirkt oder doch zum Krieg ermuntert haben müssen. Das scharfe österreichisch-ungarische Ultimatum — das „Belgrad nicht annehmen konnte", wie Dr. Mommsen sagte — wurde im Vatikan „rückhaltlos gebilligt". Ja, Papst und Kardinalstaatssekretär hofften, „daß Österreich diesmal durchhält"! Wenn Dr. Mommsen sagte, „man kann der deutschen Politik den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die Gefahren unterschätzt hat", so trifft dieser Vorwurf genau die vatikanische Politik und den Papst, der ausdrücklich erklärt hatte, es sei seines Amtes, „die Herrschenden in politischer Beziehung zu leiten". Der Papst „schätzte im Kriegsfalle mit Rußland die russische und französische Armee nicht hoch ein". Er rechnete also mit einem „großen Krieg", während die deutsche Regierung „gegen einen großen Krieg war" — wie der Historiker Dr. Mommsen sehr richtig feststellt. Damit ist aber ein gewisser Anteil des Papstes Pius X. an der Kriegsschuld erwiesen — *quod erat demonstrandum!* — Man sieht also, wohin es führen kann, wenn ein „unfehlbarer" Papst — wie es Pius X. getan hat — von amtswegen den Anspruch erhebt, „die Herrschenden in politischer Beziehung zu leiten" und wenn sich die Herrschenden, sei es nun aus persönlicher Glaubensüberzeugung oder aus Rücksicht auf ihr Ansehen bei der blindgläubigen Masse, leiten oder auch nur beeinflussen lassen.

Papst Paul VI. hat im Jahre 1963 gelegentlich des 2. vatikanischen Konzils von einer Schuld gesprochen, welche die Kirche auf sich geladen haben könnte. Er hat zwar keine näheren Angaben darüber gemacht. Aber der deutsche Theologe Johann Gottfr. Herder hat auf einzelne Punkte dieser Schuld hingewiesen, die durch das Machtstreben der Päpste entstand. Denn „zu diesem Zweck" — so schrieb Herder — „durfte der römischen Staatsherrschaft alles dienen, was ihr nützte: Krieg und Schwert, Flamme und Gefängnis, erdichtete Schriften, Meineid auf eine geteilte Hostie, Inquisitionsgerichte und Interdikte, Schimpf und Elend, zeitliches und ewiges Unglück, Femegerichte und ausrottende Kriege. Sage

man nicht, daß der römische Bischof solche nicht veranstaltet habe: er genehmigte sie" — wie er den Krieg im Jahre 1914 „genehmigte". Ja, gläubige Katholiken waren sogar verpflichtet, eine solche Genehmigung zu erbitten. Denn der Jesuit L. v. Hammerstein lehrte: „Glaubt ein Staat seinen Nachbar mit Krieg überziehen zu sollen, so ist es eine unabweisbare Forderung des Gewissens, daß er zuvor den Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Krieges der Kirche gegenüber beseitigt; und sollen die Untertanen sich an dem Kriege beteiligen, so müssen sie über die Erlaubtheit ihrer Handlungsweise sich an jene Autorität wenden, welche Christus für die Völker eingesetzt hat." [12])

Das war aber nach katholischem Glauben der Papst!

Wenn aber der Papst — wie im Jahre 1914 — diese Genehmigung erteilte, so tat er das glaubensmäßig, denn es handelte sich in diesem Falle um einen Krieg, dessen Ziel es war, „Völker und Reiche aus- und niederzureißen", um an deren Statt solche „aufzubauen und pflanzen", die dem römischen Papst unterwürfig sind, wie es in der Dezember-Kundgebung Pius X. allegorisch heißt.

Eduard Winter führt die von uns genannten Gesandtschaftsberichte — das Telegramm Ritters und den Bericht von Palffy — ebenfalls an, da sie für den Kriegsausbruch sehr bedeutungsvoll, ja, man könnte fast sagen, entscheidend gewesen sind. Er sagt dazu, „welch gewaltigen Eindruck mußte dieser Bericht Palffys über die wahre Stimmung im Vatikan unmittelbar an der Schwelle des ersten Weltkrieges auf Kaiser Franz Joseph machen!" Zumal der gläubige Katholik Palffy diese an sich befremdende Haltung des Papstes mit religiösen Gründen zu rechtfertigen wußte, so daß eine Art von „Kreuzzugspsychose" entstehen konnte. Winter schildert ausführlich die Entwicklung der Ereignisse und der Beziehungen des Vatikans zu Rußland. Der Metropolit von Halitsch, Graf Andreas Septyckyi, stand mit dem Papst in engster Verbindung. Beider Pläne liefen darauf hinaus, eine „russisch-katholische" Kirche zu errichten und zu diesem Zweck die katholische Propaganda zu fördern.

Alle diese Vorgänge wurden von der österreichisch-ungarischen

[12]) L. v. Hammerstein S. J.: „De ecclesia et Statu", Trier 1886, pag. 134/5.

Regierung aufmerksam beobachtet. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg berichtete fortlaufend über diese wachsende katholische Aktion nach Wien. Seit dem Beginn des Pontifikats Pius X. hatten sich zwischen ihm und dem österreichischen Kaiser Franz Joseph besonders herzliche Beziehungen entwickelt. Je weniger die vatikanischen Pläne in Rußland verwirklicht werden konnten, desto mehr stützte sich der Papst im Osten auf Österreich-Ungarn. „An Rußland, am russischen Volk selbst" — schreibt Winter — „hatte der Papst kein persönliches Interesse, außer dem, Rußland und die Russen bald unter seiner geistigen Oberhoheit zu sehen. Und weil es in dieser Hinsicht sehr langsam vorwärts ging, wuchs der Zorn des Papstes auf Rußland und die Russen." (S. 551)

Daher — so folgert Winter — „wird es verständlich, daß bereits in der Weltkrise, die die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn im Herbst 1908 auslöste, die Sympathie des Vatikans eindeutig auf Seiten der Mittelmächte stand. Die Abneigung gegen die Südslawen und gegen jede südslawische Nationalbewegung, wie sie immer wieder offen zum Ausdruck kam, ließ den Papst von vornherein vor allem gegen eine großserbische orthodoxe Agitation auf das schärfste opponieren. Aber um einer solchen Agitation entschieden entgegenzutreten, war ja die Okkupation Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn vor allem erfolgt." (S. 553)

Wir hörten von dem Historiker Dr. Mommsen, daß sich Rußland bei dieser Annexion „mit Recht übergangen fühlte". Da aber der Vatikan, das deutsche Reich und England diese Annexion Österreichs guthießen, konnte die Krise noch einmal überwunden und der Friede erhalten werden. Vermutlich hat der Papst die gefährliche Lage erkannt, in die der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand auf diese Weise geraten würde und daher nicht mehr mit ihm als „Nachfolger des Kaisers Franz Joseph" gerechnet. Allerdings schloß der Vatikan mit Serbien ein Konkordat, das aber — wie viele Konkordate — den Papst nicht zufrieden stellte.

Im Frühjahr 1910 besuchte der deutsche Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg den Papst. Seit dieser Zeit besserten sich die Beziehungen des Vatikans zum deutschen Reich auffallend, während sie sich gegenüber Rußland zunehmend verschlechterten. Der Papst konnte jetzt auch wissen, daß — wie er ja auch seitdem immer wieder sagte — der große Krieg kommen werde. Man bereitete sich darauf vor. Winter sagt dazu: „Der Krieg gegen Rußland stand vor der Tür, und in Rom wurde eifrig die Hoffnung auf eine römische Mission in Rußland nach einem siegreichen Vormarsch der Mittelmächte (deutsches Reich und Österreich-Ungarn) gehegt, wie sie in den Plänen des Metropoliten und des Papstes recht konkrete Ausdrucksformen gefunden hatte. So konnte es kommen, daß bereits 1913 hauptsächlich aus westeuropäischen Priestern, die den orientalischen Ritus angenommen hatten, ein eigener orientalischer Zweig der Redemptoristen entstand." (S. 544/545)

Der Redemptoristenorden war im Jahre 1732 von dem einflußreichsten katholischen Moraltheologen, dem „heiligen" Alfons Maria de Liguori, im Geiste des Jesuitismus gegründet. Er stand dem Jesuitenorden so nahe, daß er mit diesem im Jahre 1872 aus dem Deutschen Reich verwiesen werden mußte.

Der katholische Kirchenhistoriker Ludwig Pastor hat über eine Unterredung mit Papst Pius X. berichtet, die nach seinen Aufzeichnungen am 12. Dezember 1913 stattfand. Der Papst sagte unter anderem, Rußland sei der größte Feind der katholischen Kirche, und man dürfe auch den anderen slawischen Völkern nicht trauen.[13])

Dieser Auffassung des Papstes entspricht es, wenn er im folgenden Jahre dem russischen Geschäftsträger D. A. Nelidov brüsk erklärte, „die russische Regierung habe die katholische Kirche von jeher betrogen und fortgesetzt ihr Wort gebrochen". Winter — der dies nach dem amtlichen Bericht übermittelt — schreibt über die Unterredung des Papstes mit Ludwig Pastor: „Pastor suchte bei diesem Gespräch einzuwenden, Österreich-Ungarn halte durch die Begünstigung der slawischen Völker, die meist nur scheinbar war,

[13]) Ludwig Pastor: „Tagebücher, Briefe, Erinnerungen", Heidelberg 1950, S. 584 ff. und S. 593; bei Winter, 2. Band, S. 567.

die Slawen von der Verbindung mit Rußland ab, um eine slawische Irredenta zu vermeiden. Hier zeigte sich Pius X. österreichischer als Österreich selbst. Pastor trug deswegen als Schlußbetrachtung über dieses Gespräch in sein Tagebuch ein: ‚Ich zweifle, ob ich den Papst überzeugt, denn er betonte nochmals, er habe große Sorgen, daß alle Slawen zu Rußland übergehen werden.' Der Papst war um die Habsburger Monarchie besorgter als der Kaiser selbst, über dessen zu Konzessionen bereite Natur Pius X. gegenüber Pastor klagte. Es steht also wahrlich außer Zweifel, auf welcher Seite Pius X. stand, als der erste imperialistische Weltbrand 1914 ausbrach." (S. 567)

Allerdings! — Es kann aber ebensowenig bezweifelt werden, daß Pius X. die Regierungen der Mittelmächte — zumal Österreich-Ungarn — nicht friedefördernd beeinflußt hat, sondern — wir müssen das wiederholen — zum Kriege ermunterte. Sehr richtig hat der Historiker Mommsen auf jener Tagung (Mai 1964) in Alexanderbad gesagt, daß sich die deutsche Regierung im Jahre 1914 — durch welche Einflüsse auch immer — „durch falsch verstandene Bündnistreue in einen Krieg hineinziehen ließ, der Deutschland eigentlich gar nichts anging". Ganz abgesehen von den vatikanischen Interessen, war die habsburgische Monarchie auf die Dauer nicht zu retten. Eine Zusammenarbeit oder gar ein Bündnis mit Rußland wäre für beide Staaten — Rußland und Deutsches Reich — nutzbringender gewesen. Zwar hat der tschechische Historiker Zbynek A. Zeman gemeint, die Donaumonarchie wäre ohne die Bindung an das Deutsche Reich zu erhalten gewesen.[14])

Sehr richtig schrieb indessen Paul Sethe in der Besprechung jenes Buches von Zeman: „Der erste Weltkrieg brach deshalb aus, weil Deutschland seine Bündnispflichten streng auslegte und dem Verbündeten (Österreich) gegen Rußland beisprang. Als Bethmann-Hollweg 1915 in Petersburg über einen Sonderfrieden anfragen ließ, antwortete die Regierung des Zaren: ‚Gern, aber ihr müßt Österreich fallen lassen.' Bethmann erwog nicht einen Augenblick diese Möglichkeiten, wie der Autor (Zeman) sie ganz treuherzig

[14]) Zbynek A. Zeman: „Der Zusammenbruch des Habsburger Reiches", München 1964.

für die Donaumonarchie vorschlägt. Wie lange wohl hätte eine Donaumonarchie noch bestanden, wenn sie sich aus dem Bündnis (mit dem Deutschen Reich) gelöst hätte, dadurch für einen Augenblick vom kriegerischen Druck befreit gewesen wäre, aber hinterher sich allein dem mächtigen Zarenreiche mit seinen allslawischen Bestrebungen gegenüber gesehen hätte? Auf mehr als auf Jahre wird man diese Galgenfrist nicht befristen können." („Die Zeit" vom 17. 4. 1964)

Umgekehrt wäre es allerdings für das Deutsche Reich richtiger gewesen, Österreich-Ungarn preiszugeben. Die Spannungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reich entstanden wegen dessen Bündnis und Begünstigung Österreich-Ungarns. Die geschichtlichen Tatsachen sprechen jedenfalls gegen solche theoretischen Möglichkeiten, wie sie Zeman in seinem Buche vorbringt.

Es ist weder Absicht noch Aufgabe, in diesem Buche den Verlauf des Krieges in irgendeiner Hinsicht darzustellen. Es galt nur die Stellung des Vatikans kurz zu beleuchten, da diese von den Beziehungen zu Rußland und dem Panslawismus bestimmt worden waren, wodurch die politischen Entschlüsse des Papstes beeinflußt wurden. Diese Beziehungen hatten sich seit dem Jahre 1911 derartig verschlechtert, daß sie — wie es aus den Berichten des russischen Geschäftsträgers beim Vatikan hervorgeht — im Jahre 1913 wieder einmal vor dem Abbruch standen.

Nachdem dann der Krieg im Jahre 1918 für die Mittelmächte endgültig verloren war, nahm der Vatikan selbstverständlich wieder eine andere Haltung ein. So schrieb die jesuitische Zeitung „*Civilta Cattolica*" bereits im Jahre 1919, „die traditionellen Sympathien und die realen Interessen des Papstes ließen ihn keinesfalls einen Sieg der Mittelmächte wünschen. Nicht ohne Schrecken konnte er an die Perspektive eines endlichen Sieges Deutschlands denken". Das war aber kein Widerspruch zu den Auffassungen des Papstes Pius X., die aus den Botschafterberichten hervorgingen. Denn einen Sieg des protestantischen Deutschlands hatte der Papst gewiß nicht gewünscht. Er wollte nur Rußland soweit geschwächt sehen, daß die Vereinigung der Ost- und Westkirchen hergestellt werden könnte. Auch der päpstliche „*Osservatore Romano*" vom

24. Mai 1919 beteuerte, „die Wirksamkeit des heiligen Stuhles während des Krieges betätigte sich beständig zu Gunsten der Ententemächte". (Frankreich und England)

Freilich, Winter — und auch vor ihm viele andere — warfen dem Vatikan bzw. der vatikanischen Politik Doppelzüngigkeit vor. Man braucht aber bei dieser opportunistischen Wendigkeit gegenüber den Ereignissen vor und nach dem Kriege nicht gleich an die Worte des schweizerischen Dichters Conrad Ferdinand Meyer zu denken, der bekanntlich von dem Vatikan sagte, „in diesen tausend Kammern wohnt der Trug!" Man sollte sich vielmehr an die Worte erinnern, die Friedrich d. Gr. am 8. Mai 1760 an die Herzogin von Gotha schrieb: *„A la guerre Dieu est pour les gros escadrons"* (Im Kriege ist Gott bei den starken Eskadronen). Wenn das von „Gott" gesagt werden konnte, so ist es auf dessen „Stellvertreter", den römischen Papst, erst recht anwendbar! Denn wenn es auch in den Jahren 1915/16 noch schien, als ob die Mittelmächte den Ententemächten überlegen sein könnten, so änderte sich das nach dem Eingreifen der Amerikaner. Die „starken Eskadronen" waren bei den Armeen der Entente. Für den Nachfolger des Papstes Pius X. — den Papst Benedikt XV. — wurde daher die Lage recht schwierig. Das billigt ihm Winter auch zu. Er sagt darüber: „Die Lage des Papsttums war nicht leicht. Im Interesse der römischen Frage (Wiederherstellung des Kirchenstaates) konnte der Vatikan nur von den Mittelmächten eine Unterstützung erwarten. Österreich-Ungarn war für den Papst ein Bollwerk der Katholischen Kirche; aber andererseits wollte der Vatikan die Entente nicht durch eine starre mittelmächte-freundliche Haltung provozieren, solange es noch ungewiß war, wer der Sieger werden würde.

Benedikt XV. und Gasparri, beide aus der Schule Rampollas (vergl. Seite 244—245), hatten das uns zur Genüge bekannte weltpolitische Konzept Leos XIII. keineswegs vergessen. Es wurde nun wieder hervorgeholt. So wird es verständlich, daß sich die Diplomatie des Vatikans im Jahre 1916 umzustellen begann und immer mehr auf die Seite der Entente drängte. Jedenfalls wollte der Vatikan unbedingt auf der Seite des

Siegers stehen. Das war ein alter Grundsatz der vatikanischen Politik." (S. 588)

Jene Botschafter-Berichte (v. Ritter und v. Palffy) waren im Vatikan bereits nach dem Tode des Papstes Pius X. als schwer kompromittierend erkannt worden. Daher ließ man sie — wie das in solchen Fällen üblich ist — dementieren. Denn so urteilt Winter über den Palffy-Bericht — „dieser eindringliche, die ganze Situation unmittelbar vor Kriegsanfang grell beleuchtende Bericht wurde natürlich sofort in seiner Gefahr für die Weltöffentlichkeit, besonders als es mit dem Papst zu Ende ging, im Vatikan erkannt. Vom Vatikan wurde er deswegen am 20. August 1914, also erst am Todestag Pius X., als tendenziös dementiert, da aus ihm die Einseitigkeit der Kurie und die Kriegsschuld des Vatikans zu deutlich hervorging. Merry del Val suchte durch die Veröffentlichung der persönlichen Aufzeichungen über sein Gespräch mit Palffy im Jahre 1936 und noch 1939 in seinen Memoiren über Pius X. die von vatikanischen Kreisen und von ihm selbst in die Welt gesetzte Legende von Papst Pius X., der unbedingt den Frieden wollte und dem über den Ausbruch des Krieges das Herz gebrochen sei, zu vertreten." (S. 573/574)

Noch kurz vor seinem Tode hatte man Pius X. vorgeschlagen, im Interesse des Friedens zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Er lehnte dies ab und begründete seine Weigerung seinem Geheimsekretär gegenüber, indem er erklärte: „Der einzige Monarch, bei dem ich meine guten Dienste einlegen könnte, ist der Kaiser und König Franz Joseph I., denn er war dem Heiligen Stuhl zeit seines Lebens treu und loyal ergeben. Aber gerade bei ihm kann ich nicht intervenieren, da der Krieg, den Österreich-Ungarn führt, ein durchaus gerechter ist ... Ein Andermal bemerkte Seine Heiligkeit, daß die Schuld am Europäischen Krieg unbedingt Rußland treffe." [15])

[15]) Diese authentische Äußerung des Papstes wurde aus dem Archiv des Prinzen Schönburg, dem österreich-ungarischen Botschafter beim Vatikan veröffentlicht. Engel-Kanosi: „Österreich und der Vatikan", 2. Band, S. 150 f., bei Winter, a.a.O., 2. Band, S. 593.

Fortsetzung auf Seite 290

Nach dem Kriege schrieb der Jesuit Pippert indessen: „Der Papst hat keine der kriegführenden Parteien verurteilt, denn auf keiner Seite lag die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihres Krieges offen und unzweifelhaft zutage.“ [16])

Es wäre zwar menschlich verständlich, wenn Papst Pius X. — der den Krieg ja kommen sah — tatsächlich unter der Wucht der Verantwortung zusammengebrochen ist, als er sah, wie der „gerechte, von ihm genehmigte, ja empfohlene Krieg Österreich-Ungarns sich zum Weltkrieg ausweitete. Um dann jene Legende vom „unbedingt den Frieden wollenden“ Pius X., im Gemüt der Gläubigen und der Meinung der Welt zu befestigen, wurde dieser „Weltkriegspapst“ im Jahre 1954 durch Papst Pius XII. „heilig“ gesprochen.

Die Kirche machte sich jedoch die Verantwortung leicht. Der Jesuit Gatterer schrieb dazu: „Millionen junger Krieger sind vorzeitig vom Tode weggerafft worden und Hunderttausende ihrer Angehörigen sind aus Hunger und Gram, in Krankheit und Elend ihnen gefolgt. Entsetzlich sagen wir Menschen. Was aber sagt Gott? — Was ist der Tod der Gotteskinder, das heißt, der im Gnadenstand lebenden Menschen, vom Standpunkt Gottes

Der Franzose Roger Peyrefitte hat diesen angeblichen „Friedenswillen“ des Papstes Pius X. in seinem bekannten Buch — allerdings in der Form eines Romans — ironisiert. Er schreibt auf Grund der historischen Tatsachen über die Legende des „vor Kummer über den Ausbruch des Krieges“ gestorbenen Papstes:

„Die Legende ist schön, und wir sollen uns freuen, daß sie die Geschichte ersetzt hat. Pius X. starb wahrscheinlich vor Freude, als er den von ihm nach Maßgabe seiner Mittel geschürten Krieg ausbrechen sah, damit das katholische Österreich und das apostolische Ungarn die orthodoxen Länder Serbien und Rußland dem Katholizismus öffneten. Diese wahnsinnige Illusion hatte sogar noch sein Nachfolger, der nach dem Kriegseintritt Italiens mit Deutschland über die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt (des Papstes) verhandelte und gleichzeitig von Frankreich und England die Hagia Sophia (in Konstantinopel) forderte, da er fürchtete, daß sie den Russen in die Hände fallen würde.

Der gute Benedikt XV., den man doch noch als Friedenspapst zum Heiligen machen wird, wäre während des Krieges aus Kummer beinahe ebenfalls gestorben, als er erfuhr, daß das Heilige Land befreit werden würde. Es im Besitz der ketzerischen Engländer zu wissen, war ihm viel schmerzlicher als im Besitz der Türken. Alle Glocken Italiens feierten diesen Sieg (der Engländer über die Türken): nur die von Sankt Peter blieben stumm. Die Friedenspäpste sollen hochleben!“

Roger Peyrefitte: „Les Cléfs des Saint Pierre“; Übersetzung: „Die Schlüssel von Sankt Peter“, Karlsruhe 1956, S. 111/12.

[16]) „Stimmen der Zeit“, Mai 1919, S. 82.

aus? — Der Tod ist das Tor von der Zeit in die Ewigkeit, von der Fremde in die Heimat. Jung sterben heißt, vor Gott, somit in Wahrheit nach kurzem Aufenhalt in der harten Fremde in die selige Heimat kommen. Wenn also jetzt im Kriege vom himmlischen Vater viel mehr Gotteskinder nach kurzer Mühe und Arbeit heimgerufen werden als in Friedenszeiten, ist denn das ein Unglück? — Unter diesen Millionen sind viele Tausende, die in Friedenszeiten die ewige Heimat sicher nicht erreicht hätten, sondern zur Hölle gefahren wären. Woher ich das weiß? Aus ihrem früheren Leben . . . War also der Krieg für diese Tausende nicht ein großes Glück? — Unter den Millionen Gefallener sind andere Tausende, welche in großer Gefahr schwebten, verloren zu gehen, durch den Krieg aber gerettet wurden.“ [17])

Nach dem Kriege schrieb der Jesuit Pribilla: „Der Staat (Deutschland) forderte von den Bürgern Opfer an Gut und Blut in einem Maße, daß in viele Gemüter der Zweifel schlich, ob denn das irdische Vaterland überhaupt solch ungeheurer Opfer wert sei.“ [18]

Auch hier erkennt man den Wandel in den Auffassungen der Kirche vor und nach dem Kriege, als er für die Mittelmächte verloren war.

Dieser Opportunismus des Katholizismus ist allerdings seit langer Zeit bekannt, wird aber — zumal von den Gläubigen — nicht immer geglaubt und verstanden. Der katholische Jurist Carl Schmitt hat im Jahre 1925 erneut darüber geschrieben. Er sagte: „Am meisten hört man den im ganzen parlamentarischen und demokratischen 19. Jahrhundert wiederholten Vorwurf, (den man jedoch im 20. Jahrhundert immer wieder bestätigt findet, L.), daß die katholische Politik nichts ist als ein grenzenloser Opportunismus. Ihre Elastizität ist in der Tat erstaunlich. Sie verbindet sich mit entgegengesetzten Strömungen und Gruppen, und tausendmal hat man ihr vorgerechnet, mit welchen verschiedenen Regierungen und Parteien sie in den verschiedenen Ländern Koalitionen geschlossen hat; wie sie je nach der politischen Konstellation mit Absolutisten

[17]) „Sendbote des göttlichen Herzens“, August 1916, S. 253 - 56.

[18]) „Stimmen der Zeit“, Juni 1919, S. 161.

oder Monarchomachen geht; während der heiligen Allianz nach 1815 ein Hort der Reaktion und Feind aller liberalen Freiheiten und in anderen Ländern dieselben Freiheiten, besonders Pressefreiheit und Schulfreiheit, in heftiger Opposition für sich beanspruchend; wie sie in europäischen Monarchien das Bündnis von Thron und Altar predigt und in Bauerndemokratien schweizerischer Kantone oder in Nordamerika ganz auf der Seite einer überzeugten Demokratie zu stehen weiß . . . Katholische Royalisten und Legitimisten erscheinen Arm in Arm mit katholischen Schützern der Republik, Katholiken sind taktische Verbündete eines Sozialismus, den andere Katholiken für den Teufel halten, und sie verhandelten schon sachlich mit Bolschewisten, während bürgerliche Vertreter der Heiligkeit des Privateigentums in ihnen noch eine *hors la loi* stehende Verbrecherbande sahen. Mit jedem Wechsel der politischen Situation werden anscheinend alle Prinzipien gewechselt, außer dem einen, der Macht des Katholizismus." [19])

Carl Schmitt hat persönlich diesen Opportunismus praktisch demonstriert. Er wurde im NS-Staat Professor und Vorsitzender der nationalsozialistischen Strafrechtskommission. „Der Angriff" — das Organ des Propaganda-Ministers Goebbels — nannte ihn den „bekannten Vorkämpfer für nationalsozialistisches Recht". Als solcher erklärte er unter anderem, „es war eine ungeheuer menschenfreundliche Maßnahme, als Papst Innozenz III. das Inquisitionsrecht schuf. Die Inquisition war wohl das humanste, was man sich denken kann." [20])

Kommentar überflüssig! — Es sind jedenfalls keineswegs die Jesuiten allein, welche — wie der Theologe Otto Zöckler meinte — „im Sinne einer weltlichen Kriegführung und Diplomatie jede Waffe, jeden Hinterhalt, jede Täuschung für erlaubt halten, wenn sie nur ihrer Sache zum Siege verhilft". Nach den Ausführungen von Carl Schmitt trifft diese Kennzeichnung Zöcklers — die er als „Perfidie" empfand — den Katholizismus überhaupt.

[19]) Carl Schmitt: „Römischer Katholizismus und politische Form", München 1925, mit erzbischöfl. Imprimatur, S. 6/7. 8. Band der Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege katholischer Weltanschauung.
[20]) „Der Angriff", Nr. 205, vom 1. September 1936.

Allerdings meinte der Demokrat Johannes Scherr einmal: „Gemeinen Seelen macht es wenig Sorge, von einem Extrem ins andere hinüberzuspringen. Sie haben ja nie einen Anhauch jenes Schamgefühls empfunden, welches edlen Gemütern verwehrt, auch nur eine Gedankensünde eines Verrats an ihren Überzeugungen zu begehen."

Die Folgen der Kriege

Der Ausgang des ersten Weltkrieges brachte umwälzende Entscheidungen. In Rußland, Deutschland und Österreich wurden die Monarchien beseitigt. Die Beseitigung der Zarenherrschaft hatte für die Beziehungen zwischen Rußland und dem Vatikan weittragende, für den Papst willkommene Folgen. Denn mit dem Zarismus endete auch dessen religiöse Ideologie der Orthodoxie und die Machtbefugnis des „Heiligen Synods". So wirkte sich die russische Revolution des Jahres 1917 für den Vatikan zunächst günstig aus. Nach der Abdankung des Zaren Nikolaus II. bemühte sich die provisorische russische Regierung um die Unterstützung des Vatikans und des Papstes. Winter urteilt über die entstandene Lage des Jahres 1917: „Durch den Sturz des Zarismus schien für den Vatikan ein wichtiges Hindernis für seine Unionsbestrebungen gefallen zu sein, denn er glaubte, nur die orthodoxe Kirche als russische Staatskirche sei ein Hindernis bei dem Bestreben, den ostslawischen Völkern seine Kirchenunion aufzudrängen ... Bei allem Bedauern für den Zarismus und bei aller Ahnung einer wahren revolutionären Gefahr war doch ursprünglich die Hoffnung auf den Sturz der orthodoxen Kirche als Staatskirche und dadurch die Öffnung des Weges zur römischen Mission größer. Diese stille Genugtuung über die Februarrevolution, die man in den Händen der Provisorischen Regierung eingedämmt glaubte, und die Hoffnung auf eine bürgerliche Herrschaft im Sinne der westlichen Demokratie teilte der Vatikan durchaus mit England, Frankreich und den inzwischen in den Krieg eingetretenen USA." (S. 600)

Tatsächlich gewährte die russische Revolutionsregierung im Rahmen ihres demokratischen Programms Religionsfreiheit. Der Vertraute des Vatikans, der von der zaristischen Regierung wegen offensichtlicher Zusammenarbeit mit dem Feinde verhaftete Metropolit Septyckyi konnte nun die begonnene Organisation der geplanten russisch-katholischen Kirche ungehindert in Petersburg

fortsetzen. Septyckyi — so sagt Winter — „glaubte nun die Zeit gekommen, von der ihm Pius X. noch 1914 in seiner letzten Audienz gesprochen hatte. Der Zar war nicht mehr, und die russisch-orthodoxe Staatskirche hatte ihren Monopolcharakter verloren. Was sollte also jetzt im Wege stehen, mit dem Aufbau einer russisch-katholisch unierten Kirche zu beginnen und die russisch-orthodoxe Kirche zur Union mit dieser Kirche zu bringen." (S. 603) Auf einer vom 29. bis 31. Mai 1917 abgehaltenen Synode wurde die russisch-katholische Kirche denn auch begründet.

Die provisorische russische Regierung kam den Wünschen des Vatikans um so weitgehender entgegen, je mehr sie selbst von den revolutionären Arbeiter- und Soldatenräten bedroht wurde. Zumal seit der Ankunft Lenins in Petersburg gewann die Partei der Bolschewiki gegenüber den Menschewiki an Einfluß. Die Menschewiki in der provisorischen Regierung benötigten daher eine ideologische Unterstützung und glaubten diese — wie einst manche Zaren auch — durch den Vatikan erhalten zu können. Tatsächlich erfolgte im Sommer 1917 eine Friedensaktion des Papstes, deren hintergründiger Anlaß und Zweck der Kampf gegen die russische Revolution war, wie Winter meint. Es ist jedenfalls recht aufschlußreich für diese Friedensaktion, daß Pacelli, der „beste Diplomat der römischen Kurie" als päpstlicher Nuntius nach München gesandt wurde. Pacelli — der spätere Papst Pius XII. — besuchte aber zuvor in besonderer Mission am 20. Mai 1917 das Kloster Einsiedeln in der Schweiz. Über diese geheime Mission berichtete Winter: „Diese Zwischenstation in der Schweiz war für Pacelli von großer Bedeutung, denn in Einsiedeln lebte der General des Jesuitenordens, Graf Ledochowski. Bei ihm trafen sich die Führer des Katholizismus der Mittelmächte (Deutschland und Österreich). Die Botschafter Bayerns, Preußens und Österreich-Ungarns lebten in der Schweiz und fanden sich zu der Besprechung in Einsiedeln ein. Wahrscheinlich wurden dabei schon die Grundzüge der päpstlichen Friedensnote vom 1. August 1917 entworfen. Der Korrespondent des ‚*Observer*' meldete — freilich erst nach Erscheinen der Friedensnote — am 9. August 1917, diese sei im Kloster Einsiedeln ausgearbeitet worden. Neben den Obengenannten bezeichnete er

den unvermeidlichen Zentrumsabgeordneten Erzberger als einen jener Männer, die die päpstliche Friedensnote betrieben hätten . . . Die letzten Hintergründe des päpstlichen Friedensangebotes, den Kampf gegen die russische Revolution, die von seiten der Arbeiter- und Soldatenräte befürchtet wurde, erkannten diese Diplomaten bis auf wenige Ausnahmen damals nicht.“ (Seite 608/609)

Die Friedensaktion mißlang indessen. Die Erörterung der Ursachen liegt außerhalb unserer Aufgabe. Es ist für uns nur bedeutungsvoll, daß man damals schon im Vatikan mit einer Ausweitung der russischen Revolution zu einer Weltrevolution zu rechnen schien. Winter urteilt darüber:

„Welcher Angsttraum ein solches revolutionäres Rußland gerade für Benedikt XV. war, geht aus der erzkonservativen Gesinnung des Papstes hervor. In seiner Neujahrsbotschaft 1917 brachte er ‚*urbi et orbi*‘ folgendes zur Kenntnis (‚*Osservatore Romano*‘ vom 6. 1. 1917): ‚Vor Gott gibt es keinen Vorrang der Person, aber es steht außer Zweifel, sagt der Heilige Bernard, daß Gott die Tugend der Vornehmen angenehmer ist, weil sie heller leuchtet. Auch Jesus Christus war Adliger; adlig waren Maria und Josef als Abkommen eines königlichen Stammes . . .‘ ‚Christus also, der in so hervorragender Weise mit dem irdischen Adel in Beziehung stand‘ konnte nach Meinung des Papstes natürlich kein Verständnis für die revolutionäre Bewegung der Massen der Arbeiter und der Soldaten in Rußland haben, die den Frieden wünschten und für eine sozialistische Gesellschaft kämpften. Sie führten einen erbitterten Kampf gegen den ‚irdischen Adel‘. Das Drängen russischer adliger Kreise zur römisch-katholischen Kirche ist deswegen durchaus verständlich, aber es wird auch die ganze Schwäche dieser Position des Vatikans deutlich.“ (S. 612/613) [1])

Die provisorische russische Regierung ernannte sogar statt des bisherigen Geschäftsträgers einen ordentlichen Gesandten beim

[1]) Es verdient angemerkt zu werden, daß Schiller über den von Papst Benedikt XV. in dieser Beziehung genannten „heiligen Bernard“ in seinem Brief vom 17. März 1802 an Goethe schrieb, „es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben . . . Päpste waren seine Schüler und Könige seine Kreaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende“. Bernard verfolgte auch den edeldenkenden Revolutionär Arnold von Brescia.

Vatikan. Der Papst betrieb eifrig Vorbereitungen für die jetzt erreichbar erscheinende Katholisierung des russischen Volkes und die sich daraus ergebende Vereinigung der Ost- und Westkirche. Es wurden bereits Forderungen hinsichtlich eines Eherechtes, der Erziehung von Kindern aus gemischten Ehen gestellt und andere Maßnahmen zur Ausbreitung des Katholizismus getroffen.

Die provisorische russische Regierung ließ es an gutem Willen nicht fehlen. Sie war in ihrer unsicheren Lage ängstlich bestrebt, den Forderungen des Vatikans in jeder Weise zu entsprechen. Aber auch hier erfüllte sich das bekannte französische Sprichwort: „*Qui mange du Pape en meurt!*“ Denn — so beurteilt Winter die revolutionäre Entwicklung — „da trat die Masse des russischen Volkes, aber auch die anderen Völker, die in Rußland lebten, von den Bolschewiki geleitet und unter Führung des genialen Lenin, zur Errichtung der Räterepublik auf revolutionärem Wege an. Dieser revolutionären Wucht konnte die provisorische Regierung nicht widerstehen. Ohne Blutvergießen wurde am Morgen des 25. Oktober (a. St.) die Sozialistische Räterepublik Wirklichkeit.

Der Vatikan stand einem neuen Rußland gegenüber, das an die Frage des Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche von einem neuen Standpunkt heranging.“ (S. 615/616)

Diese Regierung proklamierte am 20. Januar / 2. Februar 1918 die „Trennung von Kirche und Staat“, wie dies in fortschrittlichen Staaten — zum Beispiel in den USA und Frankreich — schon längst erfolgt war. Diese Regelung war also keineswegs eine besondere Demonstration des Bolschewismus. Jetzt sah sich der Vatikan aber einer Regierung gegenüber, deren Führer Lenin erklärt hatte, „die Religion ist eine Form des geistigen Jochs, das überall und allenthalben auf den durch ewige Arbeit für andere, durch ein Leben in Elend und Verlassenheit niedergedrückten Volksmassen lastet . . . Die Religion ist das Opium für das Volk.“ [2])

Eduard Winter sagt, den zweiten Band seines umfangreichen Werkes „Rußland und das Papsttum“ abschließend, „das Papst-

[2]) W. I. Lenin über „Sozialismus und Religion“: „Geheimnisse der Religion“, Berlin 1958, S. 234.

tum erwies sich im Laufe der Untersuchungen immer wieder auf das engste mit der geistigen und politischen Restauration verbunden. In dieser Tatsache sind die vorübergehenden Erfolge, aber auch der katastrophale Mißerfolg begründet, den das Papsttum gerade in Rußland erlitt; denn der Kampf zwischen dem zaristischen Rußland und dem Papsttum endete in der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mit einem Siege des Fortschritts, mit dem Siege der Völker Rußlands." (S. 623)

Somit war für den Vatikan eine ganz neue Lage eingetreten. Dennoch — so meinte Avro Manhattan — „der Zusammenbruch des Zarismus und die Errichtung der Sowjetmacht wurden vom Vatikan mit großen Hoffnungen, ja sogar mit Freuden begrüßt. Das mag angesichts der Dinge, die später geschahen, unwahrscheinlich klingen, war aber tatsächlich so. Der Vatikan freute sich, daß die orthodoxe Kirche durch den Sturz des Zaren ihrer stärksten Stütze beraubt worden war und daher über kurz oder lang selbst zusammenbrechen mußte.

Der Vatikan hielt die Sowjetmacht damals für das kleinere Übel, um so mehr, als sie die Trennung von Staat und Kirche vollzog. Die damit verbundene Einführung der Religionsfreiheit bedeutete für die katholische Kirche, daß sie sich künftig mit der orthodoxen auf gleicher Ebene messen konnte." [3])

Manhattan bringt dazu die Bemerkungen des italienischen Grafen Carlo Sforza, der über sehr gute Verbindungen zum Vatikan verfügte. Sforza erklärte, „im Vatikan wurde der Kommunismus anfangs zwar als ein schreckliches Übel angesehen, aber ebenso als ein notwendiges Übel, das heilsame Folgen haben könnte. Die Struktur der russischen Kirche sei nicht zu überwinden gewesen, solange der Zarismus herrschte. Auf den von den Kommunisten geschaffenen Ruinen sei alles möglich, selbst eine religiöse Wiedergeburt, in deren Verlauf der Einfluß der römischen Kirche spürbar werden könnte."

Die gleiche Auffassung vertrat in Deutschland der Benediktinerpater Dr. Chrysostonos Bauer in einem damals großes Aufsehen

[3]) Avro Manhatten: „The catholic church against the twentienth century", London 1949; Übers. „Der Vatikan und das 20. Jahrhundert", 27. Aufl., S. 320, Berlin 1958.

verursachenden Artikel im „Bayerischen Kurier" vom 8. März 1930. Bauer schrieb:

„. . . Der Zar ist tot und keine Aussicht besteht, daß er wiederkehrt, und wenn er auch käme, so sicher nicht mehr als selbsternannter Herrscher über Seele und Gewissen seiner Untertanen. Ist das nicht auch ein Fingerzeig Gottes? Tönt nicht aus diesen Ereignissen die Stimme einer neuen Zeit, ja die Stimme des Ewigen selbst? — Freilich, es ist an die Stelle des Zaren der Bolschewismus getreten mit seiner blutigen, unmenschlichen Verfolgung aller Religionen, mit seinem satanischen Gotteshaß. Er mordet Priester und Bischöfe, entweiht und schändet Kirchen und Heiligtümer, enteignet und zerstört die Klöster, die seit Jahrhunderten die geistigen und religiösen Brennpunkte des kirchlichen Lebens in Rußland waren. Aber, sollte nicht gerade darin d i e r e l i g i ö s e S e n d u n g d e s B o l s c h e w i s m u s liegen, daß er die — vielfach unbewußten und unschuldigen T r ä g e r d e s s c h i s m a t i s c h e n G e d a n k e n s v e r s c h w i n d e n l ä ß t, sozusagen ‚reinen Tisch' macht und damit die Möglichkeit zum geistigen Neubau gibt?"

Diesen „geistigen Neubau", der von der römischen Kirche in Rußland schon so oft mit den fragwürdigsten Methoden versucht worden war, sollte nun der Bolschewismus durch die Zerstörung der orthodoxen Kirche ermöglichen. Es sollte ein Christentum entstehen, — so heißt es in dem Aufsatz — „das nicht mehr aus Spaltung und Trennung besteht, sondern das Gebot Christi erfüllen will: ‚Es soll eine Herde werden und ein Hirt', das in heiliger Gottesliebe eint, was menschliche Eigenliebe getrennt, und das sich freut seiner Heimkehr zur Einheit der einen, unteilbaren k a t h o l i s c h e n G e s a m t k i r c h e".

Ein Jahr später konnte man in der österreichischen katholischen Zeitschrift „Schönere Zukunft" vom 15. November 1931 lesen: „Der Bolschewismus schafft die Möglichkeit, daß d a s s t a r r e R u ß l a n d k a t h o l i s i e r t w i r d. D u r c h d i e B e s e i t i g u n g g e w i s s e r r e i c h s d e u t s c h e r D y n a s t i e n i s t a u c h e i n H i n d e r n i s d e r R e k a t h o l i s i e r u n g D e u t s c h l a n d s b e s e i t i g t." Man vergleiche diese Äuße-

rung aus dem Jahre 1931 mit den Äußerungen des Katholikenführers Frhr. v. Buß aus dem Jahre 1851 (siehe a. a. Stelle). Dann erkennt man nämlich ungewöhnlich deutlich, wie der politische Katholizismus seine Ziele über Jahrhunderte hinweg mit allen Mitteln verfolgt und infolge der politischen Kurzsichtigkeit der Zeitgenossen verfolgen kann.

Nachdem nun Vertreter des Katholizismus „sachlich mit den Bolschewisten verhandelt hatten" — wie Professor Carl Schmitt mitgeteilt hat — „während bürgerliche Vertreter der Heiligkeit des Privateigentums in ihnen noch eine Verbrecherbande sahen", schrieb der Jesuit Friedrich Muckermann in der katholischen Zeitung „Germania" vom 26. Juli 1924: „Bolschewismus ist die oft nicht begriffene, noch öfter falsch geleitete, aber im Grunde doch naturhafte Jugendbewegung neuer Menschheit ... Den Aufstieg selbstbewußt gewordener Menschheit verhindern zu wollen, wäre ein Schlag wider die Natur. Kann man den Bolschewismus nicht totschlagen, so muß man ihn wohl leben lassen."

Ein Jahr später nahm der Päpstliche Nuntius Pacelli — der spätere Papst Pius XII. — in Berlin Verbindung mit dem sowjetischen Außenminister auf. Der Jesuit Muckermann schrieb in der katholischen Zeitschrift „Schönere Zukunft" vom 10. April 1927: „Der Bolschewismus kam, wie jede Erscheinung des Lebens, nicht ohne den Willen, beziehungsweise der Zulassung der Vorsehung ... Der Bolschewismus ist ein mächtiger Warnruf an die europäische Welt, an die europäische Christenheit, einer von den ganz großen Weckrufen an die christliche Gesellschaft."

Jetzt war der Bolschewismus zwar nicht mehr die „naturhafte Jugendbewegung neuer Menschheit" — wie derselbe Jesuit am 26. Juli 1924 geschrieben hatte. Aber der Bolschewismus wird noch immer — ähnlich wie bei dem Benediktinerpater Bauer — als eine Erscheinung gewertet, die „nicht ohne den Willen der Vorsehung" gekommen ist. „Die Vorsehung" wird hier sinnvertretend — wie bei Hitler — für den Begriff „Gott" gebraucht. Denn das Wort „Gott" hatte damals einen ominösen Klang.

Aber schon in der Enzyklika „*Miserentissimus Redemptor*" vom

8. Mai 1928 verdammte Papst Pius XI. den Bolschewismus und dessen Gewalttaten, in denen der Benediktinerpater Bauer einen „Fingerzeig Gottes" erblickte und „die Stimme des Ewigen selbst" vernahm, um „reinen Tisch" für die beabsichtigte Katholisierung Rußlands zu machen. In der Enzyklika „*Divini Redemptoris*" vom 19. März 1937 heißt es dann: „Sorget dafür, ehrwürdige Brüder, daß sich die Gläubigen nicht täuschen lassen! Der Kommunismus ist in seinem innersten Kern schlecht, und es darf sich auf keinem Gebiet mit ihm auf Zusammenarbeit einlassen, wer immer die christliche Kultur retten will." [4])

Zuvor hatte sich der Vatikan indessen selbst mit dem Bolschewismus eingelassen, weil dieser in Rußland eine „religiöse Sendung" zu erfüllen hatte, indem er die „Träger des schismatischen Gedankens" — die orthodoxen Geistlichen — „verschwinden läßt", das heißt, ausrottete, um auf diese Weise die Katholisierung Rußlands zu ermöglichen. Als die Sowjet-Regierung dies nicht gestattete, als sich der Vatikan in seinen religiös-politischen Erwartungen und Bestrebungen getäuscht sah, war „der Kommunismus in seinem innersten Kern schlecht" und es dürfe sich „auf keinem Gebiet mit ihm auf Zusammenarbeit einlassen, wer immer die christliche Kultur retten will". Und diese „christliche Kultur" wollten und wollen alle westlichen Staatsmänner retten.

Als Papst Pius XI. diese antikommunistische Enzyklika erließ, war der Faschismus in Italien und Spanien — in Deutschland in der Form des Nationalsozialismus — zur Macht gelangt. Die Faschisten und Nationalsozialisten bekämpften den Kommunismus ideologisch und die Sowjet-Union politisch. Der Vatikan glaubte jetzt diese Bewegung ideologisch und jene Regierung politisch für seine eigenen Ziele ausnutzen zu können. Das erschien um so möglicher, da der faschistische Diktator Mussolini im Jahre 1928 den Kirchenstaat wieder hergestellt hatte, und der päpstliche Geheimkämmerer Franz v. Papen, als deutscher Vizekanzler des NS-Staates, im Jahre 1933 ein Konkordat mit dem „Heiligen Stuhl" abgeschlossen hatte, das so große Vorteile für die katholische

---

4) „Divini Redemptoris" (Über den gottesleugnerischen Kommunismus). Authentische deutsche Ausgabe, Tyrolia-Verlag, Innsbruck, S. 35.

Kirche bot, daß es heute noch gilt, während andere Verträge der NS-Regierung für ungültig erklärt wurden.

Man kann indessen hinsichtlich der Zusammenarbeit des Vatikans mit dem NS-Staat die Worte Manhattans anwenden, welche dieser mit Bezug auf den Bolschewismus gebrauchte, und sagen: „Der Vatikan hielt den Nationalsozialismus damals für das kleinere Übel" gegenüber dem Bolschewismus.

Wie der Jesuit Muckermann im Jahre 1927 den Bolschewismus als Willensäußerung der „Vorsehung" bewertete und von der „Vorsehung" als „zugelassen" betrachtete, so erklärte der päpstliche Geheimkämmerer v. Papen von dieser „Vorsehung" ausersehen zu sein, Hitlers Weg zur Macht zu ebnen. Jedenfalls sagte er in einer Rede am 3. November 1933 zu Essen und am 9. November 1933 zu Köln, daß ihn die Vorsehung berufen habe, um die „nationale Erhebung" zu unterstützen.

Am 16. November 1933 meldete die „Augsburger Postzeitung" (Nr. 264) hocherfreut: „Pater Friedrich Muckermann S. J., als Mitarbeiter von dem Reichsminister Dr. Goebbels in das Reichspropagandaministerium berufen, spricht am Dienstag, dem 5. Dezember, im Münchener Künstlerhaus über das aktuelle Thema: ‚Die ewigen Gestalten der Reichsidee'."

Der „Weckruf" des Bolschewismus hatte diesen prominenten Jesuiten anscheinend zu der Meinung bekehrt, daß der Nationalsozialismus wohl auch „nicht ohne den Willen der Vorsehung" gekommen sei und jetzt vielleicht „die oft nicht begriffene, noch öfter falsch geleitete, aber im Grunde doch naturhafte Jugendbewegung neuer Menschheit" sein oder werden könnte, für die er im Jahre 1924 den Bolschewismus gehalten hatte. Das ist um so wahrscheinlicher, weil der päpstliche Nuntius *Vasallo die Terregrossa* Adolf Hitler am 15. Oktober 1933 in München erklärt hatte: „Ich habe Sie lange nicht verstanden. Ich habe mich aber lange darum bemüht, und heute verstehe ich Sie!" [5])

Jene „Reichsidee", über die der Jesuit Muckermann am 5. Dezember 1933 sprechen wollte, erläuterte die jesuitische Zeitschrift „Stimmen der Zeit" durch einen Kommentar zu dem „Reichs-

[5]) „Neue Illustrierte Zeitung", Berlin, Nr. 43, 9. Jahrgang, vom 26. Oktober 1933.

konkordat". Die Zeitschrift schrieb vorsichtig: „Das Reichskonkordat trägt seinen Namen, weil es mit dem Reiche geschlossen wurde. Es setzt also das Dasein des Reiches voraus und wird, so merkwürdig es klingen mag, in einem gewissen Sinne das k o m m e n d e R e i c h mitschaffen."

Nun, von diesem „kommenden Reich" hatte schon im Jahre 1851 der wiederholt erwähnte Katholikenführer Frhr. v. Buß gesprochen. Zuvor müßten aber — so meinte er — „die Hohenzollern unschädlich" gemacht werden. Dann — so sagte er — würde „der Papst von Berlin aus den deutschen Protestantismus in den Schoß der Kirche zurückführen . . . Das Kaiserreich (nämlich das heilige römische Reich deutscher Nation. L.) muß wieder errichtet werden, und die Ungarn, die Kroaten, die Slowenen nehm' ich alle herein, und diese Schirmvogtei (des Katholizismus) mit den Bajonetten von 70 Millionen hinter sich, wird die dreifache Krone des Papstes wieder zur G e s e t z g e b e r i n E u r o p a s machen." [6])

Dieser weitschauende Plan scheiterte zunächst an dem durch Bismarck gebildeten Deutschen Reich der Hohenzollern. Als dieses Reich dann im Jahre 1918 zerschlagen wurde, brach aber auch das österreichische Kaiserreich der Habsburger zusammen, und nach der Beseitigung des Zarismus erwies sich das „starre Rußland", die Sowjet-Union, für die vatikanischen Pläne noch unzugänglicher als dieser. Es galt also zunächst — was die jesuitische Zeitschrift ja auch andeutet — „in einem gewissen Sinne das k o m m e n d e R e i c h mitzuschaffen", das heißt, man wollte auf jeden Fall an diesem Reich mitgestalten. Denn, daß dieses „kommende Reich" als ein vorwiegend katholisches Reich im Sinne des Vatikans und der Konzeption des Frhr. v. Buß gedacht war, dürfte kaum ernsthaft zu bezweifeln sein.

Daher dürfte sich auch Manhattan kaum geirrt haben, wenn er schrieb: „Der Vatikan hatte in Deutschland die Hauptziele der katholischen Kirche erreicht: Die Republik war beseitigt, die De-

[6]) Wilhelm Oncken: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm", Berlin 1892, 2. Bd., S. 478/9. In der „Festschrift der österreichischen akademischen Blätter", vom November 1936, wurde in dieser Beziehung gesagt, daß „nur ein großer katholischer Block der Kulturstaaten Österreich, Frankreich, Italien und Spanien eine dauernde Pazifizierung Europas und katholische Kultivierung Europas zu garantieren vermag".

mokratie zerstört, der Absolutismus hatte seinen Einzug gehalten; in einem Land, dessen Bevölkerung überwiegend protestantisch war, bestand eine enge Partnerschaft zwischen katholischer Kirche und Staat. Die Lehren, die der Papst in seinen verschiedenen Enzykliken verkündet hatte, trugen ihre politischen Früchte."

Daher war es durchaus angemessen, wenn der Kardinal Bertram am 22. Juli 1933 nach Abschluß des Konkordats an Hitler schrieb: „Das Episkopat aller Diözesen Deutschlands hat, wie die öffentlichen Kundgebungen erweisen, sobald es nach der Neugestaltung der politischen Verhältnisse durch Eurer Exzellenz Erklärungen ermöglicht wurde, sogleich die aufrichtige und freudige Bereitwilligkeit ausgesprochen, nach bestem Können zusammenzuarbeiten mit der jetzt waltenden Regierung, die die Förderung von christlicher Volkserziehung, die Abwehr von Gottlosigkeit und Unsittlichkeit, den Opfersinn für das Gemeinwohl und den Schutz der Rechte der Kirche als Leitstern ihres Wirkens aufgestellt hat."[7])

Die Kirchenpresse schrieb natürlich ganz in diesem Sinne. Man beruhigte die noch zweifelnden Katholiken und veranlaßte sie zu einer positiven Einstellung zum „Dritten Reich". Daher hat der Jesuit Professor G. Zahn von der Loyola-Universität in Chicago in einem Vortrag des Jahres 1960 „die katholische Presse der Förderung des Nationalsozialismus bezichtigt."[8])

Wir wollen dem Vatikan indessen gerne zubilligen, daß sich der Papst und seine Kardinäle einer Täuschung hingegeben haben, als sie glaubten, den NS-Staat entscheidend beeinflussen zu können. Sie haben sich dabei ebenso getäuscht, wie in der russischen Revolution. Nach der Enttäuschung in Rußland und dem Zusammenbruch des katholischen Habsburger Reiches suchte der Vatikan einen Rückhalt im Faschismus und bei den faschistischen Staaten zu gewinnen. Auch die nationalen Kreise in Deutschland haben sich getäuscht, als sie Hitler unterstützten und glaubten, sich mit dessen Hilfe den Weg zu einer geträumten Monarchie bahnen zu können.

[7]) Manhatten a.a.O., S. 168, dort zit. nach der kath. Zeitung „Germania". Das ganze Schreiben bei Hans Müller: „Katholische Kirche und Nationalsozialismus", München 1963, S. 169.

[8]) Kirchenzeitung Aachen vom 24. April 1960; „Spiegel der kath. Kirchenpresse", Presse- und Informationsamt der Bundesrepublik, Bonn 1960.

Das schon im Jahre 1930 in diesen Kreisen beginnende Gerede von einem „Kreuzzug gegen Rußland" mag dazu beigetragen haben, daß man im Vatikan glaubte — wie es Papst Leo XIII. nach seinem Mißerfolg in Rußland erhoffte — das „kommende Reich" könne doch noch das „Schwert der Kirche" werden, um es gegen den Bolschewismus zu gebrauchen, und dann „von Berlin aus den deutschen Protestantismus in den Schoß der Kirche zurückzuführen", wie Frhr. v. Buß dies so bestimmt konzipierte.

In diesem Sinne muß eine Äußerung verstanden werden, die der Kardinalstaatssekretär Pacelli am 30. April 1937 gegenüber dem deutschen Botschafter beim Vatikan machte. Er meinte nämlich: „Der Heilige Stuhl verkennt nicht die große Bedeutung, welche die Bildung innerlich gesunder und lebensfähiger politischer Abwehrfronten gegen die Gefahr des atheistischen Bolschewismus besitzt. Sein aus seelsorgerischen Motiven kommendes, mit geistigen Mitteln arbeitendes Bemühen um die Überwindung der Irrtümer hat seine eigenen Gesetze und Wege. Er weiß aber, daß gegen die offenen und geheimen, auf illegale Gewaltanwendung abgestellten Machenschaften des Umsturzes den auf der Seite der Ordnung stehenden staatlichen Gewalten sowie ihrem planmäßigen Zusammenschluß zur Geltendmachung auch durch äußere Machtmittel gegen die bolschewistische Gefahr eine wesentliche Sendung und Aufgabe zukommt."[9])

Indessen — so heißt es in der „Welt" vom 19. November 1962 in einer Besprechung des Buches „Der Vatikan und der Krieg" von Alberto Giovannetti — „dem Papst und seinem Staatssekretär wird kein um Sachlichkeit bemühter Betrachter die aufopferungsvolle Arbeit um Frieden, Gerechtigkeit und Ausgleich *kurz vor Ausbruch des Krieges* bestreiten. Wie der Vatikan aber Hitler oder Mussolinni einschätzte, wie er diesen Männern begegnete, *lange bevor das Unheil seinen Lauf nahm* — wir möchten es zwar gern wissen, aber vatikanischen Gepflogenheiten entsprechend, werden es nicht einmal unsere Enkel erfahren."

Nun, die russische Zeitung „Iswestija" nahm nach dem Kriege

[9]) Johannes Fleischer: „Katholischer Wehrbeitrag gestern und heute", Fulda o. J., S. 9.

ebenfalls Stellung zu dieser Frage und schrieb: „Der Vatikan war stets ein verläßlicher Helfer des Faschismus. Die unrühmliche Rolle, die er bei Hitlers und Mussolinis spanischem Abenteuer spielte, ist hinlänglich bekannt. Die Welt hat auch noch nicht vergessen, daß er sich still verhielt, als Italien im Juni 1940 Frankreich angriff. Franco ist der Liebling des Vatikans, und der Vatikan träumt von einem Nachkriegseuropa, das nach dem Vorbild des klerikalen Francoregimes eingerichtet ist.“ [10])

Die letzte Behauptung dürfte nach den Verlautbarungen des sogenannten „Europäischen Dokumentationszentrums“ in Madrid und der sogenannten „Abendländischen Akademie“ kaum bezweifelt werden können. Der ukrainische Schriftsteller Jaroslaw Galan wollte wissen, daß Pius XII. schon vor seiner Wahl von der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches mit Deutschland als Kernstück geträumt habe. „Später hat er Hitler als Kandidaten zur Durchführung seiner Ziele auserwählt, als dieser noch im Gefängnis saß“. Dann — so schrieb Galan weiter — „unterstützte Kardinal Pacelli die Vorbereitung des Nazi-Überfalles auf die Sowjetunion und förderte die Ausbreitung des Faschismus.“

Es war dem Papst Pius XI. aber schon im Jahre 1937 angesichts der Entwicklung des Faschismus in Italien und des Nationalsozialismus in Deutschland nicht mehr ganz geheuer. Nicht nur, daß er am 14. März 1937 die Enzyklika „Mit brennender Sorge über die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich“ erließ, er suchte die Kommunisten in Frankreich zu gewinnen und die französischen Katholiken über die Gefahr des Kommunismus zu beruhigen, wie er im Jahre 1933 die deutschen Katholiken über den Nationalsozialismus beruhigt hatte. Im Dezember 1937 — also ein halbes Jahr, nachdem er in der Enzyklika *„Divini Redemptoris“* eindringlich vor dem Kommunismus gewarnt und jede Zusammenarbeit mit ihm untersagt hatte — veröffentlichte der Dominikanerpater Gorce folgenden Aufruf in der französischen Zeitschrift *„Ordre“*:

„Katholiken, ergreifen wir also die ausgestreckte Hand der

[10]) Manhattan, a.a.O., S. 340.

Kommunisten. Nicht ich sage das, sondern unser Heiliger Vater, der Papst Pius XI. Ihr seid darüber verwundert. Auch ich war anfänglich darüber erstaunt. Jedoch beim Nachlesen der Weisungen des Heiligen Vaters an die zu seinem Besuch gekommenen Bischöfe, wird es offensichtlich, daß man von uns nicht die Auswechslung unseres katholischen Glaubens gegen einen schmutzigen Materialismus verlangt. Nein, der höchste Priester hat als Christ dieser Erde gesprochen. Selbst die Ketzer sind schließlich Menschen.

Stellt Euch den heidnischen und feindlichen Menschen, den Kommunisten meinetwegen, selbst mit einem Messer in den Zähnen vor, er ist nicht minder Euer Bruder in Jesus Christus. Die erste Religion, das elementarste Christentum besteht darin, nicht zu Eurem Bruder, der die Hand hinhält, ‚hinweg‘ zu sagen. Daß im Gemeinschafts- und Bruderideal der heutigen französischen Kommunisten nicht alles vollkommen ist, was ist daran erstaunlich? — Daher befiehlt uns der Heilige Vater auch nur unter stärksten Vorsichtsmaßnahmen hinsichtlich der Sicherheit unseres Glaubens ihre Hand zu ergreifen.“ [11])

Diese offensichtliche Annäherung des Vatikans an die französische „Volksfront-Regierung“ entsprach den persönlichen Sympathien des derzeitigen Kardinalstaatssekretärs Pacelli für Frankreich. Seine Politik folgte etwa der Politik des Kardinalstaatssekretärs Rampolla, als dieser im Jahre 1890 das Bündnis zwischen Frankreich und dem zaristischen Rußland gegen das Deutsche Reich betrieb.

Es besagt also nicht viel, wenn sich Papst Paul VI. in seinem ersten Pontifikatsjahr gegen den Kommunismus aus-

[11]) zitiert nach dem „Hamburger Tageblatt“ vom 22. Dezember 1937. Ein solches Zusammengehen von Katholizismus und Kommunismus ist jedoch nicht neu. Es veranlaßte Johannes Scherr im Jahre 1875 zu folgedem Zornesausbruch: „Gingen doch schon im Jahre 1870 Pfafferei und Kommunismus schwesterlich mitsammen . . . Selbstverständlich haben Schwarz und Rot, beide gleich jesuitisch, ihren Bund mit der gegenseitigen Mentalreservation geschlossen, nach gemeinsam über die menschliche Gesellschaft errungenen Siege dem Bundesgenossen mitzuspielen wie dieser selbst . . . Im übrigen verfahren sie nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung. Der schwarze Jesuitismus spekuliert auf die Dummheit und Unwissenheit, der rote auf die Selbstsucht und Genußgier. Und beiden leistet eine gedankenlose, vermaterialisierte, nicht über die eigene Nasenspitze hinaussehende, vor lauter Einseitigkeit und Dünkel stupid gewordene Pseudowissenschaft eifrige Handlangerdienste.“ (Johannes Scherr: 1848. „Ein weltgeschichtliches Drama“, 2. Aufl., 2. Band, S. 570, Leipzig 1875).

gesprochen hat. „Er nannte den Marxismus eine ‚tödliche Krankheit', er ließ den Vatikansender die ‚pseudo-humanistische Ausweichungstaktik des Kommunismus' anprangern und den vatikanischen *Osservatore Romano* schreiben, daß der Kommunismus eine Irrlehre bleibe, die ‚überall dort Fortschritte macht, wo der ideologische Kampf nachläßt' . . . Zur gleichen Zeit aber gehen die Kontakte mit den kommunistischen Machthabern weiter. Den Abbruch von — wenn auch inoffiziellen — Beziehungen überließ der Heilige Stuhl stets dem Kontrahenten. So hält es auch der mit seinen 67 Jahren noch ‚junge' Papst Paul VI., und diese Politik wird er auch im zweiten Jahr seines Pontifikats fortsetzen." („Die Zeit" Nr. 26 vom 26. Juni 1964) Zumal es heute keine Kommunisten gibt, die — wie Pater Gorce im Jahre 1937 berichtigen zu müssen glaubte — „mit einem Messer in den Zähnen" vorgestellt werden.

Bei einer so zweigleisigen, zwiespältigen Politik konnte es nicht ausbleiben, daß der Vatikan trotz aller diplomatischen Kunst des Kardinalstaatssekretärs Pacelli — des späteren Papstes Pius XII. — oft in recht schwierige Lagen geriet. Während aber der Vatikan allein die kirchlichen Interessen vertrat und nur bedacht war, seinen politischen Einfluß zu bewahren, waren die Interessen der Staaten und die Sonderinteressen der Gruppen, welche die Staatsregierungen ihrerseits beeinflußten, recht verschieden und stets wandelbar.

Es ist indessen durchaus glaubhaft, daß sich Pius XII. ernsthaft bemühte, noch kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges einen Ausgleich herbeizuführen. Er sah sehr wohl, daß der bisherige vom Vatikan — auch heute — gewollte „ideologische Kampf" in einen Kampf mit den Waffen ausartete, so daß der „kalte Krieg" zwischen Faschismus und Bolschewismus zu einem „heißen Krieg" werden würde. Denn — so pflegte Bismarck in solchem Falle zu sagen — „man weiß, wo ein Krieg anfängt, man weiß aber nicht, wo er aufhört". Heute weiß man zwar auch, wo er „aufhört", — ein Krieg mit nuklearen Massenvernichtungsmitteln — nämlich mit dem kollektiven atomaren Massenmord und der Vernichtung der Menschheit.

Aber auch die vor dem zweiten Weltkrieg bekannten Vernichtungsmittel waren schon schlimm genug, um alles versuchen zu müssen, einen Krieg zu verhindern. Es wäre also verständlich, wenn Pius XII. ähnliche Hemmungen und Bedenken verspürt hätte, wie Pius X. vor dem ersten Weltkrieg. Wir haben schon bei Erörterung der früheren Kriege gezeigt und erläutert, daß bei der Untersuchung der Ursachen stets kirchliche und religiöse, politische und wirtschaftliche Motive dabei vermengt und erkennbar waren. Wir haben aber auch gesehen, unter welchen Umständen und Bedingungen ein Krieg von der Kirche bzw. vom Papst sanktioniert wird oder doch sanktioniert werden kann. Daher kann man auch zum zweiten Weltkrieg mit den Worten Eduard Winters sagen: „Vermutlich veranlaßte das scheinbar unentwirrbare Ineinander von Geistlichem und Politischem zuerst die Diplomaten und später die Historiker, dem vatikanischen Getriebe keine allzugroße Bedeutung beizumessen, freilich nicht zum Nutzen der Erkenntnis und der Beherrschung der Wirklichkeit." (a.a.O. 2. Band, S. 437) Dies ist um so wahrscheinlicher und möglicher, als der Vatikan in dem Papst Pius XII. einen geschickten Diplomaten und schlauen Taktiker besaß, wie er der Kurie selten zur Verfügung stand.

Der Ausgang des zweiten Weltkrieges ist bekannt. Es ist weder Aufgabe noch Absicht, den Verlauf des Krieges, seine verschiedenartigen vorder- und hintergründigen Ursachen oder die umstrittenen militärischen Ereignisse zu erörtern und zu erläutern. Es handelt sich immer nur darum, die Auseinandersetzungen zwischen Vatikan und Kreml in großen Zügen darzustellen. So brauchen wir hier nur festzustellen, daß der Ausgang des Krieges einen vielleicht unerwarteten Machtzuwachs für die Sowjetunion brachte, und daß der Faschismus, auf den sich der Vatikan stützen zu können glaubte, — bis auf dessen katholische Form in Spanien — eine vielleicht ebenso unerwartete Niederlage erlitt. Wieder war es — wie schon so oft — das katholische Polen, das dem Vatikan große Sorgen bereitete, als sowjetische Truppen dort einrückten, und die polnische Regierung unter sowjetischen Einfluß geriet. Die Verbindung der angelsächsischen Mächte — England und die USA —

mit den Sowjets war schon zuvor ein schwer zu lösendes politisches Problem für den Vatikan. Schon am 2. Februar 1942 hatte der Kardinalstaatssekretär geäußert: „Die Angelsachsen sind in diesem Krieg so weit gegangen, daß sie heute bereits an der kommunistischen Propaganda interessiert sind. Sie fördern sie, weil sie glauben, Deutschland dadurch schwächen zu können, wie es bereits im letzten Kriege geschah." Der „*Osservatore Romano*" warnte: „Die Komintern schätzt die Möglichkeit einer Weltrevolution günstiger denn je ein. Die westlichen Alliierten müssen sich vor einem so gefährlichen Verbündeten vorsehen; Sowjetrußland ist in der Lage, die Struktur der westlichen Nationen zu zerstören. Die westlichen Nationen sollen für den Kommunismus reif gemacht werden." [12])

In einer bedrängten Lage suchte der sowjetische Diktator Stalin im Jahre 1943 Verbindungen mit dem Vatikan anzuknüpfen, die zur „Wiederherstellung normaler Kontakte und evtl. zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen führen könnten". Wir sahen, daß sich die Zaren Iwan IV. und Peter I. auch schon in schwierigen politischen Lagen an die Päpste gewandt hatten, um mit deren Vermittlung Vorteile zu erlangen. Auch die provisorische russische Regierung des Jahres 1917 war den Wünschen des Vatikans in dieser Weise entgegengekommen. Warum sollte Stalin nicht dementsprechend handeln? — Ja, im Jahre 1955 sagte man einmal ironisch in Moskau, „wenn uns Rom einlädt, werden wir auch zur Beichte gehen".

Der Vatikan schien jedoch durch die Geschichte belehrt worden zu sein. Auch im Jahre 1944 lehnte der Papst ein wiederholtes Angebot Stalins ab. Als der polnische General Sosnokowski vom Papst in einer Privataudienz empfangen wurde, um über die Lage in Polen zu berichten, äußerte Pius XII. erneut seine Besorgnis über die „Bedrohung der europäischen Zivilisation durch den Bolschewismus" und drückte „seine Verwunderung über die bedauerliche Freundschaft zwischen den angelsächsischen Mächten und Rußland" aus. Manhattan faßte die damalige Lage folgendermaßen auf:

[12]) Manhattan, a.a.O., S. 327.

„Als der Vatikan Europa in einen großen faschistischen Block verwandelte und die Hoffnung hegte, mit Hilfe des Faschismus den ganzen Kontinent zu regieren und sein Gesicht zu bestimmen, gab er vor, seine Feindschaft gegen die Sowjetunion beruhe allein auf ihren politischen Lehren. Aber das war nur die halbe Wahrheit. Der Vatikan wußte, daß gerade infolge der von der Sowjetregierung gewährten Glaubensfreiheit die orthodoxe Kirche zu neuem Leben erwacht war. Er beschuldigte sogar die orthodoxe Kirche, sie habe sich mit der weltlichen Macht der Sowjets verbunden, um ihren religiösen Einfluß auszuweiten. Gleichzeitig beschuldigte er die Sowjetregierung, sie habe die orthodoxe Kirche wiedererstehen lassen, um sie als Instrument für die Erreichung ihrer politischen Ziele zu mißbrauchen." . . .

Im Jahre 1941 hatte der Kardinalstaatssekretär bereits erklärt: „Obwohl sich der Heilige Stuhl um das materielle Wohl der Katholiken in Polen große Sorgen macht, sieht er sich doch nicht imstande, mit Sowjetrußland zu einem Übereinkommen zu gelangen; schuld daran ist die Wiedergeburt der orthodoxen Kirche. Diese Kirche hat nie aufgehört, sich gegen die katholische Kirche feindlich zu verhalten." [13])

Es ist nun aber der orthodoxen Kirche kaum zu verargen, wenn sie sich der katholischen Kirche gegenüber „feindlich verhielt". Vielleicht hatten orthodoxe Priester zehn Jahre zuvor im „Bayerischen Kurier" oder in einem anderen klerikalen Blatt des Westens gelesen, daß sie als „Träger des schismatischen Gedankens" verschwinden sollten, um die katholische Gesamtkirche in Rußland herstellen zu können, das heißt, „das starre Rußland zu katholisieren", wie es die österreichische katholische Zeitschrift „Schönere Zukunft" offen erklärte. Wenn der Vatikan Anstoß daran nahm, daß die Sowjets die orthodoxe Kirche „mißbrauchten", um ihre politischen Ziele zu erreichen, während die orthodoxe Kirche ihrerseits dieses Bedürfnis der Sowjetregierung ausnutzte, um ihren „religiösen Einfluß auszuweiten", so zeigt eine 1000jährige Geschichte, daß die römische Kirche und die westlichen Staaten genau so gehandelt haben und — noch heute so handeln. Diese *do ut des*-Politik hat

[13]) Manhattan, a.a.O., S. 332/3.

in den wechselhaften Beziehungen zwischen Kirche und Staat stets gewaltet. Seit das Christentum Staatsreligion wurde — also seit dem Jahre 431 — ist diese Politik in der Kirchen- und Staatengeschichte zu verfolgen. Bald hatte der Staat, bald die Kirche die Oberhand und des Streitens war kein Ende. Wir brauchen dafür keine historischen Nachweise zu erbringen, denn diese Tatsachen sind jedem, der sich auch nur oberflächlich mit der Geschichte beschäftigt hat, längst bekannt. Der Vatikan machte mittels der Religion Politik, und die Staaten mittels der Politik Religion.

Daher hat Voltaire bereits in seiner „*Henriade*" gesagt — und das gilt von den auf religiöse Ideologien gestützten Gewaltherrschern aller Zeiten und Länder —

„Périsse à jamais l'affreuse politique
Qui prétend sur les coeurs un pouvoir despotique,
Qui veut, le fer en main, convertir les mortels,
Qui du sang hérétique arrose les autels,
Et, suivant un faux zèle ou l'interêt pour guides,
Ne sert un Dieu de paix que par des homicides."
(„Fluch jener argen Politik, die, ohne Schranken,
Despotisch herrschen möcht' auch über die Gedanken!
Die mit dem Schwert sich waffnet voll Bekehrungswut
Und die Altäre selbst beschmutzt mit Ketzerblut,
Die blinder Eifer oder auch Gewinnsucht leitet,
Die in des Friedensgottes Namen Mord verbreitet!")

In Rußland hatte die orthodoxe Kirche während des Feldzuges Napoleons I. im Jahre 1812 nicht nur aus patriotischen, sondern auch aus religiösen Gründen gegen die katholischen Franzosen gepredigt. Dieser Gedanke mochte Stalin im Jahre 1942 bewogen haben, mit den Führern der noch vor zehn Jahren verfolgten orthodoxen Kirche in Verbindung zu treten, um sich deren Unterstützung gegen Hitlers Truppen zu versichern. Eine Versammlung der Bischöfe der russisch-orthodoxen Kirche wählte im September 1943 wieder einen „Patriarchen von Moskau", und der „Heilige Synod" wurde erneut gebildet. Die Sowjetregierung setzte ihrerseits einen „Rat für die Angelegenheiten der russisch-orthodoxen Kirche" — eine Art von Kirchenministerium ein.

„Die Sowjetregierung" — so beurteilt Manhattan die Lage — „unterstützte diese Entwicklung vor allem aus zwei Gründen: einmal, weil sich die neue orthodoxe Kirche als eine geeignete Kraft erwies, die Volksmassen in ihrem Kampf gegen den Faschismus ermutigen zu helfen, zum anderen, weil sie sich dem festgefügten katholischen Block des Vatikans entgegenstellte und damit den Gläubigen der orthodoxen Kirche auch in den anderen (besetzten) Ländern einen starken Rückhalt gab." (a.a.O. S. 334)

Eine solche Unterstützung des Staates durch die Kirche konnte die Sowjetregierung aber nur erwarten und erreichen, weil die orthodoxe Kirche seit je national-russisch eingestellt war und die übrigen Oststaaten mit orthodox-gläubiger Bevölkerung im Sinne des Panslawismus untereinander verband. Die römische Kirche war hingegen durch die politischen Ambitionen des Vatikans in gewisser Weise an die verschieden geartete Politik der katholischen Staaten in Westeuropa gebunden oder hatte doch deren nationale Sonderbestrebungen bis zu einem gewissen Grade zu berücksichtigen. Es ist daher auch durchaus verständlich, ja sogar politisch folgerichtig gedacht, daß der Vatikan versuchte, diese Staaten mittels des Faschismus, trotz ihrer verschiedenen Auffassungen von dieser Staatsform, miteinander in einem autoritären Staaten-System zu verbinden. um diesen faschistischen Block — in dem der Katholizismus die entscheidende Rolle spielte — ideologisch und politisch, dem aufstrebenden Sowjet-Rußland entgegenzusetzen. Daher nahmen auch freiwillige katholisch-faschistische Legionen aus Italien, Spanien, Portugal, Belgien, Frankreich und den Niederlanden an der Seite deutscher Truppen an dem Feldzug gegen Sowjet-Rußland teil.[14])

Aus diesen Gründen rief die orthodoxe Kirche das russische Volk

---

[14]) Die Verwandschaft der faschistischen Diktatur mit der autoritären katholischen Hierarchie ist bereits durch die Religionszugehörigkeit der Diktatoren selbst erkennbar, die alle katholisch getauft und erzogen wurden: Mussolini (Italien), Pilsudski (Polen), Salazar (Portugal), Horthy (Ungarn), Hitler (Deutschland), Franco (Spanien), Tiso (Slowakei), Degrelle (Belgien), Petain (Frankreich), Pawelitsch (Kroatien). Ja, man könnte nach gewissen Erscheinungen in der 5. französischen Republik sogar General de Gaulle als einen Vertreter der autoritären Staatsform ansprechen, der

Fortsetzung Seite 314

zum Kampf gegen alle Faschisten auf. Damit war aber nicht nur Hitler, sondern es waren die faschistischen Freiwilligenverbände aus den genannten Ländern gemeint. Es wurde in diesen Aufrufen — wie im Jahre 1812 — betont, daß es sich bei diesen Verbänden um katholische Legionen handele, die durch den Vatikan unterstützt würden. Der alte Haß des russischen Volkes gegen den Papst wurde wieder entfacht.

Das Anliegen der orthodoxen Kirche — so erklärt Manhattan die Lage sehr richtig — „war also nicht nur patriotischer, sondern auch kirchlicher Art; sie rief ihre Gläubigen nicht nur auf, das sowjetische Vaterland zu verteidigen, sondern auch ihre religiösen Feinde, das heißt, diejenigen Katholiken, die sich gegen die Sowjetunion verschworen hatten, zu vernichten“.

Der Vatikan verfügte nun aber über keinen so verschlagenen und fanatischen Vertreter in Rußland, wie er ihn im Jahre 1812 in der Person des De Maistre besaß. Außerdem konnten die Jesuiten jetzt nicht in Rußland wirken, wie zur Zeit des Zaren Alexander I. „Die Jesuiten und der hohe katholische Klerus“ — hatten — wie Winter feststellte — „im Jahre 1812 eine antinationale Haltung gezeigt.“ Jetzt wurde die orthodoxe Kirche nicht mehr durch die katholische Propaganda im eigenen Lande beeinträchtigt. Manhattan schilderte die neue Lage folgendermaßen:

„Die neue russisch-orthodoxe Kirche errang unter den anderen religiösen Vereinigungen allmählich eine Vorrangstellung in allen Fragen von nationaler Bedeutung. Viele orthodoxe Geistliche erhielten staatliche Auszeichnungen. Die Kirche veranstaltete große politisch-religiöse Zeremonien, öffentliche Gebete für den Schutz

ebenfalls katholisch ist. Jedenfalls ist es verständlich, wenn in den Ländern, wo jene katholischen Vertreter der autoritären Staatsform im Jahre 1941 an der Macht waren, Verbände zum Kampf gegen Sowjet-Rußland aufgestellt wurden. (Vgl. den Aufsatz: „Der Vatikan und die Diktaturen“, „Stern“, H. 25, vom 23. Juni 1963.)
Gerhard Szczesny schrieb in einem seiner Briefe an Friedrich Heer: „Ich bin während der Nazizeit niemals das Gefühl losgeworden, daß Hitler, wenn er sich in der ‚Endlösung‘ der Judenfrage etwas zurückgehalten und von seinem Taufschein Gebrauch gemacht hätte, für manche inner- und außerdeutsche Katholiken ein ebenso willkommener Bundesgenosse gewesen wäre wie heute Franco oder Salazar“. (Friedrich Heer — Gerhard Szczesny: „Glaube und Unglaube“, München 1960, S. 108). Nun, dieses „Gefühl“ war bei älteren Beobachtern — Szczesny wurde im Jahre 1918 geboren — Gewißheit, und jene „inner- und außerdeutschen Katholiken“ haben ihre Erwartungen ja auch auf diesen „Taufschein“ gesetzt.

der Sowjetunion und für die Vernichtung der Feinde Rußlands. ‚Die russische Geistlichkeit wird nicht aufhören, für den Sieg der russischen Waffen zu beten‘, hieß es. Die Kirche versprach dem ‚sowjetischen Vaterland‘ die Unterstützung der Geistlichkeit. ‚Die russische Kirche wird mit all ihrer Kraft ihrem geliebten Vaterland in den schweren Tagen des Krieges ebenso dienen wie in den künftigen Tagen des Wohlstandes‘.“ (a.a.O. S. 335)

Mehrere Versuche des US-Präsidenten Roosevelt, die Beziehungen zwischen seinem Verbündeten, dem Sowjet-Diktator Stalin und dem Vatikan zu verbessern oder gar herzustellen, scheiterten an der starren Haltung des Papstes. Da die Kriegsereignisse sich zu Gunsten Rußlands entwickelten, hatte Stalin auch kein Interesse mehr daran, sich noch mit dem Papst einzulassen. Seine spöttische Frage, „Wieviel Divisionen hat denn der Papst“, ist bekannt. Die religiöse Kernfrage beim Gegensatz zwischen der römisch-katholischen und der russisch-orthodoxen Kirche bildete seit Beginn der Spaltung der Ost- und Westkirche der Primat des Papstes und dessen Anspruch, der „Stellvertreter Christi“ zu sein. Der neue Patriarch Sergei hatte diesen Anspruch und andere entscheidende Dogmen der katholischen Kirche im „*Moscow Bulletin*“ vom April 1944 bereits energisch zurückgewiesen. Die sowjetische Zeitung „*Iswestija*“ hatte dem zugestimmt und jene Ansprüche ebenfalls abgelehnt.

Dies war der alte, seitens der Ostkirche immer wieder erhobene Vorwurf, der schon dem Papst Johannes XXII. (1316—1334) gegenüber von dem Patriarchen der orthodoxen Kirche erhoben wurde. Der Engländer John Mandeville berichtete nach seiner Rückkehr aus dem Orient, man habe dem Papst erwidert: „Deine Machtfülle über deine Untergebenen glauben wir fest; deinen maßlosen Hochmut können wir nicht ertragen; und deine Habgier können wir nicht ersättigen. Mit dir ist der Satan, mit uns ist der Herr.“ [15])

Am 28. April 1945 erklärte demgemäß der Kardinalstaatssekretär über die Beziehungen zwischen dem Vatikan und Ruß-

[15]) „Itinerarius“, Zwollis 1487, lib. I. c. 7; Übers. dieser Stelle bei Janus (Döllinger und Huber): „Der Papst und das Concil“, Leipzig 1869, S. 344.

land: „Wir müssen um Gottes Hilfe bitten in dieser sich überstürzenden Zeit. Ein Ereignis vor allem würde gesunde Hoffnungen für die Erzielung einer dauerhaften Lösung der Schwierigkeiten, in denen sich die heutige Welt befindet, wecken: die Rückkehr Rußlands zum Glauben.“ [16]

Mit diesem „Glauben“ war selbstverständlich der Katholizismus gemeint. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ Nr. 236 vom 11. Oktober 1952 schrieb zu dieser Lage: „Die Niederlage der Mittelmächte im ersten Weltkrieg, vor allem auch durch die Auflösung der habsburgischen Monarchie, war ein schwerer Schlag für die katholische Kirche. Um wieviel schwerer noch wiegt der Hinfall weiter mittel- und osteuropäischer Gebiete an den Bolschewismus nach dem Ende des zweiten Weltkrieges für sie.“

Allerdings! Zumal der Verlust Polens und Ungarns hat den Vatikan schwer getroffen. Daher meinte Manhattan im Jahre 1949, „wenn sich die Sowjetunion in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen schon den erbitterten Haß des Vatikans zuzog, weil sie die sozialistischen Lehren in die Tat umsetzte, wie groß muß dann erst der Haß des Vatikans in unseren Tagen sein, nachdem sich sein alter Rivale, die orthodoxe Kirche, zum Kampf an der Seite der Sowjetmacht entschlossen hat? Und wenn die katholische Kirche durch ihre unablässigen Anstrengungen in der Lage war, einen mächtigen sozialen und politischen Strom gegen das ‚rote‘ Rußland zu lenken, als es noch verhältnismäßig schwach und von der kapitalistischen Welt verachtet war und für sie lediglich die Verkörperung eines feindlichen Wirtschaftssystems darstellte, was wird sie dann erst gegen ein ‚rotes‘ Rußland in den Kampf zu werfen versuchen, das aus dem zweiten Weltkrieg als Sieger und als entscheidende Weltmacht hervorgegangen ist und bei allen Völkern erheblich an Autoriät gewonnen hat?“ (a.a.O. S. 342)

Gewiß, diese Frage ist berechtigt. Pater Dr. Bauer meinte ja sogar „einen Fingerzeig Gottes“ in der Beseitigung des Zaren und der Errichtung der Sowjet-Regierung zu erblicken. — Nun, Manhattan glaubt die Frage dadurch beantworten zu können, daß er schreibt, „aus den bereits vorliegenden Anzeichen (im Jahre 1949)

[16]) Manhattan, a.a.O., S. 341.

muß man den Schluß ziehen, daß die Menschheit durch die Wiederaufnahme des jahrhundertealten Kampfes für die Katholisierung der Welt und durch die Fortsetzung des Kampfes gegen den Sozialismus in der großen Gefahr schwebt, in eine *dritte Weltkatastrophe* gestürzt zu werden.“

Zu dieser Auffassung ist man um so mehr berechtigt, als der Jesuit Gundlach im Jahre 1959 selbst einen Atomkrieg rechtfertigte, um die „Ordnung Gottes“, das heißt, unmythologisch ausgedrückt, die Macht der katholischen Kirche und die von *ihr* festgesetzte „Ordnung“, die Überordnung über den Staat, aufrechtzuerhalten. „Dafür sind wir Soldaten“ — erklärte im Jahre 1960 der damalige Verteidigungsminister der deutschen Bundesrepublik, Franz Joseph Strauß — „daß die Macht aus atheistischen Händen wieder in christliche Hände übergeht“. Da Herr Strauß ebenfalls katholisch getauft und erzogen ist, — wie die bekannten und genannten Diktatoren — könnte man in Versuchung geraten, diese Worte im gleichen Sinne aufzufassen wie jene des Jesuiten Gundlach. Heinrich Heine sagte nämlich einmal von gewissen Philosophen: „Es kümmert uns wenig, zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Partei der Priester, deren materielle Interessen mit *der Erhaltung des Katholizismus* verknüpft sind, so nennen wir sie *Jesuiten*.“ Von gewissen Politikern dürfte dieser Satz Heinrich Heines doch wohl erst recht zu gelten haben? [17])

[17]) siehe a.a.O. Im August des Jahres 1960 erklärte der derzeitige Bundesverteidigungsminister Franz Joseph Strauß auf dem „Eucharistischen Kongreß“ zu München unter anderem: „Wir wissen, daß die Macht hinter dem Eisernen Vorhang in den Händen von Männern ist, für die Verantwortung vor Gott keine Rolle spielt. *Dafür sind wir Soldaten*, daß diese Macht nicht gegen uns gebraucht werden kann, *daß die Macht aus atheistischen Händen wieder in christliche Hände übergeht.*“ („Süddeutsche Zeitung“ vom 8. August 1960.) Heinrich Heine, sämtliche Werke, Hamburg 1867, 6. Band, S. 168/69.

Wirklichkeit und Mystik

Voltaire hat in seiner im Jahre 1767 anonym erschienenen Schrift *„Le Diner du comte de Boulainvilliers“* gesagt: „Man glaubt nicht mehr an Zauberer, man beschwört keine Teufel mehr; und obgleich es heißt, euer Jesus habe seine Apostel gerade dazu ausgesandt, um die Teufel auszutreiben (Matth. 10,8), so ist doch kein Priester bei uns weder Narr noch Dummkopf genug, um sich zu rühmen, er treibe sie aus . . . Wenn die Päpste die Frechheit haben, so wie ehedem Legaten *a latere* zu senden, um den Völkern Zehnten aufzuerlegen, um die Könige in den Bann zu tun, ihre Staaten mit dem Interdikt zu belegen und ihre Kronen an andere zu vergeben — da sollten Sie sehen, wie man einen Legaten *a latere* empfangen wird, ich wollte nicht dafür stehen, daß ihn das Parlament von Aix oder von Paris nicht henken ließe . . . Sie sehen, wie viele schmähliche Vorurteile wir abgeschüttelt haben.“ [1])

Allerdings! Und in den folgenden zweihundert Jahren haben wir weitere „schmähliche Vorurteile“ abgeschüttelt. Dennoch versuchten die Päpste im 19. Jahrhundert, ihre alte Machtstellung zurückzugewinnen. Pius VII. tat Napoleon I., und Pius IX. sogar die italienische Regierung in den Bann. Jedenfalls haben die Päpste ihre Ansprüche nie freiwillig aufgegeben oder sich mit den Fortschritten der Menschheit, ohne Groll und ohne Willen, das Abgerungene oder Preisgegebene einst wieder zurückzugewinnen, ab-

[1]) Übersetzung von David Friedrich Strauß: „Voltaire“, 4. Aufl., S. 266, Bonn 1877. Ein Legat a latere ist ein päpstlicher Legat mit den höchsten Befugnissen, die sonst nur der Papst besitzt.

Auf dem 80. Katholikentag im Jahre 1964 wurde auf den „erschreckenden Vulgär-Atheismus“ hingewiesen, „der sich auf vermoderte Vorfahren wie Voltaire berufe“. („Süddeutsche Zeitung“ vom 5./6. September 1964.) Nun, die Kirche beruft sich bekanntlich „auf vermoderte Vorfahren wie die Kirchenväter“, denen selbst einer der ihren, der Kirchenvater Origenes, empfohlen hat, nicht gar zu sehr zu lügen! Der Philosoph Hegel sagt von den Kirchenvätern: „Diese Leute lügen in einem fort, ohne es selbst zu merken.“ (Geschichte der Philosophie“, 3. Teil, S. 6; Sämtliche Werke, Band 15.) Es scheint zuweilen, als ob diese Praxis der „heiligen“ Kirchenväter heute noch angewandt wird.

gefunden. Diese *reservatio mentalis* blieb bei allen Zugeständnissen an Staaten und Menschen stets unausgesprochen bestehen.

Auf diese Haltung und Stellung der Kirche wies bereits Johannes Scherr in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur“ hin. Er schrieb: „Es kann nicht im entferntesten bezweifelt werden, daß die unermeßlichen materiellen und intellektuellen Bildungsresultate, welche während der drei jüngsten Jahrhunderte in Europa gewonnen wurden, n i c h t m i t t e l s, sondern recht eigentlich t r o t z d e r K i r c h e errungen worden sind. Sie stemmte sich überall nach Kräften dem naturgemäßen und unabänderlichen Entwicklungsgange der Menschheit entgegen. Kein Wunder daher, daß sie längst nicht mehr durch die Selbstherrlichkeit ihrer Idee, sondern nur noch einerseits durch die Denkfaulheit und Unwissenheit der Massen, andererseits durch polizeilichen Schutz existiert. Mit der nur noch notdürftig zusammenhaltenden Form des modernen Polizeistaates wird auch die Macht der Kirche zusammenbrechen und Redensarten wie vom ewigen Fels Petri und dergleichen mehr werden gegen die Gewalt der Tatsachen nichts vermögen. Die ethische Seele des Christentums wird bleiben, weil sie ewigmenschlich ist; aber der dogmatische Leib wird in dem immer heftiger werdenden Zusammenstoß mit der modernen Kultur zu Staub zerfallen.“ [2])

Das hat die Kurie heute auch erkannt und begriffen. Als Scherr dies aber schrieb — die erste Auflage seines Werkes erschien im Jahre 1848 — glaubte Papst Pius IX. sich mit den alten Dogmen

[2]) „Allgemeine Geschichte der Literatur“, 6. Aufl., 1. Band, S. 174, Stuttgart 1880. Der US-Präsident Johnson sagte im Jahre 1964 zu den hohen Kosten der US-Mondsonde Ranger VII, wenn man sich Wissenschaft und Forschung nichts kosten lasse, dann würde man in den USA heute noch in Ochsenkarren fahren. Nun, wenn man sich nicht den kirchlichen Dogmen und Lehren widersetzt hätte, würde man nicht nur „in Ochsenkarren fahren“, sondern heute immer noch glauben, daß sich die Sonne um die Erde drehen würde.

Die Entdeckung des heliozentrischen Sonnensystems verdanken wir bekanntlich dem Astronomen Kopernikus (1473 - 1543). Im Jahre 1616 wurde sein Buch, das diese Entdeckung enthielt, auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, und der große Physiker Galilei wurde von der Kirche gezwungen, diese Lehre von der Erdumdrehung zu widerrufen. Erst im Jahre 1757 wurde das Buch des Kopernikus von der Kirche freigegeben, aber erst im Jahre 1822 wurde gestattet, die Lehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne in den Schulen zu lehren. Bis dahin hatte sich die Sonne also für die gläubigen Katholiken um die Erde zu drehen.

und Lehren, ja mit dem längst verrosteten Bannstrahl gegenüber der Kultur, dem Fortschritt und den neuen Staatsauffasungen behaupten zu können. Zu dem von Scherr genannten „polizeilichen Schutz“, welchen die Kirche beanspruchte, weil sie sich nicht auf „göttlichen Schutz“ zu verlassen getraute, hat Schopenhauer damals ironisch gesagt: „Was für ein schlechtes Gewissen die Religion haben muß, ist daran zu ermessen, daß es bei so schweren Strafen verboten ist, über sie zu spotten.“ Und dabei — darauf wies Scherr wiederum hin — „die Geschichte der Religionen strotzt ja förmlich von der Verübung von Narreteien, die, so sie nicht unwidersprechlich dokumentiert wären, jeder Mensch von fünf Sinnen für unmöglich erklären würde.“ [3])

Aber auch in anderer Hinsicht hatte sich die Kirche als organisiertes Christentum geändert. Sie hatte sich im Papsttum vollendet und damit ein autoritäres Regierungssystem geschaffen. Damit — so schrieb der bekannte und bereits genannte marxistische Theoretiker Karl Kautsky — „wird die Entwicklung ihr Feind, und sie der Feind jeder Entwicklung, wird sie eine durch und durch reaktionäre, die Gesellschaft schädigende Einrichtung . . . Aus dem Kommunismus hervorgegangen, zählt sie zu den erbittertsten Feinden des modernen Kommunismus. Wird nicht dieser Kommunismus nun seinerseits dieselbe Dialektik entwickeln, die der christliche durchmachte und seinerseits ebenfalls zu einem Ausbeutungs- und Herrschaftsorganismus umschlagen? . . . Wahrlich, wenn der Sieg der Sozialdemokratie sich in gleicher Weise vollziehen sollte, wie der des Christentums, dann wäre das ein Grund, nicht der Revolution, sondern der Sozialdemokratie abzuschwören.“ [4])

---

[3]) Arthur Schopenhauer, sämtliche Werke, 2. Aufl., 6. Band, S. 422, Leipzig 1916; Johannes Scherr: „Hammerschläge und Historien“, 3. Aufl., 1. Band, S. 398, Zürich 1878.

[4]) Karl Kautsky: „Der Ursprung des Christentums“, Stuttgart 1908, S. 492/3 und 496. In dem 32. Band der großen Sowjet-Enzyklopädie wird unter dem Buchstaben P auch das Papsttum behandelt. Es wird als das „Monarchistische Zentrum“ der katholischen Kirche bezeichnet. Der Papst in Rom — so wird weiter gesagt — leite die „reaktionäre Tätigkeit“ dieser Kirche, und das Papsttum sei der „unerbittliche Gegner“ der bürgerlichen Revolutionen, es habe auch dem Faschismus zur Macht verholfen. Nun, vielleicht könnte man mit den Worten des Königs in Schillers „Don Carlos“ zu den Worten des Marquis von Posa auch zu jenen sowjetischen Äußerungen sagen: „Etwas Wahres find' ich in diesen Worten.“

Um diese hier von Kautsky angedeutete und abgelehnte Entwicklung des Sozialismus zu verhindern, hatte der russische Revolutionär W. I. Lenin auf dem Sozialistenkongreß im Jahre 1903 zu Brüssel die Partei der Bolschewiki gegründet. Er lehnte Kirche und Religion ab und erklärte, „Engels hat schon vor langer Zeit den Führern des modernen Proletariats den Rat gegeben, die polemische atheistische Literatur vom Ende des 18. Jahrhunderts zur Massenverbreitung unter dem Volk zu übersetzen. Zu unserer Schande haben wir dies bisher noch nicht getan . . . Die streitlustige, lebendige, talentvolle, geistreich und offen das herrschende Pfaffentum attackierende Publizistik der alten Atheisten des 18. Jahrhunderts wird sich zur Aufrüttelung der Menschen aus ihrem religiösen Schlaf häufig als tausendmal geeigneter erweisen als die langweiligen, trocknenen, fast niemals durch geschickt gewählte Tatsachen erläuterten Wiedergaben des Marxismus, die in unserer Literatur vorwiegen.“ [5])

Jene von Lenin empfohlene Literatur des 18. Jahrhunderts war indessen zum größten Teil freimaurerischen Ursprungs oder doch freimaurerisch beeinflußt. Die Freimaurerei selbst — als Organisation, als Loge — wurde jedoch von den Bolschewiki abgelehnt. Die 3. Internationale des Jahres 1919 in Moskau begründete ihre Einstellung zur Freimaurerei durch folgenden Beschluß:

„Es ist unbedingte Notwendigkeit, daß die führenden Organe der Partei alle Brücken abbrechen, die zum Bürgertum führen, und deshalb auch einen radikalen Bruch mit der Freimaurerei vollziehen. Der Abgrund, der das Proletariat vom Bürgertum trennt, muß der kommunistischen Partei voll zum Bewußtsein gebracht werden. Ein Bruchteil der führenden Elemente der Partei hat versuchen wollen, über diesen Abgrund maskierte Brücken zu schlagen, und sich der freimaurerischen Logen zu bedienen. Die Freimaurerei ist die unredlichste und infamste Prellerei des Proletariats seitens eines nach der radikalen Seite neigenden Bürgertums. Wir sehen uns gezwungen, sie bis aufs äußerste zu bekämpfen.“

---

[5]) Lenins Werke, 4. Ausgabe, Band 33, S. 201 - 210; Übers. unwesentlich gekürzt in der Schrift „Lenin über die Religion“, Dietz-Verlag, Berlin, S. 79/80.

In der Ablehnung der Freimaurerei zeigte sich der Kommunismus also mit der katholischen Kirche einig. Vielleicht hat dieser Umstand dazu beigetragen, daß die Jesuiten — als die schärfsten Gegner der Freimaurerei — glaubten, sie könnten nun ihrerseits wieder in Rußland vordringen. Die jesuitische französische Zeitschrift „*L'Univers*" hatte nach dem Staatsstreich Napoleons III. am 2. Dezember 1851 die heftigsten Angriffe gegen die Freimaurerei gerichtet und deren Verbot gefordert. Die freimaurerische Zeitschrift „*Latomia*" schrieb im Jahre 1854 dazu: „Die jetzige (autoritäre) Regierung (Napoleons III.) scheine den Logen, die hauptsächlich in der eben nicht beliebten Bourgoisie wurzeln, nicht ganz günstig gestimmt zu sein, und es soll sogar schon ein Dekret zur gänzlichen Unterdrückung der Freimaurerei in Frankreich fertig gelegen haben, als es dem *Grand Orient de France* gelungen sei, sich dem gegenwärtigen Regierungssystem zu nähern und die gefährdete Existenz der Logen zu sichern." [6])

Die russische Revolution von 1917, der Bolschewismus mit seinen Auswirkungen, die Errichtung der Sowjetunion und deren Aufstieg zur maßgeblichen Weltmacht nach dem zweiten Weltkrieg, zwangen den Vatikan nicht nur zu einer anderen politischen Einstellung, sondern auch zu einer religiösen Bestandsaufnahme. Dabei ergab sich, daß sehr vieles von den Menschen — seien sie nun Christen oder Andersgläubige — nicht mehr geglaubt wurde und ihnen dieser Glaube auch nicht mehr zugemutet werden konnte. Diese Entwicklung des Christentums hatte Schopenhauer schon vor hundert Jahren erkannt und vorausgesagt. „Religionsurkunden" — so schrieb er — „enthalten Wunder, zur Beglaubigung ihres Inhalts: aber es kommt eine Zeit heran, wo sie das Gegenteil bewirken", nämlich die Unglaubwürdigkeit der betreffenden Religion — in diesem Falle des Christentums — erweisen. Aus diesen Gründen — „weil die Religion durch fortschreitende Verstandesbildung zurückgedrängt wird", wie Schopenhauer sagt — wurde selbst die so festgefügte katholische Kirche gezwungen, ihre einst „urkundlichen Beglaubigungen" zu überprüfen und entweder auf-

[6]) „Latomia", 13. Band, S. 228, Leipzig 1854.

zugeben oder zu mythologisieren. Was einst dreist als „historisch" ausgegeben wurde, wird jetzt symbolisch interpretiert. Dabei untergräbt die Kirche allerdings ihre Fundamente und wird — wie Schopenhauer bei seiner Untersuchung feststellte — „sobald ein gewisser Grad von Verstandesbildung allgemein geworden, ganz fallen". In diesem Sinne muß der Satz des Theologen Adam Möhler verstanden werden, den Papst Paul VI. in seiner Botschaft an den 80. Katholikentag des Jahres 1964 zitierte: „In demselben Augenblick, in dem die Tradition aufhörte, verlöre die Kirche und alles Christentum seine Existenz." Es wurde zwar nicht mehr von „Ketzerei" gesprochen und Andersgläubige wurden nicht mehr als „gottlos" oder minderwertig diffamiert, sondern der neue Sammelbegriff für alle Gegner der Romkirche oder des Christentums überhaupt, wurde durch die Vokabel „Atheismus" ausgedrückt. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Begriffe Atheismus und Gottlosigkeit sich keineswegs in allen Fällen decken. Aber mit dem Wort Atheismus sollte auch keine religiöse Auffassung verbunden werden, sondern es wurde damit eine bestimmte politische Denkweise zum Ausdruck gebracht und diffamiert. Diese Denkweise sollte nicht allein kommunistisch, sondern überhaupt als revolutionär verdächtigt werden. Das betraf alle, welche das Christentum mit seinem persönlichen Gottesbegriff ablehnten.

Eine ganz ähnliche politische Taktik der Kirche hatte Schiller in der Inquisitionszeit entdeckt. Er schrieb in seinem lesenswerten Aufsatz über Philipp II. von Spanien: „Während die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein sein könnte, war ihre Absicht eben, nicht die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellte die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden."

Damals suchte die Kirche „Ketzerei und Rebellion" in den Augen der durch die Aufstände erschreckten Fürsten gleichzusetzen;

heute möchte man, daß die Worte Atheismus und Kommunismus oder überhaupt Revolution in den Augen der westlichen Machthaber verwechselt würden. Die „Mysterien“ werden heute nicht nur „Zur Wache“ über „die Besitzungen der Geistlichen“, sondern über das Eigentum überhaupt — das angemaßte, wie das rechtmäßige — gestellt. Daher ist der religiöse Eifer der Besitzbürger westlicher Staaten völlig verständlich. Schon Condorcet — einer der von Lenin empfohlenen Revolutionäre des 18. Jahrhunderts — schrieb darüber sehr beachtenswerte Worte. Er meinte nämlich:

„Le zèle religieux des philosophes et des grands n'était qu'une dévotion politique: et toute religion, qu'on se permet de défendre comme une croyance qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée.“ (Der religiöse Eifer der Philosophen und der Großen war nur eine politische Frömmigkeit und jede Religion, die man als Glauben verteidigt, welchen dem Volke zu lassen von Nutzen ist, kann nur noch auf ein mehr oder weniger verlängertes Hinsterben rechnen.) [7]

Nun, Lenin meinte in der genannten Schrift, „die Professoren der Philosophie“ — deren religiösen Eifer Condorcet kennzeichnete — „stellten in der modernen Gesellschaft in der Mehrheit der Fälle in der Tat nichts anderes dar als ‚diplomierte Lakaien der Pfafferei‘“. (a.a.O. S. 78) Eine wohltuende Ausnahme unter den Philosophen machte bekanntlich Arthur Schopenhauer, der allerdings nicht Professor war! Daher rügte er auch die mißbräuchliche Verwendung des Begriffs Atheismus und die damit zusammenhängende Diffamierung der Atheisten. Er meinte entrüstet: „Was für eine schlaue Erschleichung und eine hinterlistige Insinuation in dem Wort Atheismus liegt! — Als verstände sich der Theismus von selbst. — Kann es für einen Philosophie-Professor, das heißt, einen Menschen, der von der Philosophie lebt, etwas — um ein gelindes Wort zu gebrauchen — Unwürdigeres geben als die von ihm ausgehende Beschuldigung des Atheismus?“

Das ist um so — sagen wir auch gelinde unwürdiger, als die

---

[7]) Condorcet: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“, Paris 1794, ep. 5, pag. 126 squ. Eine neue Ausgabe erschien im Jahre 1964 in der Europäischen Verlagsanstalt, Frankfurt.

Theisten — also alle gläubigen Christen — an einen persönlichen Gott glauben. Denn — so stellte Schopenhauer fest — „beim Worte Gott, denkt sich die große Majorität der Europäer wirklich ein Individuum, ungefähr wie einen Menschen. Einen Menschen, der die Welt gemacht hat, wie man dies auch umschreiben und verhüllen mag.“ [8])

Nun wird aber jener persönliche Gott heute nicht etwa nur von den Kommunisten geleugnet. Auch sogenannte intelligente Christen, ja selbst manche Theologen können solche Vorstellungen von „Gott“ nicht mehr teilen. So erklärte der anglikanische Bischof Dr. John Robinson in seinem im Jahre 1963 erschienenen aufsehenerregenden Buch *„Honest to God“* (Ehrlich zu Gott), Gott sitzt nicht auf einem Thron im Himmel, zu dem eine „Himmelfahrt“ möglich wäre, aber er ist auch nicht auffindbar in irgendeinem metaphysisch zu verstehenden „Jenseits“. Vielleicht — so meinte er — sollten wir das Wort „Gott“ in unserer Generation überhaupt nicht mehr gebrauchen.

Nun, auch d a s hatte Schopenhauer schon vor hundert Jahren gewünscht. Denn — so sagte er — „das Wort ‚Gott‘ ist mir deshalb

---

[8]) Arthur Schopenhauer handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Eduard Grisebach, 4. Band, §§ 396, 410, 408 und 451, Seiten 244, 250, 249 und 261, Leipzig 1892. Papst Paul VI. meinte am 2. August 1964 zu dem Ereignis des erfolgreichen Fluges der Mondsonde Ranger VII zum Mond, mit der fortschreitenden Erforschung der Naturwelt und der wachsenden Erweiterung der wissenschaftlichen Erfahrungen sei das „P r o b l e m G o t t e s“ nicht gelöst. Allerdings nicht. Aber das christliche Dogma ‚die christliche Vorstellung von einem p e r s ö n l i c h e n G o t t — der T h e i s m u s — ist erledigt und unhaltbar geworden, wenn auch eine „göttliche Wirksamkeit“ in der Natur nicht geleugnet zu werden braucht. Und damit ist der Atheismus gerechtfertigt. Der große schweizerische Dichter Gottfried Keller — den man wohl nicht als Kommunisten verschreien will — schrieb im Jahre 1848: „Der Atheismus ist positiv, bejahend; er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welchen der Theismus die besten Kräfte ausgesogen . . . Ebenso wie mit dem Atheismus ist es mit der von ihm unzertrennlichen Aufhebung des Jenseits. Wenn diese Aufhebung nichts weiter als eine leere inhalt- und erfolglose Verneinung wäre, so wäre es besser oder doch gleichgültig, ob man es stehen oder fallen ließe. Allein die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge. Die Aufhebung eines besseren Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen, tatenlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbsttätigkeit . . . Wir müssen an die Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe als die einzige, wahre Religion setzen.“ (Text bei Paul Rilla: „Gottfried Keller, sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten“, Berlin 1943, S. 173.)

so zuwider, weil es in jedem Fall nach Außen versetzt, was innen (in der Seele des Menschen) liegt". Nämlich — so meinte der geistvolle G. Chr. Lichtenberg (1742—1799): „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich: der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und zwar nicht nur „vermutlich", sondern zweifellos! — Freilich — „da ist's denn wahrlich oft ein Jammer", kann man von diesem „Gott" mit den Worten Goethes sagen. Deshalb sagte Joh. Gottl. Fichte denn auch von seinen theistischen Gegnern, die ihn als Atheisten angeklagt hatten: „Was sie Gott nennen, ist mir ein Götze. Eigenwillig, wie sie selbst es sind, nach deren Bilde er geformt ist", während Lichtenberg vorausschauend meinte, „unsere Welt wird noch so fein (denkend) werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heuzutage (im 18. Jahrhundert) Gespenster". Das erleben wir heute. Intelligente sogenannte Christen wissen, daß sie sich lächerlich machen, wenn sie den christlichen Vorstellungen von einem „Gott" zustimmen würden. Aber ihr Augenzwinkern bei solchen Erörterungen zeugt von ihrer Heuchelei und Unaufrichtigkeit. Und mit einer Mehrzahl von heuchelnden, ungläubigen, gesellschaftliche oder wirtschaftliche Vorteile erwartenden Standesamtschristen kann das Christentum nicht bestehen. Man muß indessen zustimmen, wenn ein intelligenter Mensch, bevor er die Vorstellungen des Christentums von einem persönlichen Gott mit allen den sich daraus ergebenden Ungereimtheiten annimmt und glaubt, lieber sagt *Ignorabimus* (wir werden es nie wissen). Das wäre die ehrlichste Antwort auf die Frage nach dem Dasein Gottes.

Von einem Priester, das heißt, „einem Menschen, der vom Theismus lebt" — um Schopenhauers Kennzeichnung der Professoren anzuwenden — kann man natürlich nicht erwarten, daß er für das Unwürdige Verständnis hat, das in der „von ihm ausgehenden Beschuldigung des Atheismus" liegt. Für die westlichen Besitzbürger — bei denen erst recht kein Gefühl für Unwürdigkeit erwartet werden darf — ist es indessen ganz besonders wichtig, daß die Gleichung „Atheismus—Kommunismus" erhalten bleibt. Für sie bildet das Christentum den Talisman, der ihren Besitzstand gegen den Kommunismus schützen soll, wie das Christentum einst die Throne schützen sollte. Rousseau stellte einmal fest, „der erste, der — nachdem er ein Stück Grund und Boden eingezäunt hatte — auf den Einfall kam zu sagen: dies gehört mir und Leute fand, die einfältig genug waren, um es zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft". Denn diese gründet sich allein auf den Besitz. Im gleichen Sinne schrieb Karl Marx im Jahre 1843 in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" (Paris 1843) über die Zusammenhänge zwischen Bourgeoisie und Christentum: „Nur unter der Herrschaft des Christentums, welches alle nationalen, natürlichen, sittlichen, theoretischen Verhältnisse äußerlich macht, konnte die bürgerliche Gesellschaft sich vollständig vom Staatswesen trennen, alle Gattungsbande des Menschen zerreißen, den Egoismus an Stelle dieser Gattungsbande setzen, die Menschen in eine Welt atomischer, feindlich sich gegenüber stehender Individuen auflösen."

Somit sind nach marxistisch-leninistischer Auffassung Christentum und Besitzbürgertum (Bourgeoisie) miteinander verbunden. Eine solche, mehr oder weniger betonte und erkennbare Interessengemeinschaft von Kirche und Besitz (Kapital) bestimmt auch das gemeinsame Verhalten gegenüber einer bald von dieser, bald von jener Seite angestrebten Koexistenz von Vatikan und Kreml oder – ideologisch ausgedrückt — von Christentum und Kommunismus. Daher sucht die Kirche ihre Gläubigen durch entsprechende Schilderungen über die Lage der Kirche in den kommunistisch beherrschten Ländern zum Widerstand gegen eine Koexistenz anzuspornen. So wurde zum Beispiel im Jahre 1964 auf dem Kongreß „Kirche in Not" zu Königstein im Taunus erklärt: „Die Lage der Christenheit hat sich im Laufe der letzten Jahre in keinem der kommunistisch beherrschten Länder gebessert, in manchen sogar verschlechtert." Darum wiederholte der Kongreß vor aller Welt die Warnung, sich nicht durch Parolen von der friedlichen Koexistenz täuschen zu lassen. („Süddeutsche Zeitung" vom 5. 8. 1964)

Die Kirche hat es in den Jahrhunderten ihres Entstehens verstanden, sich aus einer v e r f o l g t e n kommunistischen Organisation zu einer v e r f o l g e n d e n besitzreichen Institution zu entwickeln. Heute versteht sie es ebenso gut in den Jahrhunder-

ten ihres Vergehens, die ehemalige Rolle der unduldsamen Verfolgerin mit der einer leidenden Verfolgten zu vertauschen. Nur ihren ungeheuren Besitz will sie nicht wieder fahren lassen. Denn der Vatikan ist die zweitgrößte Finanzmacht der Erde.

Immer noch — trotz der tausendjährigen Erfahrungen — glauben viele, ja die meisten Staatsmänner — wenn sie auch persönlich nicht mehr gläubig sind — sie könnten ihre Regierungen mittels des christlichen Glaubens bzw. mit Hilfe der Kirche befestigen und gegen revolutionäre Ideologien sichern, obgleich Schopenhauer längst schon erkannte: „Die Religion ist eine Krücke für schlechte Staatsverfassungen. In tauglichen kommt man ohne sie viel besser aus." — Na ja, — in „tauglichen"! — Dennoch — so meinte er weiter — „es ist falsch, daß Staat, Recht und Gesetz nicht ohne Beihilfe der Religion und ihrer Glaubensartikel aufrecht erhalten werden können . . . Falsch ist es, und wenn es hundertmal wiederholt wird". Allerdings könnte — wie Fichte ironisch meinte — „bloße äußere Ehrbarkeit" durch Glaubensartikel erreicht werden. Und — so gab er zu — „in dieser Funktion hat jener Gott wenigstens das Verdienst, mangelhaften Polizeianstalten nachzuhelfen." [9])

Nun kann man allerdings nicht behaupten, daß die „Polizeianstalten" in der UdSSR „mangelhaft" seien. Ob die Staatsverfassung „tauglich" ist, darüber sind die Meinungen sogar im sogenannten „Westen" geteilt, vom „Osten" ganz zu schweigen. Jedenfalls könnte die Sowjetregierung demnach ihren Staat, wie die Regierungen anderer Staaten, durchaus „ohne Beihilfe der Religion und ihrer Glaubensartikel aufrecht erhalten" — wie Schopenhauer meint. — Sie kann aber auch darauf verzichten, „Gott" in Anspruch zu nehmen, um ihren „mangelhaften Polizeianstalten nachzuhelfen", eine „Funktion", die Fichte einem theistischen, persönlich gedachten Gott zubilligt.

Wenn also der Kreml im Frühjahr 1963 den Schwiegersohn des sowjetischen Regierungschefs nach Rom entsandte, um durch eine

[9]) Aus Arthur Schopenhauers Manuskript „Adversaria" 1828; „Parerga und Paralipomene" II. 15, Sämtl. Werke a.a.O., 6. Band, S. 386 und 355. „Joh. Gottl. Fichtes Appellation an das Publikum über die durch ein Kurf. Sächs. Confiscationsrescript ihm beigemessenen atheistischen Äußerungen", Tübingen 1799.

Audienz bei dem Papst Johannes XXIII. — dem Nachfolger des sowjetfeindlichen Papstes Pius XII. — zu erkunden, ob die Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml wieder einmal — zum wievielten Male? — aufgenommen werden könnten, so liegt diesem Versuch kein religiöses Bedürfnis, sondern nur eine politische Absicht zugrunde.

Wir haben im Verlauf unserer Betrachtung immer wieder feststellen können, daß bei den wiederholten Annäherungen zwischen Vatikan und Kreml russischerseits politische Schwierigkeiten dieser oder jener Art vorlagen, während man im Vatikan bei einem Entgegenkommen die Ausbreitung des Katholizismus in Rußland auf dem Wege der *do ut des*-Politik zu fördern hoffte.

Papst Pius XII. hatte — seiner politischen Stellungnahme entsprechend — scharf gegen die Sowjetunion agitiert und polemisiert. Er hatte dabei an die angebliche „Erscheinung" der „Jungfrau Maria" von Fatima des Jahres 1917 angeknüpft und im Jahre 1951 die Vorbereitungen zur „Bekehrung Rußlands" erneut betrieben. Damit war das alte religiös-politische Konzept des Vatikans wieder hervorgeholt. Die „Mutter Gottes" hätte den Kindern, denen sie am 13. Juli 1917 „erschienen" sein sollte, ihre politischen „Wünsche" hinsichtlich der „Bekehrung Rußlands" übermittelt oder — wie es hieß — „offenbart". Auf diese Weise wurde die antirussische Politik des Vatikans in ein mystisches Gewand gekleidet und in den Augen der Gläubigen geheiligt. In dem sogenannten „Geheimnis", der angeblichen Dokumentation dieser „Offenbarung", hieß es unter anderem: „Wenn man auf meine Wünsche hört, wird Rußland sich bekehren, und es wird Friede sein. Wenn nicht, dann wird es seine Irrlehren über die Welt verbreiten und wird Kriege und Verfolgungen der Kirche heraufbeschwören. Der Heilige Vater wird mir die Welt weihen, Rußland wird sich bekehren, und der Welt wird eine Zeit des Friedens geschenkt werden." [10])

Nun, der bekannte Kirchenhistoriker Karl v. Hase schrieb zu allen diesen, der Erscheinung von Fatima vorangegangenen Marien-

[10]) Joh. Maria Höcht: „Fatima und Pius XII.", mit kirchl. Imprimatur, 6. Aufl., S. 340/1, Wiesbaden 1957.

erscheinungen grundsätzlich: „Die Gläubigen dürften sich wundern, daß die Gottesmutter, wenn sie nun einmal den freundlichen Willen und die Gelegenheit dazu hat, sich auf unserer armen Erde sehen zu lassen (wie es in Salette, Lourdes, Marpingen und Fatima geschehen sein soll), daß sie nicht recht vielen Juden, Protestanten, dazu noch einigen Gelehrten (Atheisten!) erscheine; das würde eine große Bekehrung zur katholischen Kirche geben." [11])

Zweifellos! Jedenfalls wäre es angebrachter gewesen, daß die „Gottesmutter" in diesem besonderen Fall Herrn Stalin im Kreml erschienen wäre, statt den Kindern von Fatima solche politischen Wünsche vorzutragen! Aber schon Friedrich d. Gr. stellte die merkwürdige Erfolglosigkeit solcher Eingriffe Gottes in die Ereignisse der Welt mit unzureichenden Mitteln fest. Er schrieb zu dem Wunder einer Erlösung der Menschheit und der Besserung der Welt durch den angeblichen Opfertod Jesu: „Was entspringt aus diesem großen Opfer? — Die Welt bleibt so verderbt, wie sie war! — Nur beschränkte und enge Geister wagen Gott ein Betragen zuzuschreiben, das seiner anbetungswürdigen Vorsehung so unwürdig ist, und lassen ihn durch eines der größten Wunder ein Werk unternehmen, das ihm doch nicht gelingt." [12])

Auch von dieser „Erscheinung", dem „Wunder von Fatima", könnte man dementsprechend variiert sagen: nur beschränkte und enge Geister wagen der „Mutter Gottes" ein Betragen zuzuschreiben, das ihrer unwürdig ist, und lassen sie durch eines der größten Wunder ein Werk unternehmen, das ihr doch nicht gelingt. Man sieht hier, wie zeitgemäß die Schriften des 18. Jahrhunderts heute noch sind, aber wie unangenehm sie der Kirche heute sein müssen, die jene Aufklärung dieses Jahrhunderts als „vermodert" abtun möchte.

Höcht schrieb nun zu den von ihm wiedergegebenen angeblichen Worten der angeblich „erschienenen" Maria: „Mit aller Deutlichkeit geht aus den obigen Worten hervor, daß die Bekehrung Rußlands der entscheidende Punkt ist für die Wiedererlangung des endgültigen Friedens und daß sie an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Die Frage ist nur, ob *diese Bekehrung Rußlands auf friedliche oder kriegerische Weise* vor sich gehen wird und ob der Westen die geistige und moralische Kraft hat, diese Bekehrung zu erwirken", das heißt, gegebenenfalls durch einen Kreuzzug gegen Rußland! Dabei verhehlt sich Höcht keineswegs die Folgen einer solchen „Bekehrung Rußlands auf kriegerische Weise". Er weiß sehr wohl, „daß der kommende Atomkrieg zu mindestens Europa und die Großstädte der USA in ein einziges Trümmerfeld verwandeln wird, ganz abgesehen von den atmosphärischen Störungen und der Unterbindung der menschlichen Lebensbedingungen". (a.a.O. S. 342/343)

Bismarck sagte am 10. März 1873 in einer Rede im preußischen Herrenhaus, es habe schon immer „kluge Leute und wirkliche Priester gegeben, die die Behauptung aufstellten, daß ihnen der Wille Gottes genauer bekannt sei als ihren Mitmenschen, und daß sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen". Das behaupteten die Päpste zu allen Zeiten. Und daher glaubten sie auch die Menschen zu Kreuzzügen veranlassen zu können, die — wie im Mittelalter geschehen — mit der Parole „*Gott will es*" geschürt und unternommen wurden. In dem Fall Fatima wurde die Parole „*Maria will es*" ausgegeben, um die „Bekehrung Rußlands auf kriegerische Weise" durchzuführen, wenn es auf friedlichem Wege nicht gelang.

Es sei aber jedem unbenommen, sich realpolitische Vorgänge mystisch zu verklären. Das ist Sache des Geschmacks und des Intellekts. Es ist aber verhängnisvoll und gefährlich, mit mystischen Phantasmagorien politische Entschließungen zu motivieren, um durch solche Einbildungen den Fanatismus der Gläubigen zu entfachen und Politik zu betreiben. So verfuhr aber Pius XII. gegenüber Rußland. Er mußte — nachdem das „Wunder von Fatima" einmal verkündet worden war — glaubensmäßig bestrebt sein, diesen „Wünschen" der angeblich „erschienenen" Maria zu entsprechen. Es ist wieder einmal beachtenswert, daß bei diesem „Wunder von Fatima" Jesuiten — zum Beispiel der Jesuitenpater Fonseca — eine maßgebliche Rolle spielten.

[11]) Karl v. Hase: „Handbuch der protest. Polemik", 6. Aufl., S. 389, Leipzig 1894.

[12]) „Avant-propos de l'abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury", Bern (d. i. Berlin) 1766; Übers. von Oppeln-Bronikowski: „Die Werke Friedrichs des Großen", Berlin 1913, 8. Band, S. 111.

Bereits im Herbst 1947 hatte sich Pius XII. bei einer Ansprache in Castel Gandolfo gegen die Sowjetunion gewandt. Ja, er hatte sogar die Anwendung von Gewalt empfohlen, indem er sagte: „Gewisse Feinde des Rechts können nur m i t G e w a l t überwunden werden. Die Rechtsordnung darf nicht in unblutiger Schlacht verloren gehen. Gewalt ist ein großer Machtfaktor, vorausgesetzt, daß sie zu einem guten und würdigen Zweck angewandt wird; allein aber führt sie zu nichts Gutem, weder zum eigenen Wohl noch zum Wohl des Landes, das sie gebraucht! Die heutige Situation ist der vom 7. Oktober 1571 zu vergleichen, als sich alle Mächte, welche die christliche Zivilisation repräsentierten, zum Kampf gegen die ungeheure Bedrohung aus dem Osten in der Schlacht von Lepanto vereinigten . . .“ [13])

Es fehlte keineswegs an der Erkenntnis dieser Zusammenhänge. Zumal die zweckgebundene enge Verbindung des Vatikans mit den USA war denn doch zu deutlich, um sie verkennen zu können. Die amerikanische Zeitschrift *„Christian Century“* schrieb darüber laut

[13]) Höcht, a.a.O., S. 346. In der Seeschlacht von Lepanto (1571) wurde die türkische Flotte durch die mit dem Papst verbündeten Spanier und Venezianer vernichtet. Unter „Recht“ verstand der Papst natürlich — wie alle Päpste — das Recht der Kirche, und unter „Rechtsordnung“ die von den Päpsten festgesetzte „Ordnung Gottes“, zu deren Aufrechterhaltung der Jesuit Gundlach ja sogar einen Atomkrieg für gerechtfertigt hielt. Jene Ansprache Pius XII. schloß implicite die Aufforderung zu einem Kreuzzug gegen Rußland ein. Tatsächlich war die Verbreitung einer solchen Kreuzzugspsychose in den folgenden Jahren ebenso festzustellen, wie in den Jahren 1930 - 1933 in Deutschland. Im Jahre 1959 sah sich das „Münsterische Tageblatt“ vom 24. Januar 1959 veranlaßt, einen entsprechenden längeren Aufsatz des Universitätsprofessors Dr. Walter Hagemann zu veröffentlichen, der sich mit diesen Fragen beschäftigte. Der Aufsatz war betitelt: „Geheimer Plan für einen neuen Kreuzzug gen Osten?“ und die Redaktion schrieb dazu: „Es taucht der Verdacht auf, daß gewisse Gruppen einen geheimen Plan für einen Kreuzzug gen Osten verfolgen.“ Im Jahre 1965 hat Papst Paul VI. jedoch die von dem Fürsten Colonna in jener von Pius XII. tendenziös genannten Seeschlacht von Lepanto erbeutete und seitdem im Vatikan als Siegestrophäe aufbewahrte türkische Fahne der türkischen Regierung zurückgegeben. Eine symbolische Handlung, die den Frieden mit dem Islam dokumentieren sollte. Diese Geste des Papstes mutet allerdings recht eigenartig an, wenn man sich erinnert, daß Friedrich Nietzsche einst schrieb: „Krieg mit Rom auf's Messer! Friede, Freundschaft mit dem Islam, so empfand, so tat jener große Freigeist, das Genie unter den deutschen Kaisern, Friedrich II. Wie? — Muß ein Deutscher erst Genie, erst Freigeist sein, um anständig zu empfinden? Ich begreife nicht, wie ein Deutscher je christlich empfinden konnte.“ Der Papst spielt hier also eine recht widerspruchsvolle Rolle. Oder hat er etwas von dem Freigeist gelernt und einen Hauch von dessen Geist verspürt? — Jedenfalls schrieb die „Süddeutsche Zeitung“ vom 30./31. Januar 1965 zu dieser Fahnenübergabe sehr richtig: „Der Vorgang als solcher liefert Stoff zum Nachdenken.“ Allerdings!

„Süddeutscher Zeitung“ vom 16. Februar 1950 mit seltener Offenheit:

„Die Tatsache, daß der Abwehrkampf gegen den Kommunismus Amerika und den Vatikan Seite an Seite sehe, dürfe nicht darüber hinwegtäuschen, daß die römische Kirche ständig ihre eigenen Ziele habe. In der gegenwärtigen Krise nutze sie die religiöse Neutralität und die weltliche Macht der USA nicht nur aus, den Kreml in Schach zu halten, sondern auch den Einfluß des Protestantismus und der Orthodoxie, wenn immer möglich zu beschneiden. Auch im Hinblick auf die Unterstützung, die den katholischen Parteien in Italien, Frankreich und Belgien durch amerikanische Mittel zuteil werde, fragten sich die Protestanten Europas, ob nicht die USA ein n e u e s k a t h o l i s c h e s W e s t e u r o p a aufbauen, sei es planvoll oder ‚d u r c h d i e M a c h e n s c h a f t e n d e s s c h l a u e n D i p l o m a t e n a u f d e m T h r o n e S t. P e t e r s. (Pius XII.). Ficht Amerika, so fragen sie, während es erklärt, einen kalten Krieg für seine eigenen politischen und sozialen Ziele zu führen, nicht zugleich einen heiligen Krieg für die Verwirklichung der e h r g e i z i g e n P l ä n e d e s V a t i k a n s?‘“

Um die „ehrgeizigen Pläne des Vatikans“ zu heiligen, weihte Papst Pius XII. die Völker Rußlands im Jahre 1952 „dem unbefleckten Herzen der jungfräulichen Gottesmutter“. Auf diese Weise wurden die Gläubigen getäuscht. Eine Wirkung dieser sonderbaren „Weihe“ glaubte Höcht in der Rede Chruschtschows auf dem XX. Kongreß der KPdSU im Februar 1956 bereits zu erkennen, in der „Rede Chruschtschows über den Mörder Stalin“. Diese Rede — so schreibt Höcht — „brachte eine Götzendämmerung über den Bolschewismus, wie man sie früher nicht für möglich gehalten. Seit der Weihe Rußlands an das Unbefleckte Herz Mariens sind geheime nunmehr (im Jahre 1957) sichtbare Veränderungen und Wandlungen im Gange“. (a.a.O. S. 356)

Zweifellos! Wir leugnen und verkennen diese „Veränderungen und Wandlungen“ in der UdSSR keineswegs, ja wir geben sogar zu, daß „geheime“ Einflüsse solche Wandlungen bewirkt haben könnten. Aber diese Einflüsse wären durchaus real. Wir konnten solche „geheimen Einflüsse“ bei unserem Gang durch die Geschichte

schon oft erkennen, ohne das „unbefleckte Herz Mariens“ damit beschweren zu müssen!

Im Rahmen solcher mystischen Verkündigungen erließ Pius XII. im Jahre 1952 aber auch einen realpolitischen Aufruf an das russische Volk. Darin verdammte er — wie üblich — die Irrlehren, welche die „Herrscher des Kommunismus“ zum größten Schaden und Unheil ihrer Untertanen zu verbreiten suchten. „Wir haben“ — so behauptete der Papst — „diese Lügen, die oftmals unter der Maske der Wahrheit erscheinen, entlarvt und widerlegt. Wir wissen mit Sicherheit, daß die Irrlehre (der atheistische Kommunismus) nur den größten Schaden anrichten kann, denn sie nimmt euch auch eure Menschenwürde und die Freiheit, die euch als Staatsbürger zukommt.“ Der Vatikansender verbreitete diesen Aufruf — laut AP — in den Sprachen aller osteuropäischen Völker. Die vatikanische Druckerei ließ Flugblätter mit diesem Aufruf in russischer und ukrainischer Sprache drucken, um den Inhalt denen zugänglich zu machen, an die der Aufruf gerichtet war. Das war zweifellos eine politische, gegen die Regierung der UdSSR gerichtete Aktion, die von dieser als feindlicher Akt gewertet werden mußte und auch entsprechend abgewehrt wurde. Auf diese Weise entstanden neue Spannungen zwischen Vatikan und Kreml.

Wie es also im Jahre 1920 politische Mystiker gab, welche die „Bekehrung Rußlands“ mit dem „Wunsch“ der angeblich erschienenen „jungfräulichen Gottesmutter“ propagierten und herbeiführen zu können glaubten, so gab es damals auch politische Romantiker, welche dieses Ziel mit dem Anspruch der angeblich aufgefundenen „Zarentochter“ Anastasia zu erreichen oder doch zu fördern suchten. Und dieser Versuch schloß immer noch realere Möglichkeiten ein als der andere. Das hatte die gelungene Inthronisierung des falschen Zarensohnes Demetrius zu Beginn des 17. Jahrhunderts historisch erwiesen.

Erzwungene Koexistenz durch das Atom

Der Nachfolger Pius XII., der im Jahre 1958 inthronisierte Papst Johannes XXIII., schlug einen anderen Weg ein. „Der Weg, den Johannes XXIII. eingeschlagen zu haben scheint, ist in keiner Beziehung leicht“, schrieb Friedrich Meichsner in der „Welt“ vom 4. November 1961. In seiner ersten Verlautbarung erklärte der Papst unter anderem: „So wie die Kirche des Westens umarmen Wir mit gleicher väterlicher Zuneigung die Ostkirche. Herz und Arme sind auch allen denen geöffnet, die sich von diesem apostolischen Stuhl getrennt haben, auf dem Petrus selbst in seinen Nachfolgern lebt bis zum Ende der Welt. Leidenschaftlich wünschen Wir ihre Rückkehr zum Hause des gemeinsamen Vaters herbei.“

Um seine Loyalität öffentlich und äußerlich zu demonstrieren, empfing der neue Papst denn auch ostentativ prominente Vertreter anderer Religionen, Konfessionen und politischer Parteien. So empfing er einen tibetanischen Lamapriester, einen führenden Buddhisten, einen japanischen Schinto-Oberpriester, eine Gruppe von Indianern, Geistliche protestantischer und orthodoxer Kirchen und selbst den anglikanischen Erzbischof von Canterbury, ein Ereignis, das seit 400 Jahren nicht stattgefunden hatte. Kurz — Johannes XXIII. suchte Verbindung mit allen denen, die einst in der berüchtigten Bulle *„In coena Domini“* als Heiden, Ketzer und Ungläubige für alle Zeiten von den Päpsten verflucht worden waren.

Der *Caesareo-Papismus* bedingt aber die Weltherrschaft. Zur Erreichung dieses Zieles führen zwei Wege. Der religiöse und der politische Weg. Jeder dieser Wege wird getrennt begangen und beide führen zu dem gleichen Ziel, zur geistigen und politischen Beherrschung der Menschheit, wie man dies auch zu umschreiben, zu tarnen oder zu leugnen sucht.

Wir sahen in den wechselhaften Beziehungen zwischen Vatikan

und Kreml, welche verschiedenartigen Experimente und Methoden von den Päpsten versucht und angewandt wurden, um in Rußland die bisher nicht erreichte Herrschaft zu erlangen. Allen Bemühungen war kein Dauererfolg beschieden. Aber wie in der griechischen Sage dem Sisyphus der Stein immer wieder entgleitet, wenn er ihn fast auf den Gipfel des Berges hinaufgewälzt hat und herabrollt, so nahmen die Päpste die mühevolle und ergebnislose Arbeit der Katholisierung Rußlands immer wieder auf.

In der Reformationszeit sollte das Konzil von Trient (1545 bis 1563) eine Lösung der entstandenen Schwierigkeiten finden und die Wiedervereinigung der gespaltenen Kirche herbeiführen. Jetzt sollte das im Jahre 1959 von Papst Johannes XXIII. einberufene 2. Vatikanische Konzil nicht nur den schwindenden Glauben an unverständliche Dogmen und unzeitgemäße, überholte Lehren der katholischen Kirche befestigen, es sollte auch eine Grundlage suchen und gestalten, auf der sich eine Vereinigung aller christlichen Kirchen, zumal der russisch-orthodoxen Kirche mit der römisch-katholischen Kirche vollziehen könnte.

Nun, es hat manche Konzile, Kirchenversammlungen und Synoden gegeben, auf denen über Glaubensfragen, Dogmen und Lehren gestritten wurde. „Viele" — so schrieb der deutsche Theologe Joh. Gottfr. Herder — „sind eine Schande des Christentums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Übermacht, Willkür, Trotz Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des heiligen Geistes für die ganze Kirche, ja für die Zeit und Ewigkeit entschieden." [1])

Carl Julius Weber schrieb zu diesen zwiespältigen, politisch-religiösen Bestrebungen der Päpste: „Nirgendwo ist die arme Menschheit mit mehr List an der Nase herumgezogen worden, und wo die List nicht ausreichte, trat der blutigste Despotismus und das Scheusal der Inquisition an die Stelle. Nach dem Konzil von Trient, wo die Zeiten etwas heller geworden waren, nahm man

[1]) „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 17. Buch, I. Aus diesen und anderen Gründen bestritt schon Luther die Autorität der Konzile.

seine Zuflucht zum Verstecken, Abwarten, Nachgeben, was vorzüglich die Jesuiten aus dem Grunde verstanden." [2])

Wir wollen nun nicht etwa durch solche Rückblicke sagen, daß es auf dem von Papst Johannes XXIII. im Jahre 1959 einberufenen Konzil dementsprechend zugehen würde, wie Herder die früheren Konzile kennzeichnen zu müssen glaubte, wenn auch Friedrich Schlegel im „*Athenäum*" von 1798 meinte, „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet". Immerhin ist es aber doch auffallend und verdient erwähnt zu werden, daß Papst Johannes XXIII. die Leitung dieses Konzils in die Hände eines alten, prominenten und sehr geschickten Jesuiten gelegt hat, wie auch die Jesuiten auf dem ersten Vatikanischen Konzil des Papstes Pius IX. im Jahre 1869 die entscheidende Rolle spielten. Vielleicht denkt man doch bei der Überwindung der heutigen Schwierigkeiten „seine Zuflucht zum Verstecken, Abwarten, Nachgeben" zu nehmen, „was vorzüglich die Jesuiten aus dem Grunde verstanden" — wie Carl Julius Weber meinte — und was die Jesuiten vermutlich auch heute noch verstehen, wenn man ihre seit Jahrhunderten bekannte Geschicklichkeit nicht leugnen will.

Der Berichterstatter der „Zeit" vom 23. November 1962 meinte in seinem Konzilsbericht, „am Ende wird sich zeigen, daß ihr (der Kirche) der ‚lateinische Rock', den sie voller Würde viele Jahrhunderte trug, nun nicht mehr paßt. Er ist ihr zu eng geworden". — Nun, Schopenhauer sah noch weiter. Er schrieb schon vor hundert Jahren: „Die Menschheit wächst die Religion aus wie ein Kinderkleid, und da ist kein Halten mehr: es platzt." Es wird auch nichts helfen, wenn man dieses „Kinderkleid" nach lateinischer, griechischer Mode umarbeitet oder sonst wie „modernisiert", es ist zu eng für selbständig denkende Menschen, es „platzt", wie Schopenhauer voraussah.

Daher meinte denn auch in unseren Tagen Gustav Wyneken in seinem so erfreulich ehrlichen und aufsehenerregendem Buche „Abschied vom Christentum" (Szczesny-Verlag, München 1963): „Wir sind dem Christentum entwachsen: ein überzeugter Christ wirkt

[2]) Carl Julius Weber: „Das Papsttum und die Päpste", 1. Band, 1. Teil, Vorrede S. XXI, Stuttgart 1834.

auf uns wie ein Erwachsener, der in seinem Konfirmationsanzug herumliefe." (S. 250)

Außer der Einberufung eines Konzils — welches zumal die Vereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit der römisch-katholischen beraten und vorbereiten sollte — erließ Papst Johannes XXIII., wie die Päpste der neueren Zeit, verschiedene programmatische Enzykliken, die seine Stellung zu den religiösen, politischen und wirtschaftlichen Problemen der Gegenwart dokumentieren, erläutern und klären sollten.

Wenn Polonius in Shakespeares weltberühmtem Drama den lesenden Hamlet fragt, „was lest Ihr, mein Prinz", und dieser gelangweilt antwortet, „Worte, Worte, Worte" — so könnte man fast meinen, er habe eine päpstliche Enzyklika gelesen. Goethe sagte bekanntlich, „gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen". Aber Enzykliken sollen die Menschen nicht zum Denken anregen, sie sollen sie frömmer machen. Und der italienische Geschichtsschreiber Paolo Sarpi (1552—1623) — dem wir die hervorragende Geschichte des Konzils von Trient verdanken —[3]) meinte, „nie wird man ein besseres Geheimnis finden, die Menschen dumm zu machen, unter dem Vorwande sie frömmer zu machen".

Aus diesen Gründen waren die Demokraten des 19. Jahrhunderts denn auch sehr mißtrauisch gegenüber den zahlreichen päpstlichen Enzykliken. Ja, der grobianische Demokrat Johannes Scherr schrieb im Unmut über die fortlaufenden Verlautbarungen des Papstes Pius IX. ärgerlich in seinem „Sommertagebuch von 1872" (5. 7. 1872): „Das unfehlbare Sprachrohr will ja gar nicht mehr aufhören zu tuten. Die lieben Jesuiten dürften aber doch wohl, wie zu vermuten ist, im Stillen der Meinung sein, ihr unfehlbares Sprachrohr habe diesmal zu laut geschrien." Denn — „wie zu vermuten ist" — gab es auch unter den Demokraten der Mitte des 20. Jahrhunderts einige, welche sich angesichts der verführerischen Maßnahmen und überschwenglich gepriesenen Verlautbarungen des Papstes Johannes XXIII. insgeheim die Worte des demokratischen Dichters Georg Herwegh aus dem Jahre 1841

[3]) „Istoria del concilio Tridentine", London 1619, Fiorente 1858.

zuraunten: „Der Fischer Petrus breitet aus aufs neue seine falschen Netze."

Wir haben die Sozial-Enzyklika *„Mater et magistra"* des Papstes Johannes XXIII. vom 15. Mai 1961 bereits erwähnt und auf den engen Zusammenhang mit der Sozial-Enzyklika *„Rerum novarum"* des Papstes Leo XIII. aus dem Jahre 1891 hingewiesen, die ein günstiges Klima für die Bestrebungen des Vatikans im zaristischen Rußland schaffen sollte (vergl. S. 305/306 dieses Buches). Maximilian Harden hatte zu dieser Enzyklika geschrieben: „Wenn sieben Kardinäle sich sieben Jahre plagten, sie könnten nimmermehr den Beweis für den sozialreformatorischen Beruf der katholischen Kirche erbringen . . . Wie kommt der Papst unter die Sozialreformatoren? Will er der großen konstantinischen Kaiserlüge, die vom Konzil von Nicäa an fortzeugend Unheil hat geboren, ein neues, modernisiertes Mäntelchen umtun? Ein vergebliches Bemühen, der Anfang vom Ende . . . Leo XIII. glaubt zu schieben, und er wird geschoben. Wohin? Wer weiß es und — wer sagt es?"[4])

Vielleicht könnte jemand in die Versuchung geraten, etwas derartiges auch von der Enzyklika *„Mater et magistra"* und von Papst Johannes XXIII. zu sagen. Glaubte auch er „zu schieben" und wurde geschoben? — Ja, man könnte auch in diesem Falle wohl fragen: „W o h i n ? W e r w e i ß e s u n d — w e r s a g t e s ?" —

Johannes XXIII. hatte im Jahre 1961 aber auch eine Friedensbotschaft erlassen, die den sowjetischen Regierungschef Chruschtschow veranlaßte, dem römischen Papst Glückwünsche zu seinem 80. Geburtstag zu übermitteln und bei dieser Gelegenheit dessen Bestreben für den Frieden zu wirken, zu begrüßen. Schon am nächsten Tage ließ der erfreute Papst Chruschtschow durch den italienischen Nuntius Grano Carlo eilfertig folgende Antwort erteilen: „Seine Heiligkeit, Papst Johannes XXIII., dankt für die Glückwünsche und bringt seinerseits dem ganzen russischen Volk herzliche Wünsche für die Vermehrung und Befestigung des Weltfriedens durch glückliches Einvernehmen menschlicher Brüderlich-

[4]) Maximilian Harden: „Apostata", 4. Aufl., Seiten 51, 55/6 und 57, Berlin 1892.

keit zum Ausdruck und richtet dafür heiße Gebete zum Himmel.“ Im November 1962 erklärte der Protokollchef des päpstlichen Staatssekretärs, Monsignore Cardinale: „Der Heilige Stuhl würde bereit sein, Beziehungen zur Sowjetunion aufzunehmen, falls diese es wünscht und sich verpflichtet, die Religion und die Kirche zu respektieren.“ Zum Jahreswechsel sandte Chruschtschow dann dem Papst ein Telegramm mit Neujahrsgrüßen, und Johannes XXIII. anwortete im Jahre 1963 mit einer Botschaft in lateinischer Sprache. Im März gleichen Jahres sandte Chruschtschow seinen Schwiegersohn Adschubej nach Rom, um die Meinung und Stimmung im Vatikan zu erkunden. Er wurde am 7. März 1963 vom Papst in einer Privataudienz empfangen und mit Geschenken für Chruschtschow verabschiedet.

Man könnte eine symbolische Andeutung, ja vielleich sogar eine schicksalsträchtige Vorbedeutung darin erblicken, daß der sich ausdrücklich als Atheist bezeichnende Adschubej mit seiner Frau Rada, geb. Chruschtschow, am Festtag des „heiligen“ Thomas von Aquin, des größten und angesehensten Lehrers der römischen Kirche, die Privatgemächer des römischen Papstes betrat.[5])

War dieser Tag für diesen Empfang besonders ausgewählt? — Sollte die Wahl gerade dieses Festtages des Thomas von Aquin ein Wink für Esoteriker sein? — Bekanntlich lehrte Thomas von Aquin nicht nur die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern er forderte und vertrat ein autoritäres Regime mit der Sklaverei bzw. Leibeigenschaft der arbeitenden Menschen als soziale, christlich begründete Einrichtung.

Dieser Empfang eines prominenten Kommunisten und angeblich überzeugten Atheisten durch den Papst rief natürlich allgemeines Aufsehen, ja Befremden hervor. Dieser Besuch Adschubejs sollte — so wurde gesagt — den Besuch des sowjetischen Regierungschefs vorbereiten. Adschubej hat auf diese Frage keine klare Antwort gegeben. Er erklärte jedoch, „der Vatikan ist ein Staat und

[5]) Es ist empfehlenswert sich dabei den Besuch des Zarewitsch Paul — dem späteren Zaren Paul I. — und dessen Gattin Maria Fedorowna im Vatikan im Jahre 1782 zu vergegenwärtigen. Die Parallele ist unverkennbar.

der Papst Johannes XXIII. hat in einer Reihe von Erklärungen Gedanken geäußert, die das sowjetische Volk interessieren. Warum sollte die Sowjetregierung der Möglichkeit, diplomatische Beziehungen anzuknüpfen, nicht wohlwollend gegenüberstehen? Es wären normale Beziehungen zwischen einem Staat und dem anderen.“ („Stuttgarter Zeitung“ vom 13. 3. 1963)

Nun, so ganz „normal“ kann man solche Beziehungen doch wohl kaum nennen. Denn — wie wir gesehen haben — hat Papst Pius XII. das russische Volk dem „unbefleckten Herzen der jungfräulichen Gottesmutter“ geweiht, welche den Alternativ-Komplex Bekehrung Rußlands zur römischen Kirche oder Krieg gegen Rußland aufgestellt hat und deren Forderungen sich ein Papst kaum entziehen kann. Der einst in Rußland wegen Zusammenarbeit mit den Deutschen inhaftierte ukrainische Metropolit von Lemberg, Erzbischof Slipyi, war zur Verbesserung des Klimas vor dem Besuch Adschubejs in Rom freigelassen worden. Er teilte auf dem Kongreß „Kirche in Not“ im August 1964 mit, Adschubej habe bei seiner Audienz im Vatikan dem Papst Johannes XIII. die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Moskau vorgeschlagen („Süddeutsche Zeitung“ vom 4. 8. 1964). Ein Zugeständnis, das Papst Leo XIII. erstrebte aber nicht erreichen konnte.

Nun, auch Bismarck hatte dem Vatikan im Jahre 1887 die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin vorgeschlagen. „Ich würde selbst einen päpstlichen Nuntius in Berlin gern sehen“, — sagte er am 27. Januar 1887 einmal. „Jetzt ist Windthorst (der Führer der katholischen Zentrumspartei) der Nuntius, der Vater der Lügen“, fuhr er fort. „Ein wirklicher Nuntius könnte nicht so lügen gegen uns. Er wäre ein kirchlicher Diplomat, der keine anderen Ziele als kirchliche hätte und sich bei der Regierung nicht um den Kredit bringen und unmöglich machen dürfte.“[6])

In diesem Sinne mag auch die Sowjet-Regierung ihren Vorschlag der Errichtung einer Nuntiatur in Moskau gemacht haben. Aber vielleicht meint man im Vatikan, mit der von Bismarck gekennzeichneten Methode Windthorsts auch in Moskau größeren Erfolg zu haben. — Der Besuch Adschubejs im Vatikan und die Möglichkeit

[6]) Moritz Busch: „Tagebuchblätter“, Leipzig 1899, 3. Band, S. 216.

eines Besuches des sowjetischen Regierungschefs Chruschtschow beim Papst löste nicht nur in katholischen Laienkreisen, sondern auch in vatikanischen Kreisen Befremden, ja teilweise sogar größten Unwillen aus. Daher scheint Johannes XXIII. einen solchen Schritt auch nicht gewagt zu haben, obgleich ihm an einer Verständigung mit dem Kreml so viel gelegen war. Bevor er eine solche Absicht verwirklichen konnte, starb er — vielleicht für manche antisowjetischen Fanatiker und Hetzkapläne „zur rechten Zeit".

Bereits im Jahre 1960 — als der Gedanke einer Kontaktaufnahme mit dem Kreml aufgetaucht sein mag, um die Verbindung mit der russisch-orthodoxen Kirche nach der Einberufung des Konzils zu erleichtern — hatte der Kardinal Ottaviani, der Sekretär des „Heiligen Offiz", der einst so berüchtigten und gefürchteten Inquisitionsbehörde, gegen einen solchen Plan Stellung genommen. Er sagte in einer Ansprache am 7. Januar 1960 in Santa Maggiore zu Rom unter anderem: „Darf darum ein Christ einem Schlächter von Christen gegenüber, demjenigen gegenüber, der, nicht zufrieden damit, Gott zu leugnen und zu beschimpfen, mit grausamer Herausforderung seine Diener und Söhne geißelt, darf ein Christ ihm zulächeln, schmeicheln? — Darf ein Christ sich für ein Bündnis mit den Hilfstruppen, den Bundesgenossen jener entscheiden, die das Heraufkommen eines solchen antichristlichen Regimes des Schreckens in den noch freien Ländern verfechten und vorbereiten? — Und darf man die Hand dem entgegenstrecken, der so etwas tut?" („Stuttgarter Zeitung" vom 9. 3. 1963)

Namen sind hier zwar noch nicht genannt, aber die Meinung war unverkennbar. Im März 1963 erklärte Ottaviani dann vor hohen italienischen Offizieren, man müsse gegenüber dem Osten heute wachsamer sein als früher. Daher verurteilte er mit scharfen Worten alle Versuche direkter oder indirekter Unterstützung des Kommunismus, die politisch und historisch verdammt werden müßten. Der Chefredakteur der katholischen Wochenzeitung „Rheinischer Merkur" schrieb sogar, „ein Papst, der den Schwiegersohn Chruschtschows in Privataudienz empfängt, hat sich von allem, was als vatikanische Politik bezeichnet werden könnte, entschlossen losgesagt". („Die Zeit" vom 22. 3. 1963)

Aber die Erhaltung und Festigung des Friedens war in der Zeit der wachsenden Spannungen ein Wunsch, der den Papst im Vatikan ebenso beseelte, wie den Machthaber im Kreml, mochten auch die Beweggründe beider noch so verschieden sein. Hatte Papst Pius XII. verkündet, die „Wünsche der jungfräulichen Gottesmutter" gipfelten in der „Bekehrung der Völker Rußlands" und dies sei die Bedingung eines Friedens, so hatten die Sowjets wirklichkeitsnähere Gründe, den Frieden zu erhalten. Erstrebte Pius XII. eine *„Pax Mariae"*, so wollten die Sowjets eine *„Pax atomica"*, damit die Menschheit vor der Vernichtung in einem dritten Weltkriege mit nuklearen Massenvernichtungsmitteln bewahrt würde. Dieses Ziel war zweifellos nützlicher als die Bekehrung der Völker Rußlands zur römisch-katholischen Kirche. War die Kriegsgefahr und die Gewaltanwendung erst einmal ausgeschlossen, war die auf den Völkern lastende Kriegsfurcht beseitigt, dann mochten sich die Christen aller Konfessionen mit den Atheisten, Bolschewisten und Kommunisten in den betreffenden Ländern ideologisch auseinandersetzen. Vor allem mußte die Kreuzzugspsychose — die durch das von Pius XII. wieder propagierte „Wunder von Fatima" geweckt worden war — verschwinden. Damals hatte ein Pater Pierre in Paris noch gerufen: „Wir dürfen die Lösung der Probleme nicht dem Bolschewismus überlassen, sondern müssen sie selbst auf christliche Weise lösen: entweder Frieden mit Christus oder Krieg mit der Atombombe!" („Freisoziale Presse" vom 24. 3. 1961)

Dies scheint Papst Johannes XXIII. eingesehen zu haben, als er nach dem Besuch Adschubejs die Enzyklika *„Pacem in terris"* im Jahre 1963 erließ. Darin vertrat der Papst die Meinung, daß das Atom zur Koexistenz zwinge. Denn wegen „der schrecklichen Zerstörungsgewalt der modernen Waffen" und „der Furcht vor dem Unheil grausamer Vernichtung der Menschheit" sei „der Krieg nicht das geeignete Mittel, um verletzte Rechte wieder herzustellen." — Er ist aber auch kein Mittel, den religiösen Glauben zu verbreiten oder zu erneuern, wo er verloren ging.

Diese Enzyklika wurde von den Kommunisten und der Sowjetregierung begrüßt. Denn bereits im Dezember 1962 hatte Chrusch-

tschow in einer Rede vor dem Obersten Sowjet geäußert: „Einige Dogmatiker sind auf trotzkistische Positionen abgeglitten und versuchen, die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder auf den Weg der Entfesselung eines Weltkrieges zu drängen. Vielleicht sind sie der Ansicht, daß man nur über einen Krieg, durch die Vernichtung von Millionen Menschen zum Kommunismus gelangen kann. Aber diese Tollheit kann doch nicht die Völker anderer Länder für die kommunistischen Parteien einnehmen. Mehr noch — sie kann Millionen und aber Millionen von der kommunistischen Bewegung abstoßen."

Genau dasselbe wäre von den christlichen „Kreuzzüglern" oder den sogenannten „kalten Kriegern" zu sagen, welche meinen, den Bolschewismus, dem „Wunsche der jungfräulichen Gottesmutter" entsprechend, — sei es nun vom Boden des Katholizismus oder des Nationalismus aus — militärisch überwinden zu können. Auch „diese Tollheit" kann die Menschen im „Westen" nicht für die christlichen Parteien einnehmen.

Jedenfalls kamen sich hier — wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus — die Meinungen des Vatikans und des Kreml entgegen. „Billig wäre es" — so schrieb „Die Zeit" vom 19. April 1963 über die Zustimmung der Kommunisten zu jener Enzyklika — „ihren Beifall allzu eilfertig als bösartige Propaganda abzutun. Dahinter steckt mehr: die Erkenntnis nämlich, daß der Krieg im thermo-nuklearen Zeitalter kein Mittel der Politik mehr sein kann." Daher — so erklärte der Papst in seiner Enzyklika — „kann der Fall eintreten, daß eine Annäherung oder eine Begegnung zur Erreichung eines praktischen Zieles, wie sie früher nicht für opportun oder fruchtbar gehalten wurde, jetzt in der Zukunft als opportun und fruchtbar betrachtet werden könnte."

Offenbar meinte der Papst die eingeleitete Annäherung zwischen Vatikan und Kreml. Aber die allgemeine Auffassung der Geistlichkeit war — wie dies ein hoher geistlicher Würdenträger dem Korrespondenten der schweizerischen Zeitung „Die Tat" (vom 19. 11. 1958) gleich nach der Wahl Johannes XXIII. zum Ausdruck brachte: „Erst wenn einmal der Sozialismus sich von dem atheistischen Marxismus loslöst, können katholische und sozialisti-

sche Bewegungen miteinander harmonieren." Da dies jedoch noch nicht geschehen war, und da sich Adschubej vor der Audienz beim Papst ostentativ als überzeugter Atheist ausgegeben hatte, war die von Johannes XXIII. angestrebte Politik gegenüber der Sowjetunion für seine Gegner in und außerhalb des Vatikans weder „opportun" noch „fruchtbar". Daher war es bezeichnend — so stellte „Die Zeit" fest — „daß diese Stelle in der offiziellen deutschen Fassung (der Enzyklika *„Pacem in terris")* — wie übrigens auch der Passus über den Krieg als untaugliches Werkzeug der Gerechtigkeit — bis zur Unverständlichkeit verwässert worden war. Warum eigentlich? Sollten die Deutschen solchen päpstlichen Pragmatismus nicht ertragen können?" — Vermutlich nicht. Vielleicht glauben die deutschen Katholiken noch immer an die ihnen von Pius XII. zugemutete „Erscheinung" der „jungfräulichen Gottesmutter", deren angeblichen „Wunsch", die Bekehrung der Völker Rußlands, sie zuvor erfüllt sehen wollten.

Johannes Scherr hat im Jahre 1880 gesagt, der Sozialismus sei international — was zweifellos richtig ist — und gemeint, „er hat das, wie noch manches andere, mit seinem Vater Kapitalismus gemein und ebenso mit dem Klerikalismus, welcher letztere ja nichts anderes ist als Sozialismus in der Kutte". — „Zwischen diesen drei Internationalen", — so fürchtete er — „dem schwarzen Klerikalismus, dem gelben Kapitalismus und dem roten Sozialismus wird dereinst der furchtbarste Krieg, welchen unsere arme alte Erde noch gesehen, ausbrechen und der Friedensschluß könnte vielleicht dieser sein, daß sich die drei streitenden Ismen in ihre gemeinsame höhere Einheit auflösen, in den J e s u i t i s m u s."[7]

Als Scherr dies schrieb, hatte der alte Generalfeldmarschall Moltke gelegentlich einer Militärvorlage im deutschen Reichstag gesagt, ein neuer, in Europa ausbrechender Krieg könne ein 7-, ja ein 30jähriger Krieg werden. Heute sehen manche Historiker den Krieg von 1914/18 und den von 1939/45 insofern zusammengehörig, als der zweite Weltkrieg gewissermaßen die Fortsetzung des ersten gewesen ist, so daß die dazwischen liegenden 20 Jahre nur als ein verlängerter Waffenstillstand anzusehen wären. Solche

[7] Johannes Scherr: „1870 - 1871", 2. Aufl., S. 40, Leipzig 1880.

Betrachtungsweise würde Moltkes politische Vorhersage von einem möglichen 30jährigen Krieg überraschend bestätigen.

Wir können demnach wünschen und hoffen, daß der von Scherr angekündigte „furchtbarste Krieg“ zwischen jenen „streitenden Ismen“ schon ausgefochten ist, — er war furchtbar genug — so daß sich deren Auflösung „in ihre gemeinsame höhere Einheit“ nunmehr in friedlicher Weise — zunächst einmal in der Koexistenz — vollziehen kann. Das ist um so wahrscheinlicher, weil ein noch furchtbarerer Krieg mit nuklearen Massenvernichtungsmitteln keinem der führenden Vertreter jener „drei Ismen“ irgenwelche Vorteile über den anderen bringen würde. Sie würden, selbst bei Überleben ihrer Prominenz auf abgelegenen Inseln etwa, keine überlebenden Gefolgschaften — seien diese nun gläubig oder ungläubig, theistisch oder atheistisch, kapitalistisch oder kommunistisch — verfügen.

Dadurch, daß sich — immer nach Scherrs Ausdrucksweise — „der rote Sozialismus“ des Karl Marx durch Lenin zum Bolschewismus fortentwickelte und für den „gelben Kapitalismus“ und den „schwarzen Klerikalismus“ gleich bedrohlich wurde, haben sich die beiden letzteren bereits zu einer Einheit verbunden, denn der Vatikan ist nicht nur eine geistige Macht, sondern die zweitgrößte Kapitalmacht der Erde. Demnach stehen sich jetzt nur noch zwei jener „Ismen“ gegenüber, die sich auch ohne Krieg in „ihre gemeinsame höhere Einheit, in den Jesuitismus auflösen“ könnten, wie Scherr dies voraussehend vermutete.

Das ist um so wahrscheinlicher, als der dem „schwarzen Klerikalismus“ und dem „gelben Kapitalismus“ untragbar geltende „Stalinismus“ durch Chruschtschow beseitigt worden ist, während [illegible]e Führer des „demokratischen Sozialismus“ im März des Jahres 19[illegible] zum Vatikan pilgerten, um sich theoretisch dem Papst [illegible] empfehlen und damit praktisch den einst geführten Kampf gegen den „schwarzen Klerikalismus“ einstellten.

Nach den Behauptungen des Monsignore Dr. Viktor Bede, eines Mitarbeiters des päpstlichen Blattes „*Osservatore Romano*“, in der ehemaligen katholischen Zeitung „Germania“ vom 6. August 1929 — er rühmte sich ein Duzfreund Lenins gewesen

zu sein — habe Lenin gelegentlich einer Diskussion zugegeben, es würden nach einem Jahrhundert nur noch zwei internationale ideologische Mächte geben, nämlich den „Sowjetismus“ und den „Katholizismus“. Lenin soll bei dieser Gelegenheit geäußert haben, das Christentum habe in der Form des römischen Papsttums die „größte moralische Umwandlung der Menschheit vollbracht“, indem es die allmächtige heidnische Gesellschaft „zur freiwilligen Entsagung“ ihres Wohllebens veranlaßte. Darum werde es auch den Sowjets gelingen, den „allmächtigen Kapitalismus und den individuellen Egoismus“ zu überwinden und auf diese Weise eine zweite „moralische Umwandlung der Menschheit“ vollbringen.

Es ist natürlich nicht nachzuprüfen, ob Lenin sich tatsächlich in diesem Sinne und in dieser Weise geäußert hat. Immerhin erinnert die Auffassung von einer Überwindung des Egoismus an die Ausführungen des Karl Marx in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern“ aus dem Jahre 1843 (siehe a.a.O. dieses Buches). Auch Papst Paul VI. sprach in seiner Verlautbarung zur Wiederkehr des Tages des Kriegsausbruches 1914 und 1939 im Jahre 1964 von der notwendigen Überwindung des Egoismus. Marx lehnte aber gerade deshalb das Christentum ab, weil er feststellen zu müssen glaubte, daß sich dieser Egoismus und alle anderen vom Kommunismus verurteilten Übelstände der bürgerlichen Gesellschaft „nur unter der Herrschaft des Christentums“ entwickeln konnten.

Dr. Bede dachte schon an eine Art von „Bündnis“ zwischen dem Kommunismus und „der größten moralischen Macht, dem Papsttum“. Er gebrauchte dabei — und das ist bezeichnend — den gleichen Ausdruck, den einst Papst Leo XIII. gebrauchte, als er dem Zaren die Unterstützung des Papsttums anbot. In diesem Sinne wird der Jesuit Friedrich Muckermann denn auch den Bolschewismus als die „Jugendbewegung neuer Menschheit“ aufgefaßt haben. Auch andere Jesuiten haben sich damals positiv zu einer künftigen Verbindung von Kommunismus und Katholizismus geäußert. Lenin scheint nach dem Gespräch mit dem Dr. Bede den Bolschewismus als eine Art Religion und dessen Organisation als eine Art Kirche aufgefaßt zu haben, welche die von der Papst-

kirche nicht durchgeführten kommunistischen Forderungen des Urchristentums und der Kirchenväter auf andere Weise erfüllen will.

Der Theologe Otto v. Huhn, der sich elf Jahre in der Sowjetunion aufgehalten hatte und einen sehr guten Einblick erhielt, erklärte — laut „Norddeutsche Zeitung" vom 5. Oktober 1956 — in einem Vortrag im Jahre 1956 vor Mitgliedern der deutschbaltischen Landsmannschaft in Lüneburg, der Bolschewismus sei eine Religion. Er habe sich alle Vorbilder des Christentums im weltlichen, das heißt, in seinem Sinne nutzbar gemacht. Angefangen von der Bilderverehrung bis zur Inquisition hätte der Bolschewismus alle christlichen Einrichtungen übernommen. Die Bücher von Marx und Engels würden dem „Alten-" und die von Lenin als „Erfüller" dem „Neuen Testament" entsprechen. Die Partei sei die „Kirche", der sich alles beuge. Beichte und Absolution finden ihren Ausdruck in Selbstkritik und Vergebung durch den Staat. Der Theologe meinte weiter, die Kirche habe durch den mißglückten Versuch, ein „Reich Gottes" auf Erden aufzubauen, dem Marxismus den Weg geebnet, ja man kann sagen: gewiesen. Man sage heute, das Christentum sei zu einem Wort geworden, das man in der bürgerlichen Welt nur zur Verbrämung des Daseins bei Hochzeiten, Taufen usw. verwende. Es könne sein,— so meinte der Theologe — daß sich auch die westliche Welt eines Tages gegen die Kirche wenden werde, wenn das Christentum weiter versuche, die Menschen auf einer kindlich-primitiven Stufe des Glaubens zu halten.

Alexis de Tocqueville hat im Jahre 1856 über die französische Revolution von 1789 geschrieben: „Die französische Revolution ist eine p o l i t i s c h e Revolution, die sich in der Weise einer r e l i g i ö s e n Revolution vollzogen und in mancher Hinsicht deren Charakter angenommen hat. Man achte auf die einzelnen und bezeichnenden Merkmale, die sie einer solchen ähnlich machen: sie hat nicht nur wie diese in die Ferne gewirkt, sondern hat sich auch durch Predigt und Propaganda verbreitet. Eine politische Revolution, die zur Bekehrung aufruft, die man mit ebensolcher Leidenschaft den Fremden predigt, wie man sie bei sich selbst vollzieht . . . Die französische Revolution ist bezüglich d i e s e r Welt

genau in der gleichen Weise verfahren, wie die religiösen Revolutionen im Hinblick auf die a n d e r e . . . Sie ist selbst zu einer Art neuer Religion geworden, zwar einer unvollkommenen Religion, ohne Gott, ohne Kult und ohne ein jenseitiges Leben . . ."

Diese Charakteristik der f r a n z ö s i s c h e n Revolution könnte man auch auf die r u s s i s c h e Revolution und den Kommunismus von heute anwenden. Damit wurden aber beide Revolutionen zu Gegnern der Kirchen und *infolgedessen der Religion überhaupt.*

Diese Gefahr haben die Kirchen sehr wohl erkannt. *Daher* bemüht man sich, den schwindenden Glauben mit allen nur möglichen metaphysischen, sozialen und ethischen Deutungen zu beleben und den primitiven biblischen Text symbolisch zu interpretieren. Auch das Konzil beschäftigte sich mit der notwendig gewordenen Überprüfung der katholischen Lehren, Dogmen und Rituale. Den „religiösen Charakter des Bolschewismus" hatten aber die Jesuiten schon längst entdeckt, während manche katholische Kirchenlehrer, zumal der so gefeierte Thomas von Aquin und nach ihm die Jesuiten, das autoritäre Regime eines Staates — vorausgesetzt, daß es ihren Wünschen und Zielen entsprach — stets erstrebt und gefördert haben. Der fanatische spanische Katholik Ernesto Gimenez Caballero behauptete im Jahre 1939 in einem Aufsatz der falangistischen Zeitung *„Unidad"*, Lenin weise sehr viele Berührungspunkte mit Ignatius von Loyola auf, und die UdSSR sei eine Nachahmung des Jesuitenstaates des 17. Jahrhunderts in Paraguay. Das ist in gewisser Hinsicht zweifellos richtig. Lugones hat von jenem jesuitischen Staatswesen geschrieben: „Der Kommunismus war dort streng. Vom 5. Lebensjahr an gehörte das Kind der Allgemeinheit und wurde der Aufsicht von besonderen Alkalden unterstellt . . . Es bestand kein geschriebenes Gesetz, die Jesuiten verhängten Strafen nach ihrer Willkür. Auch bei der Eheschließung der Bekehrten verfuhren sie tyrannisch, jede Unabhängigkeit ertötend, wie denn überhaupt in ihren Händen eine solche Allgewalt lag, w i e k e i n e R e g i e r u n g d e r W e l t s i e s i c h d a m a l s a n g e m a ß t h a t." Aber — so schreibt Lugones weiter— „das jesuitische System des Kommunismus hatte, im Gegensatz zum modernen Kommunismus, den Mangel, daß den

einzelnen jeder ökonomische Fortschritt verwehrt blieb: allen gemeinsam war nur das Elend . . . Die Jesuiten legten ihrer Organisation die des eigenen Ordens zugrunde, gegründet auf die drei Prinzipien: Kommunismus, absolute Autorität und Verzicht auf die eigene Persönlichkeit. Aber was für kleine Betriebe gilt, gilt nicht für Völker".[8])

Was Lugones hier dem jesuitischen Kommunismus und ihrer staatlichen autoritären Regierungsform nachsagt, wirft man heute im sogenannten „Westen" — *mutatis mutandis* — dem Bolschewismus vor. Boehmer-Romundt schreibt nach dem Bericht des Paters Anton Sepp über den Jesuitenstaat in Paraguay: „Wir haben es sichtlich mit kommunistischen Gemeinden zu tun. Aber freilich, dieser Staat ist ein Unikum in seiner Art: ein christlicher Staat, in dem die Religion alles, die Arbeit wie die Erholung — selbst den Tanz — weiht und durchdringt, und zugleich eine streng kommunistische Gemeinschaft."[9])

Diese Form eines „christlichen Staates, in dem die Religion alles, die Arbeit wie die Erholung, selbst den Tanz weiht und durchdringt", ist heute — wenigstens der Tendenz nach — in den Staaten zu beobachten, in denen die Regierungen von „christlichdemokratischen" Parteien gebildet sind, die wiederum von der Kirche gelenkt werden. Somit fehlt in diesen Staaten nur noch die Bildung einer „streng kommunistischen Gemeinschaft", um den einstigen Jesuitenstaat von Paraguay — selbstverständlich unter Berücksichtigung der veränderten technischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Verhältnisse und Zustände — der Tendenz nach neu erstehen zu lassen. Würde also die Sowjetunion, bzw. die KPdSU, den bisher vertretenen und propagierten Atheismus aufgeben, — wie es ja die Sozialdemokratische Partei bereits getan hat — so „können katholische und sozialistische Bewegungen miteinander harmonieren", wie ein hoher geistlicher Würdenträger dem Korrespondenten der „Tat" im Jahre 1958 erklärte.

Es ist also durchaus verständlich, wenn der Jesuitenpater Professor Nell-Breuning in einem Vortrag vor dem Rhein-Ruhr-Club am 9. Mai 1957 in Düsseldorf sagte: „Wir können einiges von den Bolschewisten lernen; in Mitteldeutschland (in der Sowjetzone) ist vom Bolschewismus eine Menge zerschlagen worden, was zweifellos der Erhaltung nicht wert gewesen ist." Was bei diesen Worten als *reservatio mentalis* unausgespochen blieb, kann man nur vermuten.

Einem oberflächlichen oder unwissenden Beobachter könnte es ungereimt und widerspruchsvoll erscheinen, daß sich manche Jesuiten für eine Aufnahme von Beziehungen zur UdSSR einsetzen. Man muß dabei berücksichtigen, was „Die Zeit" vom 1. Mai 1964 über die verschiedenartige Wirksamkeit der Jesuiten sagte: Wenn man nämlich wissen möchte, was sie sind und wollen — richtiger, womit sie beauftragt sind — „so bieten sich nämlich gleich drei dar: Rahner, Brockmöller und Leppich. Wenn ich meinem Giraffologen (Gewährsmann) glauben darf, sind sie so verschieden von einander wie Löwe, Kaninchen und Wespe". Das soll vermutlich heißen: jeder hat nach seinen Fähigkeiten einen besonderen Auftrag auszuführen, der dem Ziel des Ordens dienen soll, das „herrlich wie am ersten Tag" besteht und verfolgt wird. Die Jesuiten — so schrieb Heinrich Heine — „mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den älteren Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O! der schwächlichen Zwerge, die da wähnen, sie würden die Schwierigkeiten besiegen, woran sogar jene schwarzen Riesen gescheitert".[10]) Indessen — warum sollte der Jesuitenorden nicht die Auffassung des Amerikaners George Kenan — einer der besten Kenner der östlichen Verhältnisse — teilen, der sagt: Es sind die größten Antikommunisten unter den westlichen Politikern, die am meisten dazu beitragen, die Kommunisten zusammenzuschweißen. Wenn in der Einheit wirklich Stärke liegt, dann können die kommunistischen Führer für eine westliche Politik nur dankbar sein, die den Wert des Polyzentrismus ignoriert. Die Jesuiten könnten also sehr wohl erkannt haben, daß sie durch die von ihnen betriebene Verständigungs-Politik den kommunistischen Block der östlichen

---

[8]) Lugones: „El Imperio Jesuitico, Ensayo historico", Buenos Aires 1904, p. 234, 238, 297—316; Übers. bei Hoensbroech: „Der Jesuitenorden", Bern 1926, 1. Band, Seiten 774—76.

[9]) H. Boehmer-Romundt: „Die Jesuiten". Leipzig 1904, S. 111 und 113.

[10]) Heinrich Heine, sämtliche Werke, Hamburg 1867, 6. Band, S. 169.

Länder spalten und nach dem alten Satz *„Divide et impera“* — teile und herrsche — dort Einfluß gewinnen und schließlich auch in Rußland Eingang finden könnten, wie sie es in den vergangenen Jahrhunderten schon so oft erreicht hatten. Denn — das hatte der Katholik R. Baumstark schon im vorigen Jahrhundert erkannt — „der Jesuitismus vermag sich nicht zu erheben über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Herrschaft, des äußerlichen Zwanges“.[11])

Dieses Streben nach „weltlicher Macht“, dieses jahrhundertealte Verlangen nach „der politischen Herrschaft“ veranlaßte die Jesuiten sogar im Jahre 1959 — also bald nach der Inthronisierung des Papstes Johannes XXIII. — durch eine aufsehenerregende Bibelexegese den bekannten Satz Math. 16,18 für fragwürdig zu erklären. Dieser Satz lautet nach der lateinischen Vulgata: *„Tu es Petrus hanc petram aedificabo Ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum“* (Du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches geben).

Dieser Satz ist seit über einem Jahrtausend eine Hauptstütze für den Primat des Papstes, so daß diese Worte in goldenen Lettern um die Kuppel der Peterskirche zu Rom herumgeführt, angebracht worden waren. Seit fast 100 Jahren weiß man in den Kreisen nichtkatholischer Theologen, — heute auch in denen katholischer — daß es sich bei diesem und dem folgenden Satz des „Neuen Testamentes“ nach Matthäus um eine Fälschung oder doch mindestens und gelinde gesagt, um eine Interpolation handelt. Dennoch verursachten solche Deutungen und Anzweifelungen jenes Satzes durch

---

[11]) R. Baumstark: „Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken“, 2. Aufl., S. 88 ff., Straßburg 1885.

Rolf Hochhut — der Verfasser des bekannten Schauspiels „Der Stellvertreter“ — schrieb in seinem „Offenen Antwortbrief an Ladislav Mnacko“ („Die Zeit“ vom 16. Oktober 1964): „Sollte einst der Welt diese Vereinigung von Christen und Kommunisten zustoßen — ich sage das, weil heute so leichtfertig von Einheit geredet wird —, so wird es wieder eine böse Zeit sein, in der es den Freien schlecht ergeht, wie noch stets, wenn eine Weltanschauung oder Religion die politische Macht ungeteilt hinter sich wußte. Man sehe sich jetzt den Katholizismus in Spanien an oder den Kommunismus in China.“ — Natürlich wissen die römischen Herren, daß nur in Ein-Parteien-Staaten ihre Hoffnung sich erfüllen kann.“

jesuitische Bibelexegeten eine ungeheure Aufregung im Vatikan. „Die Welt“ vom 27. März 1961 berichtete darüber aus Rom:

„Das kirchliche Rom steht seit einiger Zeit im Banne einer neuen heftigen Auseinandersetzung zwischen den traditionalistischen und den progressistischen Kräften im Vatikan. Dem Einflußkampf, der mit einer bisher unbekannten Schärfe geführt wird, kommt im Hinblick auf das bevorstehende ökumenische Konzil der Katholischen Kirche eine besondere Bedeutung zu.

Als disputierende Parteien stehen sich — der Öffentlichkeit sichtbar — zwei Jesuitenpatres des Päpstlichen Bibelinstituts und das Institut selbst sowie ein Studienadjutor der Studienkongregation gegenüber . . .

Welches Ausmaß der Streit angenommen hat, zeigt am besten die Tatsache, daß die Jesuiten des Bibelinstituts in einer von der Gegenseite veröffentlichten Schmähschrift als Gegner der Tradition und des kirchlichen Lehramts, als Feinde des katholischen Glaubens, als Verführer des jungen Klerus, als bösartige Heuchler in der Maske der Frömmigkeit und als Schar von Termiten, die im Dunkeln unermüdlich die Fundamente der Kirchenlehre unterhöhlen, bezeichnet worden sind.“

Auf einer Sitzung der *„Propaganda Fide“* griff der Theologe Antonio Romeo die Jesuiten derartig scharf an, daß diese den Saal empört verließen. „Die Presse“ (Wien) vom 26. März 1961 berichtete über diesen Streit:

„Nicht weniger aggressiv ist, was er (Antonio Romeo) in der Zeitschrift der Lateran-Universität *‚Divinitas‘* gegen (den Jesuiten) Alonso-Schoekel und das Bibelinstitut schrieb: Es klang, gegen die Jesuiten gerichtet, fast wie ein Vorwurf der Häresie. In früheren Jahrhunderten hätten Alonso-Schoekel und die anderen (Jesuiten) riskiert, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden . . . Der Rektor der Lateran-Universität, Piolanti, habe die betreffende Nummer der Zeitschrift *‚Divinitas‘* triumphierend mit der Hand geschwungen und dabei ausgerufen: *‚Abbiamo vinto sopra i Gesuiti!‘* — ‚Wir haben über die Jesuiten gesiegt!‘ Alonso-Schoekel verlangte eine Gegendarstellung, aber das Verlangen wurde abge-

lehnt. Die Jesuiten drohten, eine Verleumdungsklage bei einem kirchlichen Gericht einzureichen."

Aber jetzt griff der Vatikan — vermutlich der Papst — ein, damit dieser ominöse Streit nicht noch weiter in der Öffentlichkeit behandelt würde. Papst Johannes XXIII. versäumte denn auch nicht in der Enzyklika *„Aeterna Dei Sapientia"* auf die Einheit der Kirche und den Primats-Anspruch des Papstes als „oberster und unfehlbarer Lehrer" hinzuweisen. „Wenn noch irgendwo innerhalb der nichtrömischen Christenheit die Hoffnung bestanden haben sollte, daß die römisch-katholische Kirche am Ende doch einer weniger zentralistischen Form der Einheit zustimmen könnte, so hat der Papst mit dieser jüngsten Enzyklika ein nicht zu überhörendes Nein gesprochen. Im Interesse einer gegenseitigen Verständigung ist diese harte Klarheit sicherlich zu begrüßen — mag sie auch vielleicht die letzten noch vorhandenen Illusionen von einer Bereitschaft Roms zum Entgegenkommen zerstören." („Die Welt" vom 11. 12. 1961)

Jedenfalls sah man hier, daß die Jesuiten besondere Pläne verfolgen, denn bei der straffen Organisation und der strengen Disziplin des Jesuitenordens sind Einzelaktionen der Ordensangehörigen unmöglich. Diese Pläne erstrecken sich aber nicht nur auf die Bibelexegese, sondern auch auf das politische Gebiet.

In dem Buch des Polen Tadeusz Breza werden die Meinungen und Auffassungen übermittelt, welche in vatikanischen Kreisen zu dem Problem einer Koexistenz mit dem Kommunismus und implizite naturgemäß mit der Sowjetunion erörtert wurden. [12])

Es bleibe hier unerörtert, wie weit diesen Darstellungen historischer Wert zugesprochen werden kann. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" vom 2. April 1963 hielt das Buch jedenfalls für wichtig genug, um ihm eine lange und anerkennende Besprechung zu widmen. Bezeichnend ist es, daß die Meinungen des Jesuitenpaters Leiber, einem engsten Mitarbeiter des Papstes Pius XII., in diesem Buche wiedergegeben werden. Das genannte Blatt schrieb in der Besprechung: „Er (Pater Leiber) gehört nicht zu den Optimisten, die an einen bevorstehenden Zusammenbruch des Kommunismus glauben. Für das Schlimmste hält er nicht die bisweilen grausame Heftigkeit, mit der der Kommunismus Kirche und Religion bekämpft, denn er glaube, daß sich dieser Kampf legen werde, vielmehr daß im kommunistischen System nach der Periode des Kampfes die Kirche völlig auf ein Nebengleis abgeschoben werde, das in keiner Verbindung mit dem Hauptgleis stehen werde. Im kommunistischen Staat der Zukunft werde sich das religiöse Leben zum übrigen menschlichen Leben ungefähr so verhalten, wie der Traum zur Wirklichkeit. Pater Leiber sei der Meinung, daß die Kirche der kommunistischen Ordnung in den von ihr ergriffenen Ländern beitreten müsse, bevor die Religion ganz aus ihr hinausgedrängt sei. Aber das solle nicht heute (zur Zeit Pius XII.) geschehen, denn in einem Moment des starken Druckes könne der Prozeß des Beitritts der Kirche für sie mit einer Niederlage enden."

[12]) Tadeusz Breza: „Das eherne Tor. Römische Aufzeichnungen", Übers. Luchterhand-Verlag, Neuwied 1962.

Freilich, es handelt sich hier nicht um unmittelbare Äußerungen dieses prominenten Jesuiten, sondern um Mitteilungen, die dem Polen durch einen Mittelsmann überliefert wurden. Wenn man aber das spätere Verhalten der Jesuiten in der Frage der Koexistenz zum Kommunismus — und darüber hinaus zum Kreml — verfolgt, so ist eine gewisse Übereinstimmung mit jenen Auffassungen des Paters Leiber und den Handlungen mancher Jesuiten unverkennbar.

Während des Konzils erfolgte ein neuer Angriff des Jesuiten Ricardo Lombardi. Er forderte unter anderem von dem Konzil die Einsetzung eines „weltlichen Senats" der Kirche und die Änderung der Papstwahl. Der „Senat" sollte nach diesen Forderungen Lombardis aus Laienvertretern aller Völker der Erde zusammengesetzt werden, um die „großen irdischen Probleme der Menschheit im geistlichen Lichte des Christentums" zu lösen. Das bedeutete aber in gewisser Hinsicht eine Einschränkung der kurialen Macht des Vatikans. Daher griff der Jesuit denn auch diese Kurie, die — wie Bismarck einmal sagte — „im Vatikan regiert", scharf an. Er behauptete, die vatikanische Bürokratie leide unter „Elephantiasis, Karrieresucht und Überheblichkeit". Er meinte — wie der Berichterstatter der „Welt" schrieb — „es sei notwendig, eine Regelung

zu treffen, die eine breitere Auswahl und notfalls die Degradierung unwürdiger und unfähiger Kurienmitglieder, ja sogar ihre Versetzung an die ‚Peripherie der Kirche' ermögliche". („Die Welt" vom 18. 1. 1962, Nr. 15. Seite 3)

In seinem heute zurückgezogenem Buch „Das Konzil" — für eine Reform der Barmherzigkeit — stellt der Jesuit die Frage, „sollte man nicht daran gehen, einen gewissen Pomp zu reduzieren, der in den Augen des Publikums manchmal die katholische Autorität umgibt?" Man sieht, wie die Jesuiten die Publikumsmeinung genau kennen. Denn tatsächlich kann man es oft — auch von Katholiken — hören, daß dieser Pomp heute unverständlich ist, ja teilweise sogar lächerlich, theatralisch und abgeschmackt empfunden wird. Daher sagte der Jesuit Oskar Simmel, laut „Süddeutscher Zeitung" vom 13. Juli 1964, in einer Diskussion im Arbeitskreis der CSU, „der Klerus müsse sich zwangsläufig zurückziehen, die Stellungnahme der Kirche zu den politischen Problemen könne nur im ständigen Hinhören auf die Welt gewonnen werden, nicht aus einem fertigen System von Lehrsätzen also. Daraus resultiert auch, daß die christlichen Parteien nicht mehr so ausschließlich die Gesprächspartner sein können". In diesen Worten erkannte man die Folgen der Verhandlung der SPD mit dem Papst im März 1964.

Auf dem 80. deutschen Katholikentag 1964 erklärte der Jesuitenpater und Konzilskommentator Mario v. Galli, „heute werde offen darüber gesprochen, daß die Kirche Fehler gemacht habe, ja, daß sie sogar eine sündige Kirche sei. Früher habe man dieses allenfalls heimlich gewußt, aber nicht offen gesagt." („Süddeutsche Zeitung vom 7. 9. 1964)

Zu dieser öffentlichen Selbstkritik — die an jene Selbstkritik der Sowjets erinnert — wurde die „sündige Kirche" aber nur durch die unablässige Aufklärung ihrer Gegner gezwungen. Während man aber alle diese Fehler und Sünden „heimlich gewußt" hat, stritt man sie mit frommer Dreistigkeit ab und diffamierte die Aufklärer! *Pro pudor!*

Der Vatikan konnte aber zu jenen Angriffen des Jesuiten Lombardi ebensowenig schweigen wie zu denen auf die Bibel. Die italienische Presse beschäftigte sich mit dem Buch Lombardis, und

man vermutete, dessen Kritik und Vorschläge wären auf die Insinuation des Papstes Johannes XXIII. zurückzuführen. In einem Leitartikel des päpstlichen Blattes *„Osservatore Romano"* wurde das Buch des Jesuiten scharf zurückgewiesen. Man warf Lombardi vor, seine Forderungen seien vielleicht auf eigennützige Motive zurückzuführen. Diese Vermutung könnte insofern richtig sein, wenn man diese Motive dem Jesuitenorden als ganzes, religiös-politisches und selbständiges Machtgebilde unterstellt. Auch auf dem ersten vatikanischen Konzil des Jahres 1869 strebten die Jesuiten danach, den Einfluß auf den Papst Pius IX. zu gewinnen. Der Kardinal Hohenlohe berichtete darüber am 15. September 1869 an seinen Bruder und kennzeichnete die jesuitische Taktik dabei. Er schrieb: „Von den Jesuiten wird jetzt (1869) wieder die große Komödie aufgeführt, wonach sie vor dem Publikum in zwei Parteien geteilt sind, aber *au fond* sind sie eins und werden von einem Zentrum (dem Jesuitengeneral) regiert. Es existieren also vor dem Publikum zwei Parteien unter den Jesuiten . . . Die Patres wissen, daß sie Pius IX. nur dadurch festhalten können, daß er in die Enge getrieben wird und sich zu ihnen flüchten muß."[13])

Auch Johannes Scherr hat darauf hingewiesen, daß das Papsttum „nur ein Werkzeug in den Händen des Ordens sein sollte und gewöhnlich auch war". Ebenso machte er auf die kaum vorstellbare Wandlungsfähigkeit und die mannigfaltigen Wirkungs- und Arbeitsgebiete der Jesuiten aufmerksam. „Der Jesuit" — so schrieb er — „war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Beichtiger, Arzt. Jurist, Missionar, Krankenpfleger, Kaufmann, je nach den Umständen und dem Gutbefinden seiner Oberen, aber — allzeit blieb er Jesuit . . . Mit Politikern sprach er wie ein Politiker, mit Gelehrten als ein Gelehrter, mit Soldaten wie ein Soldat, mit Bauern als ein Bauer . . . Er vermochte abwechselnd als Zelot oder Freigeist, als Kuppler oder Moralist, als hingebend aufopfernd oder tödlich hassend, als Teufel oder Engel sich aufzuspielen — alles ‚zur größeren Ehre Gottes', das heißt, zur

[13]) „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst", Herausg. von Friedr. Curtius, 1. Band, S. 394 f., Stuttgart 1906/07.

Förderung des Endzieles der Compagnie" — der „Gesellschaft Jesu".[14])

Daher ist es eben für einen nicht- oder nur ungenügend unterrichteten Beobachter so ungemein schwierig, die versteckten Einflüsse der Jesuiten auf den verschiedensten Gebieten zu erkennen und zu verfolgen. Auf einen ganz besonderen Umstand hat der protestantische Theologe und Kirchenhistoriker Friedrich Nippold zum Beginn des ersten vatikanischen Konzils im Jahre 1869 hingewiesen. Nippold beschäftigte sich mit den Auffassungen des damals sehr einflußreichen evangelischen Theologen Hengstenberg, der grundsätzlich erklärt hatte, „daß die evangelische Kirche dem Jesuitenorden näher stehen müsse als dem Rationalismus" — dem heute etwa der „Atheismus" oder Kommunismus entsprechen dürfte. Dazu schrieb Nippold: „Die deutsche evangelische Kirche steht, kleine Kreise ausgenommen, den jesuitischen Angriffen gegenüber ohnmächtig da, weil ihr nicht bloß die Waffen genommen und die Hände gebunden sind, sondern weil ein großer Teil ihrer Führer sich ihrem erbittersten Feinde verkauft hat. Für uns selbst bleibt daher nur die Aufgabe noch übrig, kraft unserer Berufspflicht als Kirchenhistoriker vor unserem deutsch-evangelischen Volke es laut auszusprechen: die heutige Modetheologie, welche sich hinterrücks die Herrschaft über die evangelische Kirche erschlichen, verrät diese Kirche."[15])

---

[14]) Johannes Scherr: „Letzte Gänge", Einl. zu dem Abschnitt „Jesuiten und Freimaurer", 2. Aufl., Seiten XII, XIV, XVI, Berlin 1887.
Außerdem wirken die sogenannten „Affiliierten" des Jesuitenordens völlig unerkennbar, da sie ihre lockere Zugehörigkeit zu dem Orden und ihre Wirksamkeit für dessen Ziele weder zugeben, noch zugeben dürfen. Der französische Staatsmann, der Herzog von Saint Simon, schrieb über diese Affiliierten: „Stets haben die Jesuiten unter den Laien, die zu ihrer Gesellschaft gehören, Leute aus allen Berufen. Die Tatsache ist gewiß . . . Diese Aggreierten legen die gleichen Gelübbde ab wie die Jesuiten, soweit ihr Stand das gestattet, das heißt das Gelöbnis unbedingten Gehorsams dem Ordensgeneral und den Ordensoberen gegenüber. Die Gelübbde der Armut und Keuschheit sollen sie ersetzen durch die Dienste und den Schutz, den sie der Gesellschaft (Jesu) leisten, besonders aber durch grenzenlose Unterwürfigkeit den Oberen und dem Beichtvater gegenüber . . . Die Politik kommt dabei auf ihre Rechnung durch die sichere Hilfe dieser heimlichen Bundesgenossen." (Louis de Saint-Simon: „Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon", Paris 1873, t. 12, p. 164.)

[15]) Friedrich Nippold: „Welche Wege führen nach Rom?", Heidelberg 1869, S. 446; Eckart Warner (C. R. Schramm): „Briefe moderner Dunkelmänner", Leipzig 1883, Seite 169.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob — oder wie weit diese Vorwürfe des bekannten Kirchenhistorikers heute noch durch gewisse Erscheinungen gerechtfertigt sein könnten. Man hat aber in diesem bemerkenswerten Fall ein Beispiel indirekter jesuitischer Beeinflussung evangelischer Kirchenkreise vor sich. Die Erinnerung an solche Beeinflussung der evangelischen Kirche vom ersten vatikanischen Konzil könnte indessen angesichts gewisser Vorgänge beim zweiten vatikanischen Konzil nicht ganz wertlos sein!

Erinnert man sich nun jener Mitteilungen des Kardinals Hohenlohe während des ersten vatikanischen Konzils über das Verhalten der Jesuiten, so könnte man sehr wohl vermuten, daß die Jesuiten heute, bei ihrer überraschenden Anzweiflung der für den Primat des Papsttums so entscheidenden aber interpolierten biblischen Sätze (Matth. 16,18 ff.) und anderer Äußerungen, wiederum „vor dem Publikum in zwei Parteien geteilt aber *au fond* eins sind und von einem Zentrum regiert werden", wie der Kardinal schrieb. Denn das größte, ja das entscheidende und unüberwindliche Hindernis auf dem Wege der Zusammenführung der Ost- und Westkirche bildet seit Jahrhunderten der römische Anspruch auf den Primat des Papstes. In diesem Sinne hatte sich nicht nur der Patriarch von Moskau, sondern auch der anglikanische Erzbischof von Canterbury ausgesprochen. Sollte nun die jesuitische Bibelexegese diesen Anspruch auf den Primat auflockern, wie Papst Johannes XXIII. dem Konzil überhaupt einen „freigeistigen" Anstrich zu geben suchte? — „Die Antwort auf die Frage nach den Leistungen des Konzils" — so schrieb der Berichterstatter des „Münchener Merkur" vom 1./2. Dezember 1962 aus Rom — „läßt sich so zusammenfassen: es hat die Freiheit der vatikanischen Auseinandersetzungen in einem Maße gezeigt, das alle Beobachter der nichtkatholischen Kirchen überraschte." Aber auch hier trat der Kardinal Ottaviani mit seiner Gruppe als scharfer Gegner aller Reformen und der „Polyzentristen" auf.

Noch kurz vor dem Beginn der letzten Session des Konzils hat Kardinal Ottaviani — als Vorsitzender und Leiter des „Heiligen Offiz", der Inquisitionsbehörde — erklärt, „die Dekrete, mit denen das Heilige Offiz den Katholiken die Mitgliedschaft bei

Parteien verbietet, die vom atheistischen Materialismus inspiriert sind, sind weiterhin in Kraft". Das bedeutet, Katholiken, welche diesen Dekreten zuwiderhandeln, werden exkommuniziert.

Weiter erklärte Ottaviani, man dürfe nie vergessen, daß die Kommunisten von Prinzipien ausgehen, die den Lehren der katholischen Kirche genau entgegengesetzt sind; ein Dialog ende immer mit einer heftigen Kritik der Kommunisten gegen wirkliche oder angebliche Irrtümer des Gesprächspartners. („Süddeutsche Zeitung" vom 6. 8. 1965)

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, die auf dem Konzil behandelten Themen, Fragen und Vorschläge zu untersuchen und zu erläutern. Es sollten nur die Gegensätze angedeutet werden, die — soweit sie der Öffentlichkeit bekannt wurden — zeigen, wie richtig die eingangs gemachte Feststellung war: der Weg, den Johannes XXIII. einschlug, war nicht leicht. „Wir stellen Uns vor", — soll er gesagt haben — „was Unsere Vorgänger tun würden; dann tun Wir das Gegenteil."

Nun, auch der unglückliche Papst Adrian VI. (1522—1523) hatte versucht, das Gegenteil zu tun, was seine Vorgänger getan hatten. Er unternahm es, die römische Kirche im Sinne der Reformation zu erneuern, um die eintretende Kirchenspaltung zu verhindern. Man beklagte seinen Tod und Marin Sanuto schrieb von ihm: „er war ein guter Papst, und wünschte den Frieden". Diesen Frieden wünschte Johannes XXIII. zweifellos auch, wie alle verantwortungsbewußten, nicht von militärischen Wahnideen besessenen oder in Kreuzzugs-Psychosen verstrickten Politiker und Menschen. Sehr richtig wurde — laut „Süddeutscher Zeitung" vom 2. September 1964 — am 1. September 1964 in München bei einer gewerkschaftlichen Kundgebung für den Frieden gesagt: „Wer als Staatsmann oder Politiker mit der Möglichkeit des Krieges zur Lösung irgendwelcher Schwierigkeiten spielt, verdient nicht die Bezeichnung Staatsmann, ob er nun Erzbischof oder Ministerpräsident ist." Oder — das hätte der Sprecher hinzufügen können — ob er Papst ist!

Religiöse Schwierigkeiten — politische Möglichkeiten

Die auf dem Konzil in Erscheinung tretenden Gegensätze zwischen den Traditionalisten und Progressivisten, sowie die Versuche des Papstes Johannes XXIII. mit der Sowjet-Union zu einem Übereinkommen oder doch zu einem *modus vivendi* zu gelangen, haben das Erscheinen eines merkwürdigen Buches hervorgerufen. Es handelt sich um das bereits in mehrere Sprachen übersetzte, ursprünglich italienisch geschriebene Buch: „Verschwörung gegen die Kirche", als dessen Autor ein gewisser Maurice Pinay zeichnete, das aber angeblich „von einer Gruppe von Idealisten, die strenggläubige Katholiken sind", verfaßt worden ist, wie es in der Ankündigung heißt. Es erschien in deutscher Übersetzung im Jahre 1963 in Madrid unter dem Titel „Verschwörung gegen die Kirche".

In der Einführung zur italienischen Ausgabe heißt es in deutscher Übersetzung:

„Gegen die Kirche ist die schändlichste Verschwörung im Gange. Ihre Feinde sind dabei, die geheiligten Traditionen zu zerstören und so gewagte und böswillige Reformen einzuführen, wie die von Kalvin, Zwingli und anderen großen Irrlehrern es gewesen sind . . . All dies Unfaßbare möchte man auf dem kommenden Vatikankonzil in die Tat umsetzen. Wir haben Beweise dafür, daß alles im geheimen Einvernehmen mit den hohen Mächten des Kommunismus, der Weltfreimaurerei und der sie lenkenden geheimen Macht geplant wird." (Seite XI)

Weiter heißt es im Vorwort zur österreichischen Ausgabe dieses Buches:

„Man hofft, daß eine in Übereinstimmung mit dem Kreml ausgearbeitete, sorgfältige Propaganda den Widerstand, der die heilige Kirche Verteidigenden zu Gunsten der Errichtung eines friedlichen Zusammenlebens mit dem atheistischen Kommunismus aufweichen wird. Man möchte die Abwehrkräfte der Kirche und der freien Welt schwächen, wobei man mit der Unterstützung des roten

Diktators rechnen kann, der die seit vielen Jahren eingekerkerten Prälaten freilassen, Glückwunschschreiben an seine Heiligkeit den Papst richten und weitere Zeichen offensichtlicher Freundschaft der Kirche gegenüber dartun würde. Dies alles, um die von den Komplizen des Kreml, welche im hohen Klerus Unterschlupf gefunden haben, verfochtenen Argumente zugunsten einer Aufhebung der Exkommunikationsbulle zu bekräftigen und einen Pakt des Heiligen Stuhles mit dem Kommunismus zuwege zu bringen.

Im Bündnis mit gewissen Helfershelfern, die sich in den höchsten Sphären des Vatikans eingenistet haben, plant man sogar, in Moskau diplomatische Beziehungen zwischen der Heiligen Kirche und dem atheistischen wie materialistischen Sowjetstaat unter dem Vorwand aufzunehmen, daß dadurch eine Milderung der religiösen Verfolgung in Rußland herbeigeführt werden könnte.

In Wirklichkeit ist es das Ziel des Kremls und seiner Agenten aus den Reihen der kirchlichen Hierarchie, die Katholiken sowie die heroische Geistlichkeit, die in Europa und der übrigen Welt gegen den Kommunismus kämpfen, zu demoralisieren, indem sie den Eindruck vermitteln wollen, daß dieser ja gar nicht so schlimm sei, nachdem sich der Heilige Stuhl entschlossen habe, die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion und anderen kommunistischen Staaten aufzunehmen." (Seite XXI)

Und schließlich wird behauptet:

„Aber die Frechheit des Kommunismus, der Freimaurerei und der Juden geht so weit, daß sie schon davon sprechen, die nächste Papstwahl unter ihre Kontrolle zu bringen, mit der Absicht, einen ihrer Helfershelfer im ehrwürdigen Kardinalskollegium auf den Thron des heiligen Petrus zu setzen. Darum beabsichtigen sie mit Hilfe des Einflusses, den sie im Vatikan zu haben behaupten, auf Seine Heiligkeit den Papst (Johannes XXIII.), dessen Gesundheit äußerst angegriffen ist, einen Druck auszuüben, um ihn zu veranlassen, eine große Anzahl neuer Kardinäle zu ernennen, selbst wenn diese die vorgeschlagene Höchstzahl überschreiten sollten. Auf diese Weise will man die erforderliche Zahl zusammenbekommen, die die Wahl eines Pontifex sicherstellen soll, welcher die

Heilige Kirche in einen Satelliten im Dienste des Kommunismus, der Freimaurerei und der ‚Synagoge des Satans' verwandelt." (Seite XXII)

Die Ernennung der hier genannten überzähligen Kardinäle erfolgte nun tatsächlich. Wir lassen es hier unerörtert und ununtersucht, ob und wie weit alle diese und noch aggressivere Angriffe gegen die Freimaurerei und die „Synagoge des Satans", ein Begriff, unter dem die Verfasser die Juden verstehen, oder die in jenem Buch — es umfaßt 743 Seiten — aufgestellten Behauptungen und Berichte der Traditionalisten den Tatsachen entsprechen.

Nun hatten zwar die Jesuiten im Jahre 1875 in ihrer Zeitung „*Civilta cattolica*" behauptet, die Freimaurer beabsichtigten, durch eine entsprechende Einflußnahme beim Konklave einen Kardinal, der insgeheim Freimaurer sei, zum Papst wählen zu lassen. Heute wird nun aber in jenem Buche behauptet, die Freimaurer hätten Vertrauensleute im Jesuitenorden. Da aber gleichzeitig gegen die Juden polemisiert wird, wird der Jesuiten-Kardinal Bea wegen seiner Judenfreundlichkeit angegriffen.

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" Nr. 240 vom 15. Oktober 1964 berichtete über „Schmähschriften gegen Bea" und über jene Machenschaften mit antisemitischen Schriften auf dem Konzil. Das Blatt schrieb:

„Eines dieser antisemitischen Machwerke trägt die Überschrift: ‚Die jüdische freimaurerische Aktion auf dem Konzil'. Als Verfasser ist ‚eine Gruppe von Priestern aus dem Ordens- und Weltklerus' angegeben. Zwei von ihnen sollen in der Konzilsaula zugegen sein. Aber alle Verfassernamen werden verschwiegen. ‚Der wesentliche Punkt der neuen Grenze, die man der katholischen Kirche in klarem Widerspruch zu der genannten Lehre und Tradition von neunzehn Jahrhunderten auferlegen möchte', heißt es in dem siebzehn Druckseiten langen Pamphlet in einer nur allzu vertrauten Sprache wörtlich, ‚ist ohne Zweifel gegeben durch die freundschaftliche Öffnung gegenüber dem freimaurerischen und kommunistischen Judaismus, dem Todfeind des Christentums von seiner Geburt bis in unsere Tage. Die Juden, die zu hohen Ämtern in der Hierarchie der katholischen Kirche gelangt sind, haben

Johannes XXIII. auf Grund eines trügerischen Projekts überzeugt, der Bildung eines Sekretariats für die Einheit der Christen zuzustimmen, das ihnen als Sprungbrett gedient hat, um jede Art der Propaganda zu treiben zugunsten der Juden, der ewigen Antichristen. Diese erwähnten Juden sind der Kardinal Augustin Bea und die Monsignori John Österreicher und Gregory Baum zusammen mit dem Bischof Walter Kempe (gemeint ist Kampe) aus Westdeutschland, alle aus dem Lande Luthers, und Sergio Mendez Arceo aus Mexiko. Der unmittelbare Kontakt zwischen den jüdischen Logen und dem Kardinal Bea wurde hergestellt durch die konvertierten Juden und jetzigen katholischen Priester Österreicher und Baum. Als sich dann auf dem Konzil eine Strömung abzeichnete, die das jüdisch-freimaurerische Manöver bloßstellte, griff der Präsident des *B'nai B'rith,* Nahum Goldmann, der Präsident des jüdischen Weltkongresses, persönlich ein."

Soweit jene Zeitung. Man erkennt mühelos, daß die dort genannten Schriften von den gleichen Verfassern herrühren, welche das Buch „Verschwörung gegen die Kirche" herausgaben, aus dem wir zitierten. Wir treten hier — wie gesagt — weder in eine Untersuchung jener Behauptungen ein, noch wollen wir dazu Stellung nehmen. Dies ist Sache der Angegriffenen. Jedenfalls erinnern diese antijüdischen und antifreimaurerischen Behauptungen an solche aus den vorigen Jahrhunderten, die wir bei unserer historischen Übersicht berücksichtigt haben. Diese Auffassungen im Vatikan sind also nicht neu, sie sind nur in Anbetracht der heutigen Lage modifiziert.

Es ist nun aber in diesem Zusammenhang erwähnenswert, was der französische Schriftsteller Roger Peyrefitte in seinem profreimaurerischen Buch *„Les Fils de la Lumière"* (Deutsche Übersetzung: „Die Söhne des Lichts", Karlsruhe 1962) über das Verhältnis zwischen Vatikan und Freimaurerei gesagt hat. Allerdings hat der berühmte französische Autor seine Darstellungen über die heutige Freimaurerei in der Form eines Romans überliefert. Sie waren aber so aufsehenerregend, das der Journalist Alain Guichard von der Zeitung *„Le Monde"* den Verfasser dazu befragt hat. Dieser erklärte unter anderem:

„Von dem Vorhandensein des berühmten Geheimschreibens, das seit 1738 in den Archiven des Vatikans vergraben war, erhielt ich Kenntnis dank einer Quelle, die keinen Zweifel an ihrer Authentizität zuläßt. Das Geheimschreiben enthält, wie Sie wissen, die wahren Gründe für die Verdammung der Freimaurer durch Papst Clemens XII. und zielt nebenbei auch auf die Juden, die durch die Logen die Christen ‚teilen' wollten. Dieses Geheimschreiben wird hiermit zum erstenmal veröffentlicht" (in dem Buche „Die Söhne des Lichts").

Der Unterredner fragte weiter:

„Ihre wichtigste Entdeckung hat mit Monsignore Roncalli zu tun, der dem Gesandten des Malteser Ordens in Paris, Baron Marsaudon, empfahl, Freimaurer zu bleiben und der, als er Papst Johannes XXIII. wurde, ihn in geheimer Audienz empfing, ihm den Segen erteilte, zugleich für alle seine Brüder. Ist auch dieser Bericht authentisch?"

Peyrefitte entgegnete:

„Die hohe Persönlichkeit, von der ich vorhin sprach, hat mir nicht nur gestattet, von dieser vertraulichen Mitteilung Gebrauch zu machen, sie hat mich nur deswegen ermächtigt, weil sie es von einem nahen Mitarbeiter Seiner Heiligkeit Johannes XXIII. erfahren hatte.

Die Annäherung zwischen katholischer Kirche und Freimaurerei, deren Beginn man zu ahnen vermag, kann von einem Papst, der die Ökumene zum Ziel hat, nicht vernachlässigt werden. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur daran zu denken, daß die Kirche von England wenigstens einen ihrer Prälaten, Monsignore Fisher, Erzbischof von Canterbury, aufweist, der hoher Würdenträger in der Freimaurerei ist, und daß der Patriarch von Konstantinopel, Athanagor, die höchste Persönlichkeit der orthodoxen Kirche, ebenfalls Freimaurer ist."

Man sieht, wie hier von profreimauererischer Seite die Annäherung von Freimaurerei und katholischer Kirche gesehen wird. Diese unter dem Pontifikat Johannes XXIII. erkennbare Tendenz, wird die Traditionalisten zur Verteilung ihrer antifreimaurerischen Schriften auf dem Konzil und zur Herausgabe des Buches „Ver-

schwörung gegen die Kirche“ veranlaßt haben. Man sieht jedenfalls — und darum haben wir darauf hingewiesen —, wie die Gegensätze zwischen Freimaurerei und katholischer Kirche immer wieder seit Begründung der Freimaurerei bald in dieser, bald in jener Form, bald heftiger, bald diplomatischer ausgetragen werden und somit eine wichtige Rolle in der Kirchen- und Kulturgeschichte spielen.

Papst Johannes XXIII. starb unerwartet im Jahre 1963. Sein Nachfolger wurde als Papst Paul VI. der Kardinal Montini, dem man einst das Epitheton „Erzbischof der Arbeiter“ verliehen hatte und der einst bei Papst Pius XII. in hoher Gunst stand. Der neue Papst hatte nämlich einmal gesagt: „Die Religion ist nicht die Verbündete jenes Kapitalismus, der das Volk unterdrückt; die ersten, die sich von der Religion lösten, waren im vergangenen Jahrhundert nicht die Arbeiter, sondern die großen Chefs der Unternehmen, die großen Wirtschaftskapitäne.“

Nun, man könnte bei diesen Worten — wie so oft bei päpstlichen Verlautbarungen — an den Einwurf des mißtrauischen Hauptmanns in Schillers „Wallenstein“ denken, der meinte, „es klingt ganz gut, das Wort klingt immer gut von dorten her“. — Freilich, es wurden von „dorten“ schon seit Jahrhunderten gut klingende Worte *urbi et orbi* verkündet. Es handelt sich indessen gar nicht darum, wer sich im vergangenen Jahrhundert zuerst von der Religion gelöst hat, es handelt sich vielmehr darum, daß die Religion zu keiner Zeit die Herrschbegierden der Herrschenden — von Einzelerscheinungen abgesehen — zu zügeln vermochte, nicht einmal die Herrschsucht der Päpste und Kardinäle. „Keine Religion“ — schrieb Heinrich Heine schon im Jahre 1828 — „ist mehr imstande, die Lüste der kleinen Erdenbeherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechts von Stockjobbern und bevorrechtigten Lakaien und vor dem Übermute des Reichtums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire.“ [1])

[1]) Heinrich Heine, sämtliche Werke, Hamburg 1867, 13. Band, S. 274.

Wenn nun einmal irgendwo und irgendwann eine Besserung derartiger Verhälnisse eintrat, — sie sind heute keineswegs allgemein und global überwunden — so verdankten die Unterdrückten es nicht etwa der Religion bzw. dem Gepredige der Kirche, sondern den Bestrebungen und Kämpfen der revolutionären oder der sozialen Demokratie. Das muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, und das gilt sowohl für die Ost- wie für die Westkirche. So wenig sich die Ostkirche für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland eingesetzt hat, so wenig hat sich die Westkirche für die Aufhebung der Sklaverei eingesetzt. Nicht nur im Altertum haben die Begründer der Kirche die Sklaverei anerkannt, sondern christliche Priester haben die Negersklaverei in den Kolonien und den USA bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verteidigt und gebilligt. Sie beriefen sich dabei unter anderem auf ein abgeschmacktes hebräisches Märchen der Bibel, nämlich die Verfluchung Hams durch Noah (1. Mos. 9,22—26). Und die Aufhebung der Leibeigenschaft in Deutschland verdanken die Bauern nicht der Kirche, sondern dem Freiherrn vom Stein! — einem revolutionär gesonnenen Manne und Gegner der Jesuiten.

Papst Paul VI. erklärte zunächst, er werde den Weg seines Vorgängers fortsetzen. Er empfing indessen keinen Besuch aus dem Osten, sondern begab sich vor dem Erlaß seiner ersten Enzyklika nach Palästina, um in Jerusalem mit dem griechisch-orthodoxen Patriarchen Athenagoras zu beraten und bußfertig mit der jüdischen Priesterschaft Verbindung aufzunehmen.

Voltaire hat einmal gesagt, „der Platonismus ist der Vater des Christentums, die jüdische Religion seine Mutter“. Es war also ganz natürlich, daß Papst Paul VI. auf den Gedanken kam, die mütterliche Heimat des Christentums aufzusuchen, zumal die Mutter zu ganz neuem Glanz, Ehre und Ruhm gekommen ist. Außerdem — so stellte der Kirchenhistoriker Karl v. Hase fest — „ist es richtig was Döllinger gesagt, wenn auch anders gemeint: ‚Der Stuhl Mosis ward zum Stuhle Petri und nach Rom gerückt‘, nämlich jüdische Gesetzlichkeit.“ [2])

[2]) Karl v. Hase: „Handbuch der protestantischen Polemik“, 6. Aufl., S. 149, Leipzig 1894;
Ignaz Döllinger: „Christentum und Kirche“, Regensburg 1860, S. 30.

Wer demnach auf dem „Stuhle Petri" saß, wäre — vom jüdischen Standpunkt aus gesehen — nur Usurpator oder ein Statthalter und Wahrer „jüdischer Gesetzlichkeit".

Jedenfalls stand dieser Besuch des Papstes in Jerusalem in einem auffallenden Gegensatz zu dem antijüdischen Verhalten der katholischen Kirche im Mittelalter und zu den grausigen Verfolgungen der Juden durch die von den Päpsten gebilligte Inquisition in Spanien. Dieses widerspruchsvolle Verhalten der Kirche hatte Scherr zu den zornig-ironischen Worten veranlaßt: „Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte gegen die Judenschaft." [3])

Aber — so meinte Scherr — „der Positivismus der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind". Daher ist es auch nicht erstaunlich, daß in dem bereits genannten, im Jahre 1963 zum Konzil erschienenen traditionalistischen Buche „Verschwörung gegen die Kirche" das Inquisitionsgericht gegen die Juden als ein „Hilfsmittel des Himmels" gepriesen wird, dessen „Notwendigkeit und Nützlichkeit jedoch später durch eine Jahrhunderte dauernde Verleumdungskampagne herabgesetzt" worden sei! (a.a.O. Seite 530)

Schon der Hausprälat des Papstes Leo XIII., Felix Cadene, hatte die Inquisition in der *„Revue Romaine"* (Romae 1895, Januarheft p. 30/32) gerechtfertigt, gepriesen und gelangte in seiner Begeisterung zu dem pathetischen Ausruf: „O, ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen!"

Um so mehr und im Hinblick auf die dem Konzil vorgelegten Beschlüsse in der Judenfrage hatte der Papst Veranlassung, den Vertretern der „Mutter des Christentums" zu sagen: *„Mater peccavi"*.

Diese Reise des Papstes Paul VI. wurde darum denn auch propagandistisch besonders ausgewertet und überschwenglich feierlich geschildert. Neue Erwartungen für eine Vereinigung der Ost- und Westkirchen wurden geweckt. Sie wurden aber durch die Stellungnahme des Patriarchen Alexius von Moskau — dem Oberhaupt

[3]) Johannes Scherr: „Dämonen", Leipzig 1871, S. 160;
Henry Ch. Lea: „Geschichte der spanischen Inquisition", Leipzig 1911.

der russisch-orthodoxen Kirche — bald gedämpft. Alexius erklärte nämlich, es könne sich bei diesem Treffen des Papstes mit dem Patriarchen Athenagoras nur um einen Versuch Paul VI. gehandelt haben, mit der orthodoxen Kirche ins Gespräch zu kommen. Der Moskauer Patriarch betonte ausdrücklich, daß dieses Treffen in Jerusalem keine Bedeutung für alle orthodoxen Kirchen habe. Das sollte vermutlich heißen, daß sich die russisch-orthodoxe Kirche — deren Patriarch selbständig ist — nicht an solchem Gespräch beteiligen würde. Jedenfalls wurde dieses Angebot des Papstes von den Ostkirchen zurückhaltend aufgenommen. Ja, einer ihrer Beobachter des vatikanischen Konzils stellte fest, daß „das umstrittene Prinzip des Gehorsams gegenüber dem römischen Stuhl als Zentrum der organischen Einheit der Kirche" vom Vatikan zur Zeit stillschweigend übergangen werde. Dieses Prinzip — der Primat des Papstes — sei aber von den orthodoxen Kirchen aus gesehen, „das grundlegende Hindernis für ein Gespräch mit Rom".

Wir zeigten, daß der Primat des Papstes seit Jahrhunderten alle Versuche, die Ost- und Westkirche zu einigen, unmöglich machte. Und dieser Primat sollte — wie wir sahen — auf dem biblischen Satz nach Matthäus 16,18 beruhen, der interpoliert ist und heute selbst von jesuitischen Bibelexegeten für unhaltbar erklärt wurde. Der einstige Schüler der Jesuiten und ihr späterer Gegner, Franz Maria Arouet, genannt Voltaire, hatte diesen Satz schon verurteilt. Er hatte gesagt: „Alle päpstlichen Anmaßungen haben zum Vorwand ein elendes Wortspiel, einen gemeinen Doppelsinn, einen Witz, den man Gott in den Mund legt, und für den man einem Schüler die Rute geben würde: du bist Petrus, das heißt, dein Name ist Fels und auf diesem Felsen will ich meine Gemeinde bauen." (Matth. 16,18) [4])

Kein Bibelforscher — sei er nun Theologe, Philologe oder Historiker — wird es heute noch wagen, die Echtheit dieser Bibelstelle zu behaupten, falls er Wert darauf legt, wissenschaftlich ernst genommen zu werden. Daher sind ja selbst die Jesuiten davon abgerückt. Dennoch will man den Primat des Papstes aufrecht erhalten, obgleich Petrus niemals in Rom gewesen ist. Schon Fer-

[4]) David Friedr. Strauß: „Voltaire", 4. Aufl., S. 271, Bonn 1877.

dinand Gregorovius schrieb in seinem umfangreichen Werk „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter": „Die Geschichte weiß nichts von einer Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom, aber die Tradition oder Legende erzählt (davon)."[5]) Aber — wenn „die Tradition aufhörte, verlöre die Kirche und alles Christentum seine Existenz" zitierte Papst Paul VI. in seiner Botschaft an den 80. deutschen Katholikentag 1964. Auf so schwankendem Boden steht der Primat des Papstes!

Zur Zeit der Zarenherrschaft suchte der Vatikan seinen Einfluß in Rußland durch eine Verständigung mit den weltlichen Machthabern auszudehnen, um dann mittels der zugestandenen Rechte dort missionieren und auf solche Weise die russisch-orthodoxe Kirche verdrängen zu können. Nach der russischen Revolution von 1917 und dem Siege der Bolschewiki glaubte man vermutlich den Worten Dostojewskijs vertrauen zu dürfen, der in seinem bekannten Roman „Die Brüder Karamasoff" gesagt hatte: „Der ungläubige Volksaufwiegler wird bei uns in Rußland nichts ausrichten, mag er selbst von Herzen aufrichtig und an Geist genial sein. Das Volk wird auch dem Atheisten entgegentreten und ihn bekämpfen, und es wird das eine, rechte gläubige Rußland erstehen." Das war zwar sehr romantisch, sollte aber nicht bedeuten, daß dieses „rechte gläubige Rußland" als ein römisch-katholisches Rußland erstehen würde, wie man es sich im Vatikan vorgestellt hatte, als der Bolschewismus — nach den Worten des Paters Bauer — eine „religiöse Sendung" zu erfüllen hatte, indem er die orthodoxen Geistlichen verschwinden ließ.

Jetzt suchte der Vatikan sich mit der russisch-orthodoxen Kirche zu verständigen, um mit dieser den atheistischen Kommunismus in der Sowjet-Union zu bekämpfen, um auf diese Weise politischen Einfluß zu gewinnen. Aber das durch das Konzil erstrebte „Gespräch" mit den östlichen Kirchen war nicht erfolgreich. Der Weihbischof Kampe meinte schon im Jahre 1963, es werde dies „ein hartes Gespräch" sein. Denn — so sagte er weiter — „die katholische Kirche werde dem Kommunismus eine Antwort geben

[5]) Ferdinand Gregorovius: „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter"; Stuttgart 1859, 1. Band, S. 81.

müssen. Ein Ausweichen sei nicht länger möglich". *Aber dieses* „Gespräch" „erstrecke sich nicht allein auf die ‚getrennten Brüder' (das heißt auf die orthodoxen Christen), sondern auf alle Menschen guten Willens, die sich ja auch bei den Heiden, *ja bei den* Atheisten finden" („Münchener Merkur" vom *22. 4. 1963). Das* sollte vermutlich heißen: auf alle Menschen, die den „guten Willen" haben, sich der Romkirche zu unterwerfen.

Ein Jahr später, am 10. April 1964 erklärte der Kardinal Döpfner — eine prominente Gestalt des Konzils — in München, die Christen seien zu arglos gegenüber den Kommunisten. Er sagte: „Wir hören schon seit langer Zeit von verschiedenartigen Bestrebungen kommunistischer Regierungen und Länder, Kontakte zur Kirche zu suchen oder auch nach außen freundliche Gesten zu setzen. Auf der anderen Seite begegnen uns harte Tatsachen, besonders in der Sowjetunion, die zeigen, daß der Kommunismus in ungeminderter, ja zum Teil verschärfter Kraft, seinen Kampf gegen die Religion weiterführt." („Süddeutsche Zeitung" vom 11./12. 3. 1964)

Zweifellos wurde hier auf den Besuch Adschubejs im Vatikan angespielt. Der Kardinal berief sich bei seinen Ausführungen unter anderem auch auf eine Verlautbarung des Moskauer Agitpropchef Leonid Iljitschow, nach der neue Maßnahmen getroffen werden sollten, um die Religionsvorstellungen zu beseitigen.

In der dann im August gleichen Jahres erlassenen Enzyklika „*Ecclesia suam*" verurteilte Papst Paul VI. das System des atheistischen Kommunismus als die „schlimmste Erscheinung unserer Zeit". Diese Verurteilung war bedeutend härter als die seines Vorgängers und entsprach den Äußerungen des Papstes Pius XII. Damit war der Kampf wieder in dessem Sinne aufgenommen. Denn — so meinte Paul VI. — dem Vordringen des Kommunismus müsse entgegengetreten werden, er zerstöre jedes soziale System an der Wurzel. Solche Verlautbarungen waren deutlich genug, um zu erkennen, daß der Vatikan erneut eine Stellung gegen die Regierungen der Ostblockstaaten — zumal gegen den Kreml — bezogen hat, wenn auch die übliche Vieldeutigkeit enzyklischer Ausdrucksweise manches verschleierte.

Auf religösem Gebiet wurde eine Zusammenarbeit mit den monotheistischen Religionen, dem Judentum und dem Islam angekündigt, was wohl als eine Frucht der Reise des Papstes nach Jerusalem zu werten ist. Aber — so betonte der Papst — „Wir können Uns nicht zu einem Indifferentismus bekennen, der alle Religionen auf ihre Art für gleichwertig hält", sondern müssen „Unserer Überzeugung Ausdruck verleihen, daß es nur eine wahre Religion gibt — und das ist die christliche." Die *reservatio mentalis* dazu war zweifellos: die römisch-katholische Form dieser christlichen Religion. Ob man diese Form nun, wie einst — für „alleinseligmachend" erklärt oder sie verblümt und verschleiert als die „eine wahre" bezeichnet, ist unwesentlich. Auch die Einbeziehung der Atheisten in das Gespräch mit der Kirche, das der Papst für möglich erklärte, dürfte nur als loyale Arabeske der Enzyklika zu bewerten und praktisch bedeutungslos sein.

Dagegen ist die Aufrechterhaltung und Betonung des Primats des Papstes entscheidend für die Beziehungen zwischen Vatikan und Kreml. Paul VI. bedauert zwar, daß der Primat als ein Hindernis für die erstrebte Vereinigung der Ost- und Westkirchen angesehen wird. Er behauptet aber, es handele sich bei dem Primat um den „Primat der Ehre und Jurisdiktion, den Christus dem Apostel Petrus übertragen hat, und den Wir von ihm übernommen haben". Aus diesem Grunde könne der Primat nicht aufgegeben werden, obgleich diese Übertragung auf einer interpolierten Stelle der Bibel beruht, eine Tatsache, die heute sogar den Jesuiten bekannt ist.

Alle Erklärungen der Enzyklika *„Ecclesia suam"* sind zwar nach der bekannten Weisung des Jesuitengenerals Aquavia *„suaviter in modo"* (milde in der Form) abgefaßt, aber sie erfüllen keineswegs den zweiten Teil jener Weisung *„fortiter in re"* (stark in der Sache). Sie verraten eine gewisse Resignation, Beklemmung und Schwäche. Das mag der Grund dafür gewesen sein, daß Azio de Franciscis seinen Bericht über das erste Pontifikatsjahr Pauls VI. überschrieb: „Ein Hamlet auf Petris Stuhl?" („Die Zeit" vom 26. 6. 1964)

Der russische Patriarch Alexius erklärte, bei dem Festhalten des

Papstes am Primat sei an eine Anerkennung der Romkirche bzw. an eine Vereinigung überhaupt nicht zu denken. Die übrigen, im Weltkirchenrat zusammengeschlossenen nichtkatholischen Kirchenvertreter ließen erklären: „Aus der Enzyklika gehe eindeutig hervor, daß der Primat des Papstes sowohl auf den Glauben als auch auf die Struktur der Kirche das Schlüsselproblem der Beziehungen zwischen den katholischen und anderen christlichen Kirchen bleibe. Die Enzyklika *Ecclesia suam* zeige keinen bedeutsamen Fortschritt in Richtung auf eine Union der katholischen Kirche mit anderen Konfessionen."

Auf dem 80. Katholikentag des Jahres 1964 wurde beklagt, daß die „Erneuerungsbewegung" und „Wandlung" der katholischen Kirche in evangelischen Kreisen „höchst skeptisch" aufgenommen werde oder „als bloße Taktik ausgelegt, der nicht zu trauen sei". („Süddeutsche Zeitung vom 4. 9. 1964)

Dieses Mißtrauen besteht in den Kreisen der russisch-orthodoxen Kirche natürlich erst recht. Da der Vatikan aber außerdem den Kommunismus, die Ideologie der russichen Regierung bekämpft, ist eine Verständigung mit dieser Kirche zunächst aussichtslos. Aber ganz abgesehen davon zeigen die reichen geschichtlichen Erfahrungen, daß solche „Wandlungen" und Zusagen der Romkirche schon oft nach der Meinung des Jesuiten Lamormaini behandelt wurden, der in einem Brief vom 8. April 1625 schrieb: „Sind die Katholischen nicht anher große Narren und Gecken gewesen, daß sie ihre Zusagen den Lutherischen und Calvinisten gehalten haben?" [6])

Die durch den Besuch Adschubejs im Vatikan und den Grußwechsel zwischen Papst Johannes XXIII. und dem sowjetischen Regierungschef Chruschtschow im Jahre 1963 angebahnte Annäherung von Vatikan und Kreml wurde also im Jahre 1964 wieder einmal unterbrochen, wie sie auch zur Zeit der Zarenherrschaft oft angebahnt und unterbrochen wurde. Das schließt — wie unser historischer Rückblick zeigt — keineswegs aus, daß die beiden ideologischen Machtkomplexe bei einer, für den einen oder

[6]) Friedr. Koldewey: „Die Jesuiten und das Herzogtum Braunschweig", Braunschweig 1889, Seite 19.

anderen Teil ungünstig werdenden politischen Konstellation, erneut nach einer Verständigung suchen, ja vielleicht sogar eine Interessengemeinschaft bilden könnten.

Nachdem im März 1964 eine Abordnung der Sozialdemokraten der deutschen Bundesrepublik — nicht etwa nur ein einzelner Vertreter, was schon oft geschah — offiziell nach Rom pilgerte, um mit Papst Paul VI. zu konferieren, erwartet man vielleicht im Vatikan, daß eines Tages auch eine sowjetische Abordnung dort erscheint. Zumal, nachdem die italienischen Kommunisten ihren bisher geführten Kampf gegen den Klerikalismus aufgeben und sich der Kirche wieder anschließen wollen. Ob sich die Sozialdemokraten nun aus überschätzten wahltaktischen Gründen zu dieser aufsehenerregenden prokatholischen Demonstration entschlossen, ob die von Bismarck im Jahre 1885 ausgesprochene Vermutung, „die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokraten sein", richtig war, oder wie diese Wandlung sonst noch begründet und erklärt werden mag, sicher wird der Vatikan diesen Schritt als einen entscheidenden politischen Sieg über den demokratischen Sozialismus betrachten und dementsprechend auswerten. Man könnte indessen den Sozialdemokraten heute sagen, was der bayerische Minister Pfretschner im Jahre 1871 dem alten Wilhelm I. sagte, als er sich von dem Kaiser verabschiedete: „Täuschen Euer Majestät sich nicht, die päpstliche Macht wird in den ersten Jahren sehr sachte auftreten, aber der Hintergedanke ist doch, die Szene von Canossa zu wiederholen." [7])

Wenn sich nun die Sozialdemokraten entschlossen haben, diesen Canossa-Gang anzutreten, um sich dem Vatikan als bündnisfähig und regierungswürdig zu empfehlen, so könnten die Sowjets vielleicht auch einmal auf den Gedanken kommen, ihre politischen Verlegenheiten und Schwierigkeiten auf diesem Wege zu beseitigen, wie dies die Zaren Iwan IV. und Peter I. bereits so erfolgreich getan hatten. Und „sobald sich die Aussicht, Rußland mit der römischen Kirche vereinigen zu können eröffnete, verließ den

[7]) Brief Wilhelms I. an Augusta vom 27. Juni 1871. „Die Vorgeschichte des Kulturkampfes", Quellenveröffentlichung aus dem Deutschen Zentralarchiv, 2. Aufl., S. 104, Berlin 1957.

betreffenden Papst noch jedesmal alle Vernunft", stellte Pantenius (a.a.O. Seite 48) fest. Auf diese Weise wird der Vatikan kaum den ihm so gefährlichen Atheismus — den primitiven wie den fundierten — beseitigen, geschweige denn widerlegen können. Aber er wird im Falle des Erscheinens eines sowjetischen Regierungschefs im Vatikan — wer es und wann es auch sein mag — stolz verkünden: *„Laudabiliter se subiecit"* (er hat sich löblich unterworfen) und dies bei den Gläubigen jener Gebiete propagandistisch auswerten.

Im September 1964 schloß die kommunistische Regierung Ungarns bereits einen Vertrag mit dem Vatikan, mit dem der Kirche erneut gewisse Rechte zugestanden wurden. Ob aus diesem Vertrag dem Staat irgendwelche Vorteile erwachsen werden, ist jedenfalls fraglich. Bezeichnend war indessen der sich sofort bemerkbar machende Widerstand der ungarischen KP gegen diese Annäherung an Rom. Das ideologische Organ der ungarischen KP *„Partelet"* (Parteileben) sprach von „geplanten und offenen Angriffen reaktionärer Kreise des Vatikans gegen die sozialistischen Länder". Man drohte: „Wenn die Fanatiker des Vatikans damit fortfahren, die Spannungen zu verschärfen, werden sie bald feststellen, daß vor allem die katholische Kirche dafür zu zahlen haben wird." Es wurde erklärt, das Ziel der konservativen Konzilsväter sei es, die Politik des Frontalangriffs auf den Kommunismus und seine Ideologie neu zu beleben. Die Modernisten im Vatikan seien allerdings überzeugt, daß diese Methode des aggressiven Antikommunismus falsch sei — wie der Amerikaner Kennan auch. Jetzt versuche man im Vatikan, die antikommunistischen Ziele mit einer flexibleren Politik zu erreichen. Auf diese Weise unterschieden sich die beiden Gruppen in der Tendenz und in ihren Zielen zwar nicht, nur in ihren Methoden. („Süddeutsche Zeitung" vom 24. 9. 1964)

Während Papst Johannes XXIII. versuchte, durch die Annäherung an den derzeitigen sowjetischen Regierungschef Chruschtschow die sich dem Vatikan gegenüber ablehnend verhaltende russisch-orthodoxe Kirche auf diesem politischen Wege zu einer Union mit der römisch-katholischen Kirche zu

bewegen, suchte der Vatikan im Jahre 1964 diesen für ungangbar gehaltenen Weg zu vermeiden und solche Union durch Entgegenkommen auf kirchlichem Gebiet zu erreichen.

Der Jesuitenpater und Kurienkardinal Bea überbrachte zunächst dem griechisch-orthodoxen Erzbischof von Athen das dort so hoch verehrte und schmerzlich entbehrte „Haupt des heiligen Andreas", das einst vor etwa 500 Jahren zur Rettung vor den einfallenden Türken nach Rom gebracht worden war.

Nun, nach den Ermittlungen der Zeitschrift „Das freie Wort" (7. Band, Seite 35) befanden sich im Reliquienschatz der katholischen Kirche sechs Köpfe dieses „heiligen Andreas", so daß immer noch fünf Köpfe dieses sonderbaren „Heiligen" zur Verfügung stehen, um von den fromm-gläubigen Katholiken angebetet zu werden.[8])

Außer dieser den Vatikan nicht belastenden, für aufgeklärte Menschen lächerlichen Geste beschloß das Konzil jedoch, die Ehen zwischen Angehörigen der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche nicht nur zu gestatten, sondern eine solche Eheschließung sogar dann anzuerkennen, wenn sie durch einen orthodoxen Priester nach orthodoxem Ritual vollzogen wurde. Wir erinnern uns, welche Schwierigkeiten die Jesuiten zu überwinden hatten, als sie diese Genehmigung bei dem Papst Paul V. für die Polin Marina bei deren Eheschließung mit dem falschen Demetrius hinsichtlich der Katholisierung Rußlands erreichen wollten. Papst Paul VI. hat also aus der Geschichte gelernt!

Jedenfalls erkennt man hier das andersartige Vorgehen des Vatikans im Jahre 1964, das dadurch gekennzeichnet ist, zunächst und unter allen Umständen eine verständnisvolle Zusammenarbeit mit den Ostkirchen— der griechisch- und russisch-orthodoxen Kir-

[8]) Max Kemmerich: „Kultur-Kuriosa", München 1909, S. 251.
Eingedenk der gewaltigen geistigen und kulturellen Hinterlassenschaft der vorchristlichen Griechen könnte man über solche Verehrung des „Reliquienplunders der heiligen Leiber" — wie Scherr sich ausdrückte — durch die späteren Griechen erstaunt sein. Aber Joh. Gottfried Herder hat schon im Jahre 1784 dazu geschrieben: „Das scharfsinnigste Volk der Erde, die Griechen, sind das verächtlichste Volk worden, betrügerisch, unwissend, abergläubig, elende Pfaffen- und Mönchsknechte, kaum je mehr des alten Griechengeistes fähig. So hat das erste und prächtigste Staatschristentum geendet; nie komme seine Erscheinung wieder!" (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 17. Buch, III.)

chen — herbeizuführen, um dann auf diese Weise und später, bei einer wieder wachsenden Kirchengläubigkeit in Rußland die Staatsregierung soweit beeinflussen zu können, daß der Abschluß eines Konkordates erreicht wird.

Als vorbereitender Auftakt, ja vielleicht als eine Aufmunterung der östlichen Regierungen, bestimmt aber als Zeichen der ernstgemeinten Unterwerfung des demokratischen Sozialismus unter die römische Kirche und die päpstliche Gewalt, muß das von den sozialdemokratischen Ministern herbeigeführte und mit Hilfe der klerikale Interessen vertretenden CDU durchgeführte Niedersachsen-Konkordat angesehen werden.[9])

Dieses rückschrittliche, unglaubliche, alle freidenkenden Menschen jeder Richtung empörende Konkordat verdankt die römische Kirche ganz allein den Sozialdemokraten, die ihre ursprünglichen Ziele dabei so überraschend preisgaben.

Der Sozialdemokratische Historiker Karl Kautsky schrieb im Jahre 1908:

„Die Organisation des Christentums, die Kirche, siegte dadurch, daß sie ihre ursprünglichen Ziele preisgab und deren Gegenteil verfocht.

Wahrlich, wenn der Sieg der Sozialdemokratie sich in gleicher Weise vollziehen sollte, wie der des Christentums, dann wäre das ein Grund, nicht der Revolution, sondern der Sozialdemokratie abzuschwören, dann gäbe es vom proletarischen Standpunkt keine schärfere Anklage gegen die Sozialdemokratie, dann wären die Attacken der Anarchisten (heute würde er vielleicht Kommunisten sagen) gegen sie nur zu berechtigt."[10])

Man sieht also: die Methoden wechseln, das Ziel bleibt bestehen! Das Mißtrauen gegenüber einem so wechselhaften Verhalten des Vatikans und die Bedenklichkeit bei Verhandlungen mit dessen frommen Vertretern — wie es die genannte ungarische Zeitung zum Ausdruck brachte — ist keineswegs neu oder eine kommunistische Böswilligkeit. Die Geschichte hat hinreichend erwiesen,

[9]) Man lese die aufklärende Schrift von Erwin Fischer: „Zur Verfassungswidrigkeit des Niedersachsen-Konkordats", Hannover 1965, Hans Pfeiffer Verlag.
[10]) Karl Kautsky: „Der Ursprung des Christentums", Stuttgart 1908, Seite 96.

daß bei solchen Verhandlungen mit dem Vatikan — seien es nun Konkordate oder irgendwelche Vereinbarungen — der Gewinn niemals der weltlichen Seite zugefallen ist. „Denn" — so sagte schon der doch gewiß unverdächtige Goethe —

„... Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält."
(„Torquato Tasso", 1. Aufz. 4. Auftr.)

Sollten aber die Vertreter eines Staates in solchen Fällen selbstgefällig meinen, ihre Verhandlungen mit dem Vatikan seien doch erfolgreich gewesen und einwenden — wie Goethe es in einem Xenion in Fragestellung formuliert —

„Ist Konkordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?" —

so erwidert Goethe solchen Besserwissern mit seiner überlegenen Kenntnis aus der geschichtlichen Erfahrung:

„Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt!"

INHALTSVERZEICHNIS

Die Ermordung des *letzten Zaren* Nikolaus II. durch die Bolschewisten wäre an sich in der russischen Geschichte kein besonderes Ereignis.

Als ein russischer Würdenträger dem hannoverschen Gesandten, dem Grafen Münster, die Ermordung des Zaren Paul I. (1801) schilderte und sah, daß sich der Zuhörer darüber entsetzte, sagte der Russe gelassen: „Was wollen Sie, Herr Graf? — — Tyrannei, gemäßigt durch Meuchelmord, das ist unsere Magna Charta.“

Ein unabhängige Erforschung der Geschichte bedeutet, die Kausalketten zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen und diese theoretisch in die Zukunft weiterzuführen, das heißt, Prognosen für Menschen- und Völkerschicksale zu stellen. Daher sagte der chinesische Weise Kongfu-tse (Confucius) ebenso wahr wie einfach: „Erzähle mir die Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen.“

„Die Vollkommenheit einer Historie besteht darin, daß sie allen Parteien und allen Nationen mißfällt; denn dies ist ein Beweis, daß der Verfasser keiner von ihnen schmeichelt oder Schonung widerfahren läßt, und daß er allen das sagt, was die Wahrheit ist.“

Pierre Bayle (1647—1706)

HANS PFEIFFER VERLAG

